

# Fünf Jahre in Speziallagern des NKWD und das Leben danach



Ein Lebensbericht  
von Wolfgang Kretzschmar

ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN 1998



FÜNF JAHRE  
IN SPEZIALLAGERN  
DES NKWD  
UND DAS LEBEN  
DANACH

Ein Lebensbericht  
von  
Wolfgang Kretzschmar

Rosa Luxemburg Stiftung Sachsen 1998

GEFÖRDERT VON  
PROF. DR. WERNER BRAMKE, LEIPZIG

ISBN 3-932725-87-5

Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. Leipzig 1998  
Sternwartenstraße 31 – D-04103 Leipzig

Redaktion: Kurt Schneider  
Satz: Giesela Neuhaus  
Umschlaggestaltung: Hans Rossmannit  
Herstellung: GNN Verlag Sachsen GmbH  
Badeweg 1, D-04435 Schkeuditz

# INHALT

Vorwort 5  
Vorbemerkung 7

## ZUM STERBEN ZU JUNG

EINFÜHRUNG .....	II
DIE ELISENBURG .....	14
LAGER MÜHLBERG .....	19
In der 2. Kompanie .....	19
Leben in den Kompanien .....	26
Melder im Arresthaus .....	27
Arbeitseinsätze .....	31
Malerbrigade .....	36
Theaterbesuch .....	43
Papier und Bleistift .....	47
Russisch-Unterricht .....	51
ARBEIT ODER STUMPFSENSINN .....	56
Autoschlosser .....	56
Friseur .....	58
Küche .....	60
Arresthaus .....	61
Fahrkolonne .....	61
Holzschuh-Macher .....	63
Jugend-Chor .....	64
Filmerzähler .....	65
Reiseberichterstatter .....	67
Gott oder die Welt ??? .....	68
Ruth Frommhold .....	71
KÜCHE I UND KÜCHE II .....	73
Aufbau der Lagerküche .....	73
Alltag der Kesselputzer .....	76
Das »U-Boot« .....	80
Feierabend bei den Küchenarbeitern .....	82
Ausländer in unseren Reihen .....	84
TRANSPORTE UND GERÜCHTE DAZU .....	86
BUCHENWALD .....	89

Die neue Umgebung .....	90
Wieder Küche und Kartoffeln .....	94
WANDLUNGEN .....	99
WEIMAR – LEIPZIG – EIN NEUER ANFANG .....	102

## DAS LEBEN DANACH

Der Anfang nach Buchenwald .....	III
Krankenhausaufenthalt .....	115
Erste Begegnung mit anderen Menschen .....	116
Berufsleben .....	118
Ausbildung zum Facharbeiter .....	119
Zusammentreffen mit Meistern und Ingenieuren .....	121
Johanna .....	123
Sportfreundschaften .....	125
Trainingslager und Sportschule .....	127
Bewerbung als Sportlehrer .....	128
Wieder bei den Russen .....	129
Vom »Roten Stern« zum Werk »Motor« .....	132
Delegierung zum Studium .....	134
Drei Jahre Direktstudium .....	135
GST-Lager .....	136
Wirtschaftliche Sorgen .....	137
FDJ-nik oder Partei .....	140
Neue Tätigkeit als Ingenieur .....	142
Im Institut für polygrafische Maschinen .....	145
Start in das neue Metier EDV .....	147
Politische Einstellung und Schachzüge .....	148
Auslandseinsätze .....	149
Rückkehr zur Polygrafie .....	153
»Leipziger Volkszeitung« und ZENTRAG .....	153
Institut und berufliches Ende .....	156

## ANHANG

Zur Person des Autors	161
Verzeichnis der Abbildungen	161
Ausgewählte Veröffentlichungen	162
Lieferbare Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung	164

## Vorwort

Nach dem Umbruch von 1989/90 hatte die Literatur über die sowjetischen Lager in der SBZ/DDR von 1946 bis 1950 Konjunktur. Für die interessierten Leser in Westdeutschland bestätigten und ergänzten Analysen und Erlebnisberichte des Lagerlebens Bekanntes. Anders in Ostdeutschland, wo das Thema lange tabuisiert worden war. Ich hörte zum ersten Mal als Zwölfjähriger von der Existenz solcher Lager, als nach deren Auflösung durch die Besatzungsmacht zwei des illegalen Waffenbesitzes beschuldigte Männer des Dorfes, in dem ich wohnte, als Entlassene zurückkehrten. Die Entzauberung Stalins 1956 und mein Geschichtsstudium, das mir auch Zugang zur Sperrliteratur im sogenannten Giftschränk ermöglichte, sowie Enthüllungen im Westrundfunk ließen mich genug über die sowjetischen Straflager wissen, um in Diskussionen als junger Lehrer einigermaßen bestehen zu können. Prägend wurden für mich aber zwei lange Gespräche, die mir meine Mutter mit einem ehemaligen Lehrer 1966 vermittelte. Sie schilderte ihn mir als einen demokratisch gesinnten Mann sowohl in der Weimarer Republik wie im NS-Reich, der bei Eltern und Schülern große Achtung genossen hatte. Ein Bauer, ehemals deutschnational und später wohl auch nazistisch eingestellt, denunzierte den Hauptlehrer des Dorfes 1946 aus ganz persönlichen Gründen, die politisch verbrämt wurden, bei der Besatzungsmacht. Ein regelrechtes Verfahren gab es nicht, es paßte alles zusammen, denn der Mann war im Faschismus Lehrer, dazu noch im Ersten Weltkrieg Feldwebel und danach im Kriegerverein gewesen. Daß er diesen aus Protest gegen den dort vorherrschenden Chauvinismus verlassen hatte, interessierte nicht.

Hans Hühnchen, so hieß dieser Mann, überlebte das schlimme erste Jahr in Buchenwald, als die Sowjets die Nahrungsrationen so niedrig hielten, daß die Insassen reihenweise starben, und auch die übrige Zeit bis zur Auflösung des Lagers. Ich fragte ihn, was er gefühlt und ob er auch Haß empfunden habe, als er entlassen wurde. Er antwortete: Nur Dankbarkeit, daß er wieder ins Leben zurückkehren durfte. In der Freiheit wurde er zwar nie rehabilitiert, aber er durfte wieder als Lehrer arbeiten, ein ergänzendes Fernstudium aufnehmen – um hauptsächlich als Russischlehrer zu arbeiten, was er sich schon im Lager gewünscht hatte.

An die beeindruckende Menschlichkeit Hans Hühnchens, dem vielleicht unser Autor 1949/1950 in Buchenwald über den Weg gelaufen ist, wurde ich erinnert, als ich die Bekanntschaft mit Wolfgang Kretzschmar machte. Er suchte nach Möglichkeiten, seine Erinnerungen an die Haft in sowjetischen Lagern zu veröffentlichen. Bereits im ersten Gespräch spürte ich, hier war ein Mann, der in einer distanzierten Betroffenheit auf seine Lagererlebnisse zurückblickte, die der Öffentlichkeit mitzuteilen lohnen würde.

Aber Bücher haben ihre Schicksale. Ich war überzeugt gewesen, verhältnismäßig leicht Interessenten und Geldgeber zu finden, die das Projekt befördern würden. Doch ich stieß bei mehreren Institutionen, die sich mit politischer Bildung befassen, darunter auch eine, die sich der Opfer des Stalinismus annimmt, auf Schwierigkeiten. Zugegeben, die Fülle der Lagerliteratur führte zu einer gewissen Übersättigung, doch schien mir, daß gerade der Verzicht auf lautes Anklagen und das von Kretzschmar auch für die Situation der Bewacher und der Besatzungsmacht gezeigte Verständnis Befremden auslöste.

Hierin sehe ich aber gerade die Stärke des vorliegenden Buches: Es ist in jeder Hinsicht authentisch. In der Ausnahmesituation der Nachkriegszeit und unter der Omnipotenz der Besatzungsmacht geraten Jugendliche mit dieser Macht in Konflikt. Was unter anderen Umständen als jugenhafte Unbedachtsamkeit nicht der Rede wert gewesen wäre, wird zum politischen Kriminalfall stilisiert. Das historische Recht der Besatzungsmacht, sich äußerst achtsam und wenn notwendig auch hart gegenüber einem neu formierenden Faschismus zu verhalten, wird zu Unrecht wegen der Verhältnisslosigkeit ihrer Mittel und der fehlenden Rechtsstaatlichkeit. Das übersehen diese Jugendlichen nicht, sie wollen überleben und selbst unter diesen Lagerbedingungen dem Leben auch Schönes abgewinnen.

Vielleicht ist es Wolfgang Kretzschmar gar nicht bei jedem Satz des Schreibens so bewußt geworden: Er hat hier etwas praktiziert, was Historisierung des Stalinismus genannt werden könnte, welche verdeutlicht, daß es die einfache Polarisierung von Recht und Unrecht nicht gab.

Ich wünsche dem Buch einen großen, aufmerksamen Leserkreis.

Werner Bramke

## Vorbemerkung

Diese Schilderung, die die Jahre von 1945 bis 1950 besonders stark beleuchtet, ist aus eigenem Erleben niedergeschrieben und betrifft die Zeit des Aufenthaltes in den Speziallagern des NKWD in Mühlberg und Buchenwald. Da die Folgen der Festsetzung in den Speziallagern, also die Zeit nach 1950, besonders den Prozeß der Wiedereingliederung betreffen, glaube ich, die gesamte Darstellung in meinem Erlebnisbericht mit einer Art Lebenslauf abschließen zu müssen.

Die für einen Fünfzehnjährigen äußerst dramatischen Erlebnisse bilden das Hauptereignis, wobei die Darstellungen nach fast 50 Jahren an Schärfe und Nachhaltigkeit verloren haben. Weil in unseren Erinnerungen immer das Positive vorherrscht und das Negative verblaßt, ist auch in meinem Erlebnisbericht diese Tendenz zu beobachten.

Den Sinn einer solchen Aufzeichnung sehe ich als Wortmeldung eines Zeitzeugen, der nicht will, daß diese bedrückenden Ereignisse der Nachkriegsjahre in Vergessenheit geraten. Dagegen will ich mit dieser Veröffentlichung keine Aufrechnung oder Abrechnung führen oder Rachegefühle gegenüber den Unrechtausübenden schüren. Es soll vielmehr allen Lesern gezeigt werden, wie man mit solchen Ereignissen umgehen und fertig werden kann; wie man nach Jahren des geschilderten Freiheitsentzuges im Leben Fuß fassen kann. Dadurch wird der gesamten Darstellung ein positives und optimistisches Ende verliehen.

Für das Zustandekommen dieser Veröffentlichung möchte ich Herrn Professor Werner Bramke von der Universität Leipzig ganz herzlich danken, vor allem für seinen aufmunternden Zuspruch in der Anfangsphase meiner Arbeit. Danken möchte ich Herrn Professor Manfred Neuhaus, der die Drucklegung in der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen empfahl, sowie den Mitarbeitern der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Für die Überarbeitung und Lektorierung meines Berichtes bin ich besonders Herrn Professor Kurt Schneider und Frau Dr. Giesela Neuhaus sehr zu Dank verpflichtet.

Wolfgang Kretzschmar  
Leipzig, November 1998





ZUM  
STERBEN  
ZU  
JUNG



## EINFÜHRUNG

Der Flieger John Steward liegt im April 1945 in seiner Baracke im Kriegsgefangenenlager Mühlberg (STALAG IV b), direkt neben dem »Englischen Theater«. Sein Gefangenen-Tagebuch erhält die nächste Eintragung, verbunden mit der Hoffnung auf Beendigung des wahn-sinnigen Krieges; immer noch in der Gefahr, von seinen eigenen Bombern getroffen zu werden.

Zur gleichen Zeit sind Roland, Kurt, Siegfried und Wolfgang auf Luftbeobachtung, am Himmel die »Lightnings« der englischen Krone, die dabei sind, den Bahnhof von Wiederitzsch anzugreifen. Sie benutzen ein »organisiertes« Luftbeobachtungsglas der Flak und verfolgen den Angriff.

Weitere Angriffe werden auch für sie lebensgefährlich, weil jetzt keine Jagdbomber, sondern Kampfverbände im Nachtangriff den großen Wahrener Rangierbahnhof mit gerichteter Gewalt zerstören. Das sind alliierte Bemühungen, die hitlersche Kriegsmaschine zu zerschlagen. Dabei finden Tausende Leipziger Bürger den Tod oder verlieren Hab und Gut sowie ihre Wohnung.

Die vier Jungen sehen um sich herum die Not und das Elend, aber der Gefreite aus Braunau am Inn hat ihnen seine Wunderwaffe versprochen, die müßte ja nun kommen. Deshalb wollen auch sie sich bewaffnen, der Wahrener Bahnhof bietet jedem etwas. Zum Plündern »freigegeben«, liegen Fleisch in Büchsen, Butter, Marmelade, Mehl, aber auch Waffen und Munition frei herum.

Hier beginnt das Verhängnis. Die wütende Kriegsmaschine wird gestoppt, Ende von Tod und Vernichtung, aber kein Ende mit dem Blödsinn in den Köpfen. Ohne Ziel und Organisiertheit wird erst einmal aus Trotz und Widerstand der Befehl zum Abliefern aller Waffen ignoriert. Die Waffen werden vergraben, und damit ist es mit der Wehrhaftigkeit vorbei.

Der Flieger John Steward hatte auch Glück. Bei der »Begegnung an der Elbe«, nur wenige Kilometer vom Lager Mühlberg entfernt, treffen sich die Verbündeten der Anti-Hitlerkoalition in Torgau am

8. Mai 1945 und beenden damit auch seine Gefangenschaft. Kurze Zeit später wird das STALAG IV b aufgelöst, einziges Lebenszeichen ist der stählerne Windmotor HERKULES am Feuerlöschteich, der sein Quietschen über die zerfahrenen und ausgedörrten Felder schickt.

John Steward steuert schon den Hamburger Hafen an und setzt im Kriegsschiff über den Ärmelkanal. Voller Hoffnung kehrt er in eine Kleinstadt bei London zurück, endlich sein Studium zu beenden; bange Hoffnung im Herzen über das Schicksal seiner Verwandten. Das Kapitel Mühlberg ist für ihn abgeschlossen.

Leutnant Sergej Kudenski befindet sich zu dieser Zeit mit einer Einheit der sowjetischen Panzertruppen noch in Schwiebus, etwa 70 km vor Überschreitung der Oder. Ihm war es nicht vergönnt, mit der Panzerspitze auf Berlin vorzustoßen, er ist sozusagen in Schlesien hängengeblieben. Jetzt befaßt er sich mit sogenannten Volksdeutschen, die wenig Polnisch und schlecht Deutsch sprechen und die sich verdächtig gemacht haben. Sind sie nun Polen oder Deutsche? Hinter der Front ist alles auf Absicherung bedacht.

Leutnant Kudenski weiß noch nichts über seinen Befehl, ein sogenanntes Spezialkontingent zu bilden. Die oberste Armeeleitung und der KGB befassen sich noch mit der Lage nach den Kampfhandlungen. Ein Spezialkontingent wäre wichtig zur Bekämpfung von Partisanen. Das Kontingent könnte wie eine Art Geisel benutzt werden, entweder ergebene Ruhe oder entsprechende Behandlung des Spezialkontingents. Doch man hat nicht damit gerechnet, daß in Deutschland kein Heldentum mehr gefragt ist. Bis auf einzelne Sabotageakte gibt es kein Partisanentum mehr.

Wer konnte denn nun in ein solches Spezialkontingent geraten, wo nahm man die Menschen her? Es mußte eine Handhabe geben, diese zu greifen. Zum Beispiel der »Werwolf«, von Hitler in letzter Stunde als patriotische Rettungsmannschaft ins Leben gerufen; es sollte nach geschichtlichem Vorbild im Untergrund gegen die neuen Mächte gewirkt werden. Jeder, der illegal Waffen besaß, war für die sowjetische Heeresführung »Werwolf«. Die Ausbildungslager der Hitlerorganisation, die sogenannten Wehertüchtigungslager (WE-Lager), wurden zu faschistischen Kadenschmieden erklärt. Streifenkomman-

dos fingen Jugendliche ein, suchten Verdachtsmomente oder benutzten Informationen von Denunzianten zum »Ausheben« solcher »Widerstandsnester«. Auf diese Weise kam eine Sammlung von Menschen zusammen, die entweder mit den Nazis paktiert hatten, verhetzt waren oder ahnungslos ins Loch gingen, nur weil sie von der Hitler-Kriegsmaschine noch in den letzten Tagen für den Heldentod vorbereitet worden waren.

Diese gezielte Aktion wurde von den Angehörigen des sowjetischen KGB und dem sowjetischen Militär auch im inzwischen besetzten Sachsen betrieben; in Leipzig, Dresden, Zwickau und anderen Städten wurden verdächtige Personen ausfindig gemacht. Besonders aktiv war man im Vogtland. Hier wurden komplette Besatzungen von WE-Lagern einschließlich ihrer Ausbilder verhaftet und als Organisation »Werwolf« ausgegeben bzw. angesehen. Das »Gelbe Elend« von Bautzen war bald genauso überfüllt wie das Gefängnis von Zwickau oder die »Elisenburg« von Leipzig. Im August 1945 wurde in einer Welle von Verhaftungen das bewußte Kontingent geschaffen.

Auch die vier Jungen aus Wahren wurden durch eine Denunziation eines ihrer Schulfreunde festgesetzt. Bald waren die versteckten Waffen gefunden und der Tatbestand für eine Internierung\* gegeben. Vierzehn- bzw. fünfzehnjährig waren die vier Wahrener schon »Verbrecher« genug, um von drei Posten mit scharfer MPi im Anschlag aus der damaligen Heerstraße (jetzt Olbrichtstraße) ins Leipziger Gefängnis Elisenstraße (Elisenburg) transportiert zu werden.

Gefängnis in diesem Alter ist besonders deprimierend; Krieg und Bomben überlebt und jetzt die Gefahr, als Partisan exekutiert zu werden. Kein sowjetischer Offizier kam auf die Idee, hier vielleicht den Status der Minderjährigkeit anzuwenden. Verrückterweise paßte zu den Waffen der vier nicht ein Schuß der versteckten Munition, es

\* Im Bericht werden an vielen Stellen die Begriffe Internierter und Internierungslager benutzt. Diese Bezeichnung ist unkorrekt. Richtig ist, daß die Masse der Inhaftierten vom NKWD als Spezialkontingent bezeichnet wurde und in Speziallagern unterzubringen war, und zwar nach »Spielregeln«, die im Befehl Nr. 00315 vom 18. April 1945 des NKWD festgelegt waren. Der Tatbestand der Internierung im juristischen Sinne traf für die Inhaftierten aller Speziallager niemals zu.

war Karabiner- und MPi-Munition, dazu aber kleinkalibrige Pistolen. Die Jungen hatten nicht einen Schuß aus den »erbeuteten Schieß-eisen« abgefeuert, aber verdächtig genug waren sie, um arretiert zu werden.

Bald platzten die »ehrwürdigen« Zuchthäuser aus allen Fugen, und man erinnerte sich der vielen ehemaligen Kriegsgefangenenlager. Auch das Lager in Mühlberg an der Elbe, wo Sergeant Steward bis Mai gesessen hatte, wurde nun zum Lager für das Spezialkontingent Nr. 1 eingerichtet. Anfang September 1945 trafen die ersten Transporte in Mühlberg ein. Zuerst aus Dresden (ca. 100 Mann), dann am 22. September 1945 ein Transport aus Leipzig mit mehreren LKW, darunter auch die vier Wahrener, untergebracht in der ersten Gefangenenbaracke rechts hinter dem Lagertor. Sie alle bildeten die 2. Kompanie.

Das NKWD (KGB)-Speziallager Nr. 1, für dessen Inbetriebnahme auch Leutnant Sergej Kudenski zu sorgen hatte, war gebildet. Der Geheimbefehl Nr. 00315 der KGB-Zentrale in Moskau vom 18. April 1945 war damit exakt erfüllt. Bis zum Jahresende 1945 waren bereits 9000 Gefangene in das Lager Mühlberg eingeliefert.

## DIE ELISENBURG

Nach unserer Festnahme im August 1945 wurden wir nacheinander in die damalige Kommandantur in der Heerstraße (jetzt Olbrichtstraße) eingeliefert und in Kellerräumen mehrere Tage festgehalten. Nach den sehr dramatischen Vernehmungen durch Offiziere mit teilweise sehr schlechten Dolmetschern mußten wir die in Russisch abgefaßten Protokolle unterschreiben. Unsere bescheiden vorgebrachten Wünsche nach Übersetzung wurden zum Teil sehr handgreiflich beantwortet, so daß keine Wünsche von unserer Seite offen blieben.

Wir wußten nun, daß ein Abtransport nach einer Kaserne in der Windscheidstraße bevorstand, und unsere große Sorge war, daß das die GPU-Kaserne sei. Der Name GPU war damals in schrecklicher Erinnerung durch Frontberichte; er wurde dann durch NKWD bzw. KGB abgelöst und bedeutete recht frei übersetzt »Geheime Staatspolizei«.

Als dieser Transport, der uns von der Heerstraße fortbrachte, in der Windscheidstraße kehrtmachte, glaubten wir, der GPU entkommen zu sein. Dabei waren wir schon tagelang in deren Klauen, ohne es zu wissen. Unsere »Sorge« war also unnötig, denn wir landeten prompt in der GPU-Hochburg, die im Gefängnis der Stadt Leipzig residierte. Da hatten wir nun den Salat, das, wovor wir Angst hatten, war nun Wirklichkeit geworden.

Das Gefängnis der Stadt war unter dem Namen »Elisenburg« bekannt. Es steht heute noch, liegt im Süden von Leipzig und wird von den Straßenzügen mit den damaligen Namen Süd-, Moltke-, Arndt- und Elisenstraße begrenzt. Letztere Straße gab auch der Elisenburg ihre volkstümliche Bezeichnung. Mindestens von der Elisenstraße ist der burgähnliche Charakter des Bauwerks zu erkennen, welches um die Jahrhundertwende errichtet wurde. Heute heißen die Straßenzüge bis zur nächsten Umbenennung Karl-Liebknecht-, Alfred-Kästner-, Arndt- und Bernhard-Göring-Straße.

Dieser Gefängnisbau machte auf uns einen äußerst beklemmenden Eindruck. Stahltüren, Gittertüren, Sicherheitsschleusen, Stahltreppen und Fangnetze sowie der entsetzliche Lärm beim Öffnen und Schließen der Zellen, das waren die ersten und auch bleibenden Eindrücke.

Auf die Zellen wurden wir so verteilt, daß keiner mit dem anderen sprechen konnte. Ich war mit einem Deutschen und einem Halbrussen in einer Zelle. Der Deutsche war ein wohlhabender Leipziger, Konsul Wolf, Geschäftsführer der Leipziger Kammgarnspinnerei in der Pfaffendorfer Straße. Er konnte in Hitlerdeutschland ohnehin nicht ausreisen und war deshalb mehr auf den Titel als auf Konsulartätigkeit. Der andere Zellengenosse war für uns ein einziges Rätsel. Er sprach ein wenig deutsch, war aber an sich sehr undurchsichtig. Ob er vielleicht als Spitzel eingebaut war, konnten wir nicht ermitteln, wir haben ihn auch später nie wieder gesehen.

Wir waren also zu dritt in der Zelle mit drei Pritschen, einem Klappstisch und zwei Klappstühlen, dazu ein Klo im Schrank. Das Fenster, in ca. 2 m Höhe angebracht, war ein Klappfenster, vor dem sich eine Mauerschräge befand. Man kann sich also vorstellen, wie kompliziert ein Runde »Fenstergucken« war. Wir haben auf alle Fälle »Fenstergucken« mehrmals am Tage durchgeführt, um wenigstens einmal auf den Hof zu schauen. Dabei konnten wir andere Zellengenossen sehen oder hören. Das Rufen aus dem Fenster war aber sehr gefährlich, weil es ja auch die Posten auf den Plan rief, die dann die



so entstandene Konversation mit handgreiflichen Mitteln sofort unterbunden haben.

Ein besonders hartnäckiger Gefangener hatte während unserer Zeit die Angewohnheit, eine Art Ansprache laut über den Hof zu schreien. Seine Worte begannen immer mit: »An die Zivilbevölkerung von Leipzig!« Dann folgten Aufrufe zur Befreiung und Hilfeanforderungen. Die Russen konnten solche Ansprachen nicht leiden und schlugen solange zu, bis er still war. Es dauerte aber nicht lange, da ging wie ein Lautsprecher die neue Aufforderung an die Zivilbevölkerung erneut los. Er ist sicher geistig gestört gewesen, sonst hätte er nicht immer wieder die Prügel auf sich genommen.

Es war eine bedrückende Atmosphäre in dieser Zelle. Unsere Untersuchungen und Verhöre waren zwar beendet, aber niemand wußte, wie es weitergeht. Nur einige Deutsche, die als sogenannte Kalfaktoren arbeiteten, versorgten uns ab und zu mit Informationen, besser mit »Parolen«, wie die unbestätigten Meldungen bezeichnet wurden. Da ging recht viel Gereimtes und Ungereimtes durch die Zellen. Die Rede war von Transporten nach Torgau oder Mühlberg, aber wer und wann war unbekannt. Beim Friseur und in der Krankenstube wurden solche Informationen gepflegt und weitergegeben. Das war die einzige Möglichkeit, einmal einem Bekannten zu begegnen.

Eine Besonderheit war das Zusammentreffen mit dem General Kunze, der unseren Konsul Wolf eines Tages »besuchte«. Wir hörten Geräusche an der Zellentür und dachten zuerst, ein Posten besucht uns. Durch das flüsternde Rufen von außen wurden wir aber aufmerksam und stellten fest, daß der General aus irgend einem Grund draußen frei umhergehen konnte. Er wollte Wolf sprechen und begann ein großes Wehklagen über seine Lage und brachte ebenfalls »Parolen«, die nicht gerade aufmunternd wirkten; überhaupt gab er eine ganz klägliche Figur ab. Wir erfuhren von Wolf, daß Kunze ein General der Hitlerarmee sei, der ihm als Leipziger bekannt war. Wir sollten noch Gelegenheit finden, diesen General in natura in Mühlberg zu erleben.

Das Leben in der Zelle war unerträglich langweilig, und wir versuchten, uns durch Erzählen aufzumuntern. Besonders der Konsul konnte uns durch sein bewegtes Leben viele interessante Geschichten übermitteln. Gewissermaßen aus dem Leben eines »Reichlings« waren die Sachen für uns doch völlig neu, und man konnte nur staunen, wie die Reichen den Krieg verbracht hatten. Er war natürlich UK-

gestellt, das heißt, solche Leute waren in der Heimat »unabkömmlich« und brauchten nicht an die Front. Während wir schon das bißchen Essen zusammenkratzen mußten, konnten die Herren Wehrwirtschafts-Führer, so nannten sich damals die Herren Marktwirtschaftler, wie die Maden im Speck leben.

So erzählte uns der Konsul von einem Besuch der Berliner Staatsoper plötzlich aus heiterem Himmel, weil in Leipzig »nichts los war«. Man beschloß bei Konsuls, einmal kurz nach Berlin zu fahren, um den »Holländer« zu genießen. Sicher war das in den Kriegsjahren, wo die Bomber noch nicht den Himmel beherrschten, aber trotzdem war es für mich unfassbar, daß man mal kurz nach Berlin ins Theater fuhr, um am selben Abend wieder zurück zu sein. Eine völlig andere Welt für mich, aber als Erzählung gegen die Langeweile in der Zelle doch brauchbar.

Eine angenehme Unterhaltung hatten wir durch illustrierte Zeitungen aus der Gefängnisbücherei. Wie die Exemplare in unsere Zelle gekommen sind, weiß ich heute nicht mehr. Es waren Ausgaben von vor 1933, und das war schon kurzweilig, darin zu lesen und darüber zu sprechen. Aber lange wurde uns diese Freude nicht gegönnt.

Außerdem gab es noch das Schachbrett auf unserem Klapptisch. Es war in die Platte eingeritzt worden und gut zu gebrauchen, es fehlten uns nur die Figuren. So haben wir eben »Dame« gespielt und hatten zu diesem Zweck Damesteine aus unterschiedlich gefärbten Papierkügelchen im Gebrauch. Das war eine gute Abwechslung, nur die »Steine« mußten immer gut versteckt werden. Wenn sich dann der Schlüssel im Schloß drehte, mußten wir schneller sein als der Posten.

Zum Glück waren wir nur drei Wochen in diesem »Knast«. Während dieser Zeit gab es keinen Freigang oder gar Arbeit außerhalb der Zelle; nur Sitzen, täglich einen Zählappell und auf die Mahlzeiten warten. Das Essen wurde immer sehnlichst erwartet, da gab es bei seiner Ausgabe auch mal einen Blick auf den Gang, man hörte den Zellennachbar sprechen oder etwas rufen als Information. Es war ein Vorteil der Zweisprachigkeit, wenn z. B. der Zellennachbar laut auf den Gang rief: »Morgen geht es ab nach Mühlberg!«, dann konnte der russische Posten zwar fluchen: »Nix sprechen!«, aber die Information, daß ein Transport vielleicht morgen abgeht, war doch an die deutschen Ohren gedrungen. Man konnte sich natürlich auch eine Ohrfeige einhandeln, aber das hing auch vom Posten ab, und den hatte man inzwischen einschätzen gelernt.

Der Bau der Elisenburg war von uns Häftlingen natürlich kaum zu ergründen, wenn wir nicht die Zelle verließen. Die wenigen Aufenthalte außerhalb unserer Behausung zeigten uns einen sehr nüchternen Bau mit einer großen Anzahl von Gitter-Schleusen, durch die wir bei der Einlieferung gehen mußten. Es wurden immer bestimmte Sektionen geöffnet und wieder verschlossen, so daß man nie ungehindert mehrere Meter laufen konnte. Erst wenn der Zellenbau erreicht war, gab es freie Fahrt. Dieser Zellenbau war in typischer Gefängnisbauweise angelegt. Er bildete ein Kreuz, in drei oder vier Richtungen konnte man von einem zentralen Aufsichtsplatz aus sehen und hatte damit den ganzen Bau im Auge. Da die einzelnen Etagen in Galeriebauweise angelegt waren, konnten von dem zentrale Platz auch alle Etagen übersehen werden. Zwischen dem Erdgeschoß und der ersten Galerie war ein Schutzgitter gespannt, um Selbstmörder daran zu hindern, sich von oben ins Erdgeschoß zu stürzen. Viel mehr konnten wir von der Elisenburg nicht sehen. Friseurstube, Krankenzimmer und Badeeinrichtung haben wir bei unserem kurzen Gastspiel von drei Wochen nicht »besichtigt«.

Am 22. September 1945 erfolgte dann der schon erwähnte Transport in das Lager Mühlberg. Bei Nacht und Nebel ging die Fuhre ab. So haben wir auch nicht viel von der Stadt Leipzig gesehen, von der wir uns nun für fast fünf Jahre zu verabschieden hatten, sang- und klanglos mit viel Unsicherheit, was die Zukunft anbetraf.

Wie bereits erwähnt, waren die Verhöre beendet und Protokolle angefertigt. Wenn auch nur in russischer Sprache, also für uns nicht lesbar, aber so war doch der bürokratische Vorgang für die Russen beendet. Daraus könnte man nach normalem Rechtsempfinden schlußfolgern, daß jetzt ein Urteil zusammengebastelt werden kann. Das war aber für alle Inhaftierten nicht der Fall. Somit war auch unsere Zukunft absolut unklar, weil ja niemand wußte, für wie lange die Festsetzung z. B. in Mühlberg vorgesehen war. Also ohne Urteil, ohne Maßgabe, in welcher Form eine Strafe abzuleisten sei, brachte man uns weg.

Verständlich, daß sich in dieser Nachkriegszeit niemand bereit fand, eventuell eine Anfrage über den Verbleib von Inhaftierten zu wagen. Wer es doch tat, mußte mit seiner sofortigen Festnahme rechnen und war gut beraten, sich nicht so weit »aus dem Fenster zu lehnen«. Internationale Hilfsorganisationen hatten ohnehin beschlossen, sich bei der Verfolgung von Nazi-Verbrechen vorsichtig zu

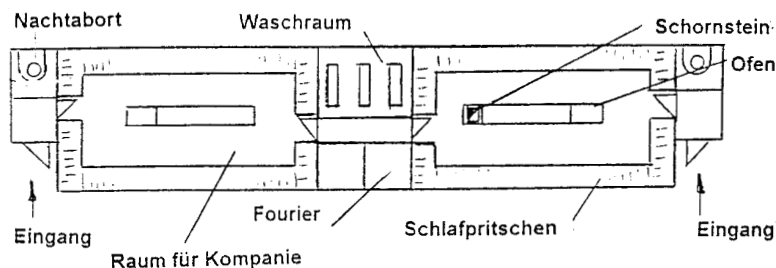
verhalten, und wir galten eben nach der Festlegung von Potsdam als Verbrecher und Störfaktoren, die sich dem Aufbau einer demokratischen Ordnung in Deutschland widersetzten.

## LAGER MÜHLBERG

### *In der 2. Kompanie*

Am 22. September 1945 trafen wir bei herrlichem Spätsommerwetter im STALAG IV b ein, so nannte sich das große Kriegsgefangenenlager bei Mühlberg. Der Bahnhof Neuburxdorf, der Ort Mühlberg und ein Ortsteil Weinberge bildeten die Grenzen der Sichtzonen, andere Zivilisation konnte nicht gesichtet werden.

Die Baracken waren in einem miserablen Zustand. Ein Vorkommando hatte bereits einige Baracken hergerichtet und Schlafpritschen eingebaut.



Skizze einer Baracke für zwei Kompanien

Eine Doppelbaracke mit gemeinsamem Waschraum und Fourierzimmer und je einem separaten Eingang wurde von zwei Kompanien bewohnt. Die Stärke einer Kompanie lag bei etwa 90 bis 120 Mann, die auf den durchgehenden Pritschen doppelstöckig zum Schlafen untergebracht waren. Das jeweilige »Bett« eines Gefangenen bestand aus knapp einem Quadratmeter Holzplanke, welche aus Barackenteilen angefertigt war. Dazu gehörten eine Decke und ein sogenanntes Kopfteil, ebenfalls aus Holz; damit war die Liegestatt schon komplett. Es war klar, daß wir Jugendlichen »oben« schliefen. Mit Leitern wurden die ersten Etagen erreicht, eine günstige Position im Winter,

weil sich der ganze Mief der Baracke dort oben sammelte und bekanntlich warmer Mief besser ist als kalter Ozon. Die vor uns in Mühlberg eingetroffenen Kameraden (so bezeichnete man sich, obwohl die alten Fronthasen sagten, daß die letzten Kameraden in Stalingrad gefallen seien) waren aus Dresden und hatten als Vorkommando gewirkt. Sie nannten sich 1. Kompanie, und somit war der Transport aus der Elisenburg in Leipzig die 2. Kompanie.

Sobald wir etwas Freizeit hatten, begann das »Organisieren« im restlichen Lager. Wie von den Kriegsgefangenen verlassen, fanden wir die leeren Baracken vor, in denen Eßgefäße und Löffel zu finden waren und auch kleine Büchsen für Salz oder Zucker u. ä. Das war für uns nach dem Gefängnisaufenthalt eine wiedergewonnene Freiheit, die zwar nur eine Pseudofreiheit darstellte, aber in vollen Zügen genossen wurde, wenn auch bald der Pferdefuß folgen sollte. Was wir beim Durchsuchen der alten Baracken nicht wußten, war die Tatsache, daß die Flöhe und Läuse der Kriegsgefangenen noch lebten und in den verlassenen Unterkünften auf neue Menschen warteten. Davon haben wir aber bereits nach wenigen Minuten Kenntnis genommen, und es fing ein tolles Jucken und Kratzen bei uns an. Wir sind sofort auf die Lagerstraße gerannt und haben uns ausgezogen und eine Bekämpfungsaktion unter freiem Himmel gestartet. Daher rührt auch noch meine Erinnerung an das herrliche Herbstwetter am 22. September. Es war schon ein eigenartiges Bild, eine Kolonne nackter Männer auf der Lagerstraße sitzen zu sehen, die sich lausten.

Da saßen wir nun, halbe Kinder, Lehrer, Reichsgerichtsräte, Naziexperten, aber auch einfache Menschen, so alt wie unsere Eltern, ausgezogen bis auf die Unterhosen und versuchten, Flöhe zu jagen. Eine Technologie, die nur alten Fronthasen bekannt war. Daumen und Zeigefinger anfeuchten und dann schneller zugreifen als der Floh springen kann. Danach den Floh zwischen den Fingern »wurschteln«, damit er nicht mehr springen kann, dann auf dem Daumnagel »knacken«, d. h. zerquetschen. Dieses Geschäft ist schnell erlernt, zum besseren Leben in einer solch erzwungenen Gemeinschaft ist es eine wichtige Hygienehandlung, ebenso bedeutungsvoll wie das Waschen und andere Verrichtungen. Daß wir die Flöhe bei dieser Aktion nicht los wurden, war den erfahrenen ehemaligen Soldaten ganz sicher. Da es auch keine chemischen Mittel zur Bekämpfung gab, war die künftige Lebensgemeinschaft mit den Plagegeistern für die weiteren Jahre beschlossen. Wir lernten bald danach auch noch Läuse und Wanzen kennen und die dazu geeigneten Bekämpfungsmethoden.

Zurück also in die 2. Kompanie, wo es nun ein Einrichten und wohnliches Herrichten gab. Es wurde die Pritsche, Bett ist ja nicht die treffende Bezeichnung, eingerichtet. Beim Suchen im Lager wurden auch geeignete Materialien gefunden, die außer der einen Decke noch etwas Behaglichkeit schafften. Strohsäcke wären ja nicht schlecht gewesen, aber alles war von Flöhen und Läusen verseucht, und so mußten andere Unterlagen gefunden werden. Bei der Demontage von Barackenteilen gab es eine isolierende Füllung aus Dachpappe mit aufgenähten Kunststofflagen, ähnlich der Holzwolle, die eine gute brauchbare Unterlage darstellte. Leider zerkrümelte diese Matte im Laufe der Zeit, sie hat nicht das ganze Lagerleben mitgemacht.

Ansonsten mußten die Bekleidungsgegenstände zum Ausstaffieren des Schlaflagers dienen. Da kam schon die nächste Erfahrung der Fronterprobten auf uns zu: fast alles ausziehen zum Nachtschlaf, lieber zum Zudecken benutzen, aber nicht am Körper tragen; also Hose, Jacke, Hemd und Pullover alles oben drauf auf den Kerl, dann die Decke und zuletzt den Mantel. Diese Technik hat auch bei strengem Winter vielen geholfen.

Unter den Schlafpritschen wurden die restlichen Sachen in einem Rucksack, Beutel oder Koffer verstaut. Persönliche Habe war am Mann zu tragen, es gab ohnehin nicht viel. Unter dem Kopfteil waren dann noch mögliche Lebensmittelreserven zu finden. In der Hosentasche steckte der Eßlöffel. Der Stiel des Löffels war als Messer von uns hergerichtet worden, denn Messer und Gabel waren ebenso wie Bleistifte streng verboten. Wir konnten aber mit unserem Löffel alles notwendige ausführen, z. B. Kartoffeln und Möhren schälen oder putzen, Brot teilen und ihn natürlich auch als Werkzeug im Bedarfsfall benutzen.

Außerdem gehörte unbedingt ein Eßgeschirr zur Ausrüstung, am besten ein Wehrmachts-Kochgeschirr, aber auch amerikanische und russische Alu-Geschirre waren im Einsatz. Lange Zeit habe ich aus einem alten Spucknapf gegessen, mit wunderbarer weißer Emaille veredelt. Die Tatsache, daß sein vorheriger Benutzer darin Gips angerührt hatte, machte mir den Gebrauch relativ einfach, zumal seine weiße Emaille innen und sein schönes rotbraunes Äußeres ihn zum exklusiven »Speisegeschirr« erhoben. Demgegenüber standen verrostete Konservendosen, wie sie von vielen Gefangenen benutzt wurden, weit hinter meinem Spucknapf.

2. Kompanie – schon die herrlich dämliche Armeebezeichnung für einen Haufen von gedemütigten und verlorenen »Kriegern« bzw.

einfach eingelochten Deutschen, die ohne Urteil und Verfahren hier den Tod oder die Freiheit abwarteten, war der reine Hohn. Es hing aber wohl mit den russischen Bewachern zusammen, die ja eine Lagerorganisation aufbauen mußten. So wurden mehrere Kompanien zu einer »Zone« zusammengefaßt, die auch entsprechend mit Stacheldraht abgeteilt wurde. Letztere Maßnahme fand aber erst nach der vollen Belegung des Lagers, also etwa im Jahre 1946, statt. Für alle diese Einheiten gab es selbstverständlich Leiter: Kompaniechef, Zonenleiter, Lagerleiter und Hauptlagerleiter.

Unser Kompaniechef hieß Wilhelm Frank. Ein dümmeres Armeegesicht habe ich in den nächsten Jahren nie wieder erlebt, preußisch zackig, mit rausgedrückter Brust, eine Großschnauze, die ihr geringes bißchen Macht genüßlich an uns ausspielte. Er war einfach widerlich, und viele Gefangene, die schon als Soldaten solche Scheusale kennengelernt hatten, haßten ihn noch mehr als wir Jugendlichen.

Dazu zählte auch Rudi Eisert, ein Mann etwa Jahrgang 1920 mit »Osterfahrgang«, der sich jetzt von einem Hitler-Feldwebel keine Vorschriften mehr machen ließ. Wenn der Kompanie-Chef mit uns »Schlitten fahren« wollte, schaltete sich Rudi ein und wurde unser Beschützer. Eine ähnliche Rolle übernahm auch der »Spieß« Paul Tilipps. Er sollte eigentlich den dummen Frank als stellvertretender Kompanie-Chef unterstützen, war aber seinem Chef auf geistigem Gebiet um Längen voraus. An der »Rekrutenausbildung«, die Frank an uns praktizierte, beteiligte er sich nicht. Im Gegenteil, er nahm ihm den Wind aus den Segeln oder teilte uns zu Arbeiten ein, bei denen wir außer Reichweite für den Nazi waren. Übrigens hatten wir auf Grund unseres Alters viele Sympathisanten unter den älteren Gefangenen, weil sie in uns etwas wie ihre Kinder sahen, also väterlichen Schutz von mancher Seite und auch Unterstützung und Beistand.

Nun können wir aber nicht verhehlen, daß wir unter den Bedingungen des Lagers hart und »rotzig« wurden und manchem Alten übers Maul gefahren sind oder ähnliche Unhöflichkeiten an den Mann brachten. Das hat mir einmal eine mächtige Ohrfeige von Otto Rehn eingebracht. Otto war ein Zimmerer-Polier aus Großdeuben, Kolonnenführer für alle Bauvorhaben und ein guter Organisator und Baufachmann. Bei einem Arbeitseinsatz gab er eine Anweisung, die uns nicht paßte und bei mir eine Bemerkung herauslockte, die unmißverständlich war. Otto, als Mann vom Bau, hatte darauf nur eine Sprache, die »Zeichensprache« mit fünf Fingern. Ich bekam eine

geschossen, die sich sehen lassen konnte, und die Arbeit wurde anschließend zu aller Zufriedenheit erledigt. Später sprach Otto mit mir über den Vorgang und wurde danach mein bester Kumpel, immer für uns da, wir für ihn, es war Verlaß auf Otto. Aus dem soeben Gesagten geht hervor, daß wir auch Arbeitseinsätze zu leisten hatten; dazu einige Anmerkungen.

Grundsätzlich wurden alle inneren Arbeiten des Lagers von Gefangenen ausgeführt. Diese Arbeiten wurden lediglich mit einer Essenportion oder einer Brotration honoriert und waren, nachdem sich das Lager zu einer Organisationsform durchgearbeitet hatte, auch freiwillig. Das heißt, man versuchte in eine Arbeitskolonne zu kommen und konnte dadurch seinen Aufenthalt im Lager ganz entschieden verändern. Dazu gab es natürlich von den Gefangenen ganz unterschiedliche Auffassungen. Die einen wollten keine Hand für den Iwan bewegen, ihre Kräfte schonen und gesund nach Hause kommen. Die anderen waren der Meinung, durch Arbeit vergeht die Zeit, es gibt etwas zu essen, und es läßt sich manches »organisieren«. Das war der bessere Ausdruck für mausen, stehlen, mitgehen lassen, aber auch etwas einleiten zum späteren Nutzen, z. B. Zigaretten beschaffen oder Tabak, um dafür Brot einzutauschen.

Wir Jungen waren also immer für die letztere Form, Arbeit annehmen, gleich welcher Art, es kommt immer etwas Positives dabei heraus. Das hat sich auch bis zum Ende unseres Lageraufenthaltes bewahrheitet. Selbstverständlich wollten alle in der Küche oder Bäckerei arbeiten. Das war aber von vielen Umständen abhängig, auch von Bekanntschaften und Beziehungen. Ich kann heute wirklich nicht mehr sagen, welchen Umständen Roland und ich es verdankten, in die Küche zu gelangen. Sicher spielten dabei einige Leipziger Freunde eine stille und bescheidene Rolle. Zwei Küchenchefs waren aus Leipzig, Hans Hüttner und Waldemar Telle, aber auch der Tauchaer Manfred Just könnte über den Leipziger Hauptfourier Hans Morgensstern etwas angeschoben haben. Wie auch immer, es war ein Segen für alle vier, denn so konnte manche Unterstützung gegenseitig eingeleitet werden. Sicher war es auch die Gunst der ersten Stunden, denn es waren noch nicht viele Gefangene im Lager. Für uns war das auf alle Fälle günstig, denn es gab Arbeit für uns in der Autoschlosserei, beim Frisör, in der Küche, bei den Kartoffelschälern, bei den Malern, im Arresthaus, in der Fahrkolonne, um nur einige zu nennen. Daraus geht hervor, daß man nicht wählerisch sein konnte und jede Tätigkeit sofort und so lange wie möglich auszuführen war. Wer also



mit seiner Kraft und Gesundheit zurecht kam, war gut beraten, eine Arbeit auszuführen.

Die gelegentlichen Arbeitseinsätze gingen nach der Bildung des Lagers und seiner Organisiertheit bald in feste »Arbeitsverhältnisse« über. Die Zeiten, wo große 100-Mann-Kolonnen gefällte Bäume auf den Schultern ins Lager transportierten, waren vorbei. Sicher muß hier ein Wort zu den typischen Russenkolonnen gesagt werden.

Das Prinzip: »Es kann alles erledigt werden, wenn nur genug Leute da sind«, ist massenhaft auch im Lager praktiziert worden. Beim schon genannten Transport von gefällten Bäumen wurde es hundertfach ausgeführt. Man muß sich eine 25 m lange entästete Kiefer vorstellen, die von ca. 20 Mann aufgenommen wird. Sehr schwer an Gewicht, aber viel schlimmer noch in der Lastverteilung. Denn 20 Mann haben nun mal 20 ungleich hohe Schultern, geht einer der Träger nur ein wenig in die Knie, haben sein Vorder- und Hintermann sofort sein Gewicht mit zu tragen. Dazu noch Einwirkungen von außen, die Bewachungsposten »halfen« mit Kolbenhieben von der Seite auf den »menschlichen Transportmechanismus« ein, das beschleunigte die Transportgeschwindigkeit oder führte zu Katastrophen, wenn nämlich einige Glieder des Transportmechanismus ausfielen.

Am gefährlichsten war es, wenn ein Baum wieder abgesetzt werden mußte und dabei die Kommandos mißverstanden wurden. Eine besondere Belastung war eine dünne Kieferspitze von nur acht Zentimeter Durchmesser, sie schlug durch ungleichen Rhythmus der Träger viele Zentimeter nach allen Richtungen aus. Wer sich am dünnen Ende des Baumes glücklich schätzte, merkte bald beim Transportmarsch, daß dieses Ende des Baumes seine Tücken hatte. Alle Transporte wurden nur mit Menschenkraft realisiert; es war schon ein großes Glück, wenn dazu Pferdewagen benutzt werden konnten. Natürlich waren anstelle von Pferden Menschen eingespannt. An den Ortscheiten für die Pferde hingen dann zwei oder vier Menschen, so daß vor dem Wagen manchmal links und rechts der Deichsel je acht Mann als »Pferde« liefen. Dazu seitlich am Wagen mit Ketten oder Draht und Drahtschlingen ebenfalls »Zugtiere«, und wenn erforderlich, noch schiebende Kräfte mit Knüppeln und Stangen von hinten. Es sah schon gespenstig aus, wenn eine solche Wagenkolonne sich auf das Lager zu bewegte. Dazu als Begleitmusik das Gebrüll und die »Dawai«-Rufe der Bewacher.

Bei Erd- und Sandtransporten wurde nur mit sogenannten Tragebrettern gearbeitet. Sie hatten etwa die Größe einer kleinen Tisch-

platte (ca. 1 m<sup>2</sup>), links und rechts waren an die Platte runde Knüppel befestigt, die jeweils von zwei Trägern erfaßt wurden. Jetzt muß man sich ca. 200 Mann vorstellen, die mit 100 Brettern an einer Baustelle arbeiteten. Im ständigen Kreislauf ging es nun vom Sandhaufen zur Einsatzstelle. Zwei Mann mit Schaufel beluden das Brett, bis es einen kleinen Haufen zeigte, und schon setzten sich die Träger in Bewegung. An Ort und Stelle wurde durch Schrägstellen des Brettes entladen, und dann ging es zurück zum Sandhaufen, stundenlang, tagelang. Auf diese Art wurden tiefe Löcher für Fundamente oder auch ein Eiskeller für Lebensmittellagerung errichtet.

Der Steinetransport wurde ebenfalls von Menschen ausgeführt, wieder ohne technische Hilfsmittel. Es wurden lediglich pro Mann ca. 2 m Draht benötigt. Der Träger baute sich daraus zwei zusammenhängende Drahtschlaufen für die Aufnahme von je zwei Ziegelsteinen. Beide Schlaufen waren mit Draht zu verbinden, so daß sie, über den Rücken geführt, zum Tragen der Steine geeignet waren. Also ein Mann vier Ziegelsteine und das über große Entfernungen zur Versorgung der jeweiligen Baustellen.

Der Abtransport von Jauche wurde ebenfalls von menschlichen »Pferdewagen« mit Jauchenfässern ausgeführt und stellte ein zum Teil sehr unrühmliches Unternehmen des Lagers dar. Für manche Angehörige von Lagerinsassen war diese Kolonne aufgesuchtes Ziel, um endlich einmal eine Nachricht aus dem Lager zu bekommen; es haben aber auch viele Gefangene in dieser Transportkolonne üble Erfahrungen gemacht und diesen Einsatz mit dem Leben bezahlt.

Die noch traurigere Kolonne war das Kommando der Totengräber. Auch diese Transporte, die täglich zwischen Lager und Massengrab durchzuführen waren, wurden nur mit Menschenkraft und ohne jedes Gefährt abgewickelt. Vier Mann mit einfachen Tragen transportierten die Toten zur letzten Ruhestätte, ohne jedes Zeremoniell, Gedenken oder gar Gebet; alles war verboten und wurde möglichst bei Dunkelheit oder im Morgengrauen ausgeführt.

Im Lagerinneren gab es eine Kolonne von Jugendlichen, die alles mit Hilfe eines zweirädrigen Kastenwagens für die Küche transportierte: Brennholz, Kartoffeln, Brot und Lebensmittel. Das hat ihnen manchen Nachschlag von der Küche eingebracht. Es gab also für alle Transportaufgaben im Lager die menschliche Arbeitskraft, völlig unabhängig davon, wie schwer und kompliziert die Aufgabe war.

### *Leben in den Kompanien*

Im Laufe des Lagerlebens richtete sich nach einer bestimmten Zeit ein besonderer Tagesablauf ein, der von den wichtigsten Abschnitten des Tages, den Mahlzeiten, geprägt war. »Essenholer raustreten« war für viele der Hoffnungsschimmer, daß es bald etwas zu essen gibt. Für diesen Dienst waren immer Freiwillige zu gewinnen, und es war für uns durchaus attraktiv, mit dabei zu sein. Man hatte eine Beschäftigung, kam im Lager herum, fand Freunde und Bekannte und war außerdem noch am Essenholer-Nachschlag beteiligt.

Die Verpflegungssätze waren zu den jeweiligen Zeiten sehr verschieden, so daß nicht allgemein gesagt werden kann, was es pro Tag gab. Es ist aber bekannt, daß nach Kriegsende die Rationen für die Gefangenen besser waren als bei der Zivilbevölkerung. Dazu zählten die warmen Mahlzeiten, mittags 0,75 Liter und abends 0,5 Liter Essen, sowie 500 Gramm Brot am Tage. Dazu gab es später 50 Gramm Butter sowie 50 Gramm Zucker oder Marmelade als Wochenration. In Zahlen betrachtet, sieht das ganz brauchbar aus, aber das Essen bestand monatelang nur aus Graupensuppe, die aus Heeresbeständen zubereitet wurde.

Die Folgen dieser einseitigen Ernährung waren Mangelerscheinungen in Form von Furunkulose und Ödemen, besonders in den Beinen. Die allgemeine Unterernährung wurde Dystrophie bezeichnet und führte zu Bettlägerigkeit und Verfall bis hin zum Tod.

Es waren zu diesem Zwecke in Erweiterung des Lazarets sogenannte Dystrophie-Baracken eingerichtet, in denen versucht wurde, die Betroffenen zu behandeln. Das war besonders bei Jugendlichen teilweise erfolgreich, aber bei älteren Menschen mit Kreislaufschäden oder Lungenkrankheiten meistens ohne jeden Erfolg, daher auch die hohe Zahl von Toten, die im Verlauf von drei Jahren bestimmt die Zahl von 7000 überschritten hatte.

So ist also trotz der zum Teil beachtlichen Verpflegungssätze ein körperlicher Verfall für viele Gefangene unaufhaltsam gewesen, was den Kräften des notdürftig eingerichteten Gesundheitswesens größte Sorgen bereitet hat und teilweise zu ohnmächtig reagierenden Ärzten und Schwestern führen mußte.

*Melder im Arresthaus*

Abends in der Kompanie auf der Pritsche, die vier Freunde Roland, Kurt, Siegfried und Wolfgang hatten es sich so recht und schlecht bequem gemacht und besprachen Ereignisse des vergangenen Tages, stimmte Roland plötzlich an: »Leute, ich muß euch was erzählen. Ich habe gestern beim Essenholen eine tolle Entdeckung gemacht.«

»So, was denn?«, fragte Siegfried. »Das klingt ja so, als hättest du ein Lebensmittellager oder was ähnliches gefunden.«

»Nein, nein, das nicht, aber ihr kennt doch das alte Arresthaus hinter der Küche I, dort, wo wir mal als Maler aufgetreten sind.« Alle Beteiligten stimmten zu, weil diese Malergeschichte noch in guter Erinnerung war.

»Dieses Arresthaus ist in Funktion. Ein Mann, General Kunze aus Leipzig, macht dort den Kommandanten. Ihr würdet euch kaputtmachen, wenn ihr den General dort geistern sehen würdet. Halbe Armeeuniform, keine Generalsabzeichen, aber immer zackig, auch wenns schwer fällt«, witzelte Roland.

»Was sagst du, Arresthaus-Kommandant? Ich werde verrückt, gibt es denn so etwas?«, wollte Kurt wissen. »Natürlich!«, meinte Siegfried. »Du kannst hier nochmal in den Knast gehen, wenn du was ausgefressen hast, doppelt eingelocht.« »Und dazu noch mit halber Verpflegung und ab und zu was in die Fresse, wenn du Pech hast«, ergänzte Wolfgang. »Ich habe auch davon gehört«, setzte Wolfgang die Unterhaltung fort. »Gestern sprach der Spieß, Tilipps Paul, mit dem Zonenleiter nach dem Appell darüber. Sie sagten, daß in dem Arresthaus ein Melder gesucht wird.« »Was will denn der alte General mit einem Melder?«, wollte Kurt wissen. »Na irgend etwas muß wohl dran sein, denn Tilipps Paul hat uns angeguckt. Er meinte, daß es etwas für einen von uns sei«, ergänzte Roland das Gespräch.

Die Tätigkeit der Melder bestand darin, zur Unterstützung der jeweiligen Leiter zu dienen, Nachrichten und Meldungen zur Lagerleitung zu überbringen, Stärkemeldungen abzugeben und ähnliches. Sie waren mit Armbinde ausgestattet und konnten sich in fast allen Zonen des Lagers bewegen. Eine andere Freiheit also.

»Warum fangen wir ihn nicht, diesen Ball? Wenn uns Tilipps Paul so ein Angebot macht. Na, dann nichts wie hin!«, wußte Siegfried einzuschätzen. »Also, klarer Fall, morgen früh sofort den Spieß

fragen«, sagte Kurt, und damit war erst einmal die Aktion für die vier Jungen beendet. Es war ohnehin die Zeit der Nachtruhe erreicht.

Am nächsten Tag fragten wir beim Spieß an, und der hatte sofort einen Vorschlag zur Hand. »Wolfgang geht mit mir noch heute zum General, mal sehen, was das wird.« Kurt war von dieser Idee mehr angetan als Wolfgang, und er rief begeistert: »Mensch los, macht mit, das ist Klasse. Wenn mal einer von uns in den Knast muß, haben wir wenigstens einen Verbindungsmann da hinten!«

»Langsam, langsam«, sagte Wolfgang. »Wenn du Melder bist, kannst du nicht machen, wie es dir gerade in den Sinn kommt.« »Außerdem muß der Alte noch zustimmen«, sagte Roland und meinte damit unseren »Freund«, den Kompaniechef. »Macht euch nur keine Sorgen, das drehen wir schon!«, sagte der Spieß, der uns immer gut gesonnen war. »Mache das!«, warf Siegfried ein und sah mich schon mit der Armbinde durchs Lager rennen. »Sicher gibt es einen Zusatzschlag zum Essen, und du sitzt hier nicht dumm herum und bist dem blöden Frank ausgeliefert, den ganzen Tag.«

»Aber den ganzen Tag gefangene Gefangene bewachen oder versorgen ist ja nun auch nicht das Gelbe vom Ei, weil aber der Posten des Küchenchefs schon besetzt ist, muß ich wohl den Melderposten annehmen«, sprach Wolfgang und hatte damit seine Wahl getroffen. »Also, los, fertig machen!«, rief der Spieß. »Wir gehen sofort los, der Alte hat zugesagt. Ziehe deinen Mantel an, saubere Schuhe, Mütze auf und los zum General! Vorstellungsgespräch!«

So ein Quatsch, im Lager ein Vorstellungsgespräch, wenn es geht noch mit Lebenslauf und Paßbild. Spaß beseite, der General wollte mindestens wissen, was für eine Kraft ihm da ins Haus wedelt. Der Spieß machte noch eine kurze Kontrolle, mein Äußeres sollte doch ein wenig stimmen, und in meinem Soldatenmantel war ich, Wolfgang, der Schönste. In der Tat: Das Beste an mir war ein serbischer Uniformmantel, dick, zu lang aber warm und guter Stoff, mit roten Spiegeln an den Kragenden. Handschuhe brauchte ich nicht, das erfüllten die zu langen Ärmel. Dazu hatte ich auf dem Kopf eine feldgraue Wehrmachtsmütze, die, wenn es nötig war, bis über die Ohren reichte. Ein tolles Bild von einem Melder, ich hätte im »Braven Soldat Schwejk« auftreten können. »Gut siehst du aus, Wolfgang!«, sagte Tilipps Paul, und ab ging die Post, Richtung Arresthaus. General Kunze wartete auf uns.

Generaloberst Friedrich Wilhelm Kunze, Chef eines 68. oder werweißwievielten Infanterieregiments, war Nazi-General und aus uns

nicht bekannten Gründen in das Speziallager Mühlberg geraten. Er hat als Leipziger schon mit uns in der Eisenburg gesessen. Von dort war meine erste Erinnerung leicht negativ gefärbt. Er klopfte an unserer Zelle und rief nach meinem Zellenpartner Dr. Wolf, den er als Direktor einer Kammgarnspinnerei aus irgend welchen Gründen kannte. »Wolf, hallo Wolf!«, rief er an der Zellentür. »Was wird den nun aus uns? Die machen uns fertig!« Dr. Wolf wußte natürlich auch keinen Rat, und der General verzog sich wieder in seine Zelle.

So hatte ich ihn im Gedächtnis. Alte Fronthasen kannten ihn noch von der Ostfront, aber nicht aus den ersten Linien, sondern aus seinem Regimentsbüro in einem Bus. Wegen der vielen Funkermädchen, die sich im Bus befanden, wurde er von den Soldaten kurz und bündig »Kunzes fahrbarer Regimentspuff« bezeichnet. Ich gebe zu, daß dabei auch ein Fünkchen Boshaftigkeit mitspielte, aber die Reaktion der ehemaligen Soldaten gegenüber ihrem Ex-General war im Lager sehr verhalten bis wütend. Viele Affären während des Lageraufenthaltes konnten dieses negative Bild nicht verändern. Von Denunziationen in Außenkommandos bis zur Spitzelei für die Politniks gehen die Vorwürfe, die man dem General machen mußte.

Ein weiteres Schlaglicht auf die Figur Kunze konnte ich im Jahre 1953 nach meiner Freilassung feststellen. Genau unter dem Fenster meiner Parterrewohnung in Leipzig-Gohlis prangte ein Plakat der damaligen Nationalen Front zu einem Vortrag von Herrn Kunze, General a. D.: »Mein Weg zum Friedenslager«. Ich dachte, ich sehe nicht richtig, ausgerechnet Kunze. Inzwischen war zu erfahren, daß eben dieser Friedenskämpfer bereits Ende der fünfziger Jahre von der Stasi erneut verhaftet wurde und dort sein Ende gefunden haben soll. Diese Bemerkung zur sehr strittigen Figur des Generals sollte hier vorher eingefügt werden.

Zurück zum Vorstellen im Arresthaus. Der General war also schon wieder etwas geworden und empfing uns entsprechend. »Eeh, neuer Melder, ja? Gedient der Mann? Eeuh Quatsch, ist ja viel zu jung. Sagen Sie, Tilipps, wie heißt der Mann?«

»Kretzschmar, Wolfgang«, und so ging das Fragespiel noch ein Weilchen. Eine Bemerkung von mir, daß wir ja schon in der Eisenburg zusammengessen hatten, wollte er gar nicht hören. Es war ja auch eine zu plump-dreiste Annäherung, ich hätte vielleicht schon etwas über ihn wissen können. So stand er nun, der General, mit abgetakelter Uniform, ohne Mütze, kahler Schädel, nordisch, ohne Orden und Ehrenzeichen, mein neuer Chef also. Als Arresthaus-

Kommandant war er nun Herrscher über Gefangene, die sich straffällig gemacht hatten: Verstoß gegen die Lagerordnung.

»Ja, dann wirst Du den Dienst als Melder verrichten, ich bin der Kommandant, mein Vertreter ist Dieter Rauchenbach, Ihr teilt Euch in alle Arbeiten. Wir zwei wohnen hier vor dem Zellenbau.« Dieter war nur wenig älter als ich, er stammte aus dem Vogtland, und wir zwei waren uns sofort einig, das merkte ich sogleich. Die Arbeit mit den arrestierten Gefangenen bestand aus Essenausgabe, Schließen, Kübeln, Gefangene zum Waschen bringen u. ä. Auch die Verbindung zur Kompanie der Gefangenen mußte gesucht werden, wenn noch eine Decke oder ein Mantel gebraucht wurde. Darüber hinaus die Kontakte zur Lagerleitung, Stärkemeldungen, Entlassungen, Ummeldungen. Dieter und ich waren die Gefangenaufseher, der General hielt sich raus. Für uns ein wenig erfreulicher Posten, weil ja die Bewachung von Gefangenen mit recht traurigen Schicksalen ebenso dabei war wie die von Dieben und Haderlumpen. Strafen für Kameradendiebstahl und Ungehorsam waren ja verständlich, aber Leute, die wegen Fluchtversuch oder Bleistiftbesitz eingesperrt wurden, fanden schon unser Mitleid, obwohl wir ihnen auch nicht helfen konnten.

Besonders übel waren Gefangene dran, die durch die Haft in geistige Verwirrung gerieten und ebenfalls bei uns untergebracht waren, obwohl sie besser in eine psychiatrische Klinik gehörten. Wir hatten große Not mit einigen Geisteskranken, die nun auch die verrücktesten Dinge anstellten, auf die wir nicht angemessen reagieren konnten.

Ansonsten gewöhnt sich der Mensch an die blödesten Arbeiten; unser Vorteil bestand in der schon genannten Freiheit im ganzen Lager. Auf Grund der roten Armbinde konnten wir uns gut bewegen, hatten noch einen Zusatzschlag Essen und hatten vor allem Arbeit, wenn auch eine fragwürdige.

Wir zwei Jungen waren ganz schnell zusammengekommen, wußten uns auch gegen unseren General zu schützen und konnten auch entsprechend abblocken, wenn er mal gar zu verrückt wurde. Ich muß aber betonen, daß er nicht den Barrashengst herauskehrte; es war ihm sicherlich auch bewußt, in welcher Situation er sich befand. Also weitgehend friedliche Koexistenz zwischen allen Leuten vom »Hotel ohne Klinken«. Das »Hotel« war ein trostloser Bau. Etwa sechs bis acht Zellen gingen rechts und links von einem Gang ab, jede höchstens zwei Quadratmeter groß, mit einer Holzpritsche und ganz

schmalen Fensterschlitzten, die kein Gitter brauchten, weil sie nur 20 Zentimeter breit waren. Die Türen waren mit einem Kuhstallriegel verschlossen, in jede Tür war eine viereckige Öffnung gesägt zur Sichtkontrolle. Ein Waschraum und eine Toilette schlossen sich an, und dann kam schon die schwere Eisengittertür, die den Zellenbau von unseren Räumen trennte.

Wir hatten uns mit diesem tristen Bau abgefunden, war er doch unsere Arbeitsstätte und brachte Abwechslung in unser Gefangenen-dasein. Auch manche heitere Episode, denn nicht alles war düstere Kerkermeisterei. Eine besonders bemerkenswerte Begegnung, die uns beide heiter, aber auch nachdenklich stimmte, war folgende: Im Lager befand sich ein weiterer General, der älter war und mit etwas Ehrfurcht behandelt wurde. Er hieß, soviel ich noch weiß, Schulze-Bumm, war General der Heimatflak, eine skurrile Figur und außerdem gelegentlicher Skatbruder von Kunze. Eines Tages standen beide am Fenster der Schreibstube und tauschten Gedanken aus. Dabei beobachtete der alte General auf dem Fensterbrett einige Eintagsfliegen, die sich in der warmen Sonne tummelten. Plötzlich rief er ganz erstaunt aus: »Saachense mal, Kunze, hamm denn die Flöhe Flüjel?« Er war in seiner Weltabgeschlossenheit offensichtlich noch nicht mal an einen richtigen Floh geraten, was ihn zu dem erstaunten Ausruf hingerissen hat. Wir konnten unsere Heiterkeit kaum bändigen und sind weggelaufen. Was Kunze zu dieser Entdeckung sagte, blieb uns verborgen. Der alte General hat das Lager nicht auf zwei Beinen verlassen, er gehörte mit zu den vielen Toten vom Lager Mühlberg.

### *Arbeitseinsätze*

Zum Arbeitseinsatz im Außenlager oder auch außerhalb des Lagers hatten sich die verschiedenen Kolonnen am Lagertor gegen 8.00 Uhr eingefunden. Die ständigen Kolonnen warteten mit ihrem Kolonnenführer auf Dolmetscher und Bewachung. Die Posten, auf die jeweiligen Gruppen verteilt, waren meistens mit sprachgewandten Kolonnenführern eingearbeitet und konnten ohne Dolmetscher abmarschieren.

Unsere vier Freunde aus der 2. Kompanie standen ebenfalls am Lagertor; sie gehörten nicht zu den ständigen Kolonnen und hatten sich vielmehr auf eine Arbeit außerhalb des Lagers eingestellt. Sie



waren schon am Vortag auf Außenkommando und hatten sich mit einem Posten, er heißt Sascha, verabredet.

Sascha hatte uns schon einen Tag zuvor zu verstehen gegeben, daß er gut mit uns auskommen konnte, war freundlich zu uns und wußte auch, wo uns der Schuh drückte. Wir hatten schon einige Stücken Brot durch seine Mitwirkung bekommen und wollten uns diese Quelle nicht entgehen lassen.

Die Zeit war herangekommen; vor dem Lagertor herrschte große Unruhe, ein wirres Geschrei der Offiziere, Dolmetscher und Kolonnenführer, jeder suchte seine Truppe, alles war bereit zum Abmarsch. Da tauchte endlich Sascha im Gewühl auf. Als er uns entdeckte, rief er: »Hallua detski! Dawai iti suda!« (»Hallo Kinder! Schnell hierher!« Er sagte immer »Kinder« zu uns.) Diese Aufforderung brauchte er nicht zweimal zu sagen, wir waren schnell an seiner Seite, und sofort ging es los; Meldung an den Posten und Abmarsch in Richtung Essenbaracke, wo wir unsere Reinigungsarbeiten zu verrichten hatten. Das war natürlich für uns ein lukrativer Posten, wußten wir doch, daß es wieder etwas Eßbares zu erhaschen gab.

In dieser Baracke des Außenlagers, die von uns gesäubert werden mußte, nahmen alle Bewachungsmannschaften des Lagers ihre Mahlzeiten ein, und dort sah es auch nach den Mahlzeiten entsprechend aus. Das Abspeisen von mehreren Hundert Menschen spielte sich wie folgt ab: An langen Tischen saßen die Soldaten vor ihrer Kraut- oder Graupensuppe. In der Mitte des Tisches waren große Berge von Weißbrotkanten aufgetürmt, das Brot in dicke Scheiben zu etwa 200 Gramm aufgeschnitten. Gemeinsam wurde nun Suppe und gebrochenes Brot verspeist; ein Weißbrot, bei dessen Anblick uns das Wasser im Mund zusammenlief. Diese Weise des Essens war für uns von großem Vorteil, weil man sicher sein konnte, daß die liegengeliebenen Brocken noch niemand naß gemacht oder angepatscht hatte. Alle Reste konnten wir ohnehin nicht wegschleppen, es war Aufgabe der Küche, daraus den beliebten Kwaß herzustellen. Sämtliche Reste kamen in ein großes Faß, welches ebenfalls im Speisesaal stand, und, angesetzt in eine Sauerteigbrühe, entstand eine leichte Gärung, und das säuerliche Getränk konnte nach Bedarf aus dem Faß geschöpft werden.

Dieser Zustand im Speisesaal war für uns wie Weihnachten, denn Sascha wußte von unserem Bedarf und rief aus: »Dawai kuschaet!« (Los, essen!). Die angelöffelte Graupensuppe hat uns wenig interessiert, aber von den frischen Weißbrotstücken haben wir sofort einige

verschlungen und uns natürlich die Taschen mit Brot vollgestopft. Das mußte auch sehr schnell gehen, denn Sascha konnte uns nicht eine Stunde lang essen lassen. Für ihn war es immer eine schwierige Situation. Allzu große Sympathien gegenüber den Deutschen waren nicht gern gesehen, als Russe konnte man sich da schnell einen Anpuff einhandeln. Würden die Beziehungen zwischen Russen und Deutschen zu intensiv, dann war schnell der Posten oder auch das ganze Kommando abgelöst.

Sascha feuerte uns also an mit »dawai, dawai!«, und wir wußten schon warum, es ging sofort los in die Verwaltungsbaracke zum Reinemachen. Eine Holzbaracke mit einzelnen Zimmern und einem langen Gang mußte in Ordnung gebracht werden. Wir wollten nun vorgehen in altdeutscher Manier. »Los, Roland, bring mal Wasser ran. Ein Schrubber steht schon hier!«, sagte Siegfried. »Aber Lappen fehlen, wer hat einen Scheuerlappen gesehen?«, meldete sich Kurt. »Da vorn am Zaun hängen so paar alte Säcke«, sagte Roland und wollte sich die Lappen holen. Da schaltete Sascha sich ein und zeigte uns, wie so was in Rußland gemacht wird. Er schubste den Wassereimer mit dem Fuß um und gab uns zu verstehen, daß jetzt das ganze Wasser durch den Gang mit Besen und Schrubber zu treiben war. Wir machten also Betrieb mit dem Wasser, auch das mußte schnell gehen, denn das Wasser verschwand schon durch die Ritzen, und wir sollten es ja bis zum Ende des Ganges bringen.

Diese Technologie gefiel uns nicht auf Anhieb, denn es war ja eine ziemliche Sauerei mit dem Dreckwasser. Kurt sagte: »Wenn die es so haben wollen, dann nichts wie los! Die Baracken werden ja nicht gleich morgen wegfaulen.« Für uns auch einfacher zu handhaben, wir brauchten ja nicht mal die Hände naßmachen, keinen Scheuerlappen anfassen, auch gut!

Mit Säcken haben wir dann doch noch die ganze Schweinerei in die Länge und Breite gezogen. »Die saufen ja ab!«, brüllte Roland sichtlich zufrieden und machte uns Mut zu dieser neuen Reinigungsmethode. Für die Russen war es ja egal; wenn die Baracken nur die Zeit halten und stehenbleiben, solange sie hier sind.

Wir machten unter uns Witze über die neue Methode und waren doch im großen und ganzen von unserer Leistung überzeugt. Wir konnten danach kräftig ins Weißbrot beißen und warteten auf weitere Anweisungen. Sascha war auch zufrieden und gab uns zu verstehen, daß es noch viele solche Zimmer zu reinigen gäbe. Dabei mußte er noch einige taktische Hinweise an uns loswerden. »A, wenn Offizier

kommen, dann dawai arbeiten, du verstehn!«, sagte er in gebrochenem Deutsch. »A, wenn nix Offizier, pomalo!« Also alles klar, schön langsam, wenns niemand sieht, und die Arbeit einteilen, der Tag ist noch lang. Das war für uns ein sofort verständlicher Befehl, die Stimmung war ausgezeichnet.

»Hier halten wir es noch paar Wochen aus«, sagte Siegfried und machte vor lauter Begeisterung einen Vorstoß nach etwas Rauchbarem. Roland war auf diesem Gebiet unser Experte. Er hatte in seiner Manteltasche eine Tabakspfeife; allerdings nur den Pfeifenkopf, das Mundstück fehlte. Dieses Gebilde zog er nun aus der Manteltasche, deutete auf den leeren Pfeifenkopf und sagte: »Sascha, kuritsch moschno?« (»Ist was zu rauchen vorhanden?«)

Sascha war ganz entsetzt: »Detski nje kuritsch!« (»Kinder nicht rauchen!«) Recht hatte er, aber nur im Prinzip. Wir waren ja auch Nichtraucher, aber der Vorteil unserer Rauchgelüste bestand darin, daß wir auf diese Weise zu Tabak oder Machorka kamen, den wir dann in der Baracke wieder veräußern konnten. Wir hatten Bäckereiarbeiter in unserer Kompanie, deren Lungenflügel waren auf Tabak scharf, und unsere Mägen brauchten Brot. So konnten bald die recht unterschiedlichen Interessen befriedigt werden. Für uns war es das große Geschäft mit der Sucht; es gab immer genügend Anhänger des Tabaks, die mit uns einen Tausch machen konnten.

Da es lange Zeit keine Zuteilung von Tabak oder Zigaretten im Lager gab, war der Tauschkurs für solche Waren höchst interessant und wurde von uns rege wahrgenommen. Es gab als Gegenwert nur Lebensmittel, meistens Brot. Die Bäcker waren dazu in der Lage und konnten uns für eine aktive Zigarette (eine fabrikmäßig hergestellte Zigarette) ein Pfund Brot geben.

Je nach Qualität der angebotenen Rauchware wurde dieser Grundkurs verändert. Wir hatten selten aktive Zigaretten, aber Papyros, die Russenzigarette mit dem langen Pappmündstück, oder Machorka waren im Angebot. Da mußte nun eine größere Portion Machorka für ein Pfund Brot gegeben werden, aber die Mengen konnten wir ja fleißig sammeln. Auch Kippen waren gefragt, und mit drei bis fünf anständigen »Hasen« konnte man ebenfalls eine Tagesration Brot eintauschen.

Doch zurück zu unserem Arbeitseinsatz. Roland hatte seine Tabakspfeife noch in der Hand und guckte Sascha mit unschuldigen Augen an: »Sascha, dei machorke, paschalsta«, sagte er in geholztem Russisch. Wir gaben ihm zu verstehen, daß aus Machorka auch Brot

werden kann, und er griff in seine Manteltasche und förderte Marchorka zu Tage, der für mehr als ein Pfund Brot gut war. So waren die Arbeitseinsätze für uns unter der Führung unseres Freundes Sascha natürlich immer ein Genuß, waren sie doch mit viel Lukrativem verbunden und sicherten uns manche zusätzliche Mahlzeit.

An diese Baracke im Außenlager ist auch folgende Erinnerung geknüpft: Wir waren, wie schon öfters, mit Reinigungsarbeiten in der Verwaltungsbaracke betraut, und es war eine finstere Jahreszeit, also am Morgen noch bis 8.00 Uhr dunkel, sicher also in der Winterzeit. Wir waren völlig allein in der Baracke, hatten Zimmer und Gang in Ordnung gebracht, hatten auch schon unseren Kanten Brot gefunden, alles lief wie an den Tagen vorher. Wir mußten Schmutzeimer und Wasser nach außen tragen; Siegfried ging durch eine uns unbekannte Tür nach außen und war plötzlich wie erstarrt.

»Leute, kommt mal schnell her!«, rief er sehr aufgeregt mit gedämpfter Stimme. »Macht schnell und leise«, rief er noch einmal.

Roland hatte ihn zuerst gehört, gab uns ein Zeichen und sagte: »Was hat Siegfried nur, er ist ganz aus dem Häuschen?« Wir gingen sofort zur Tür und sahen die Bescherung. Siegfried stand vor einem Riesenloch im Stacheldrahtzaun, es war so groß, daß man mit einem Handwagen hätte durchfahren können. Das Unglaubliche daran war, daß es der letzte Zaun war, denn wir waren ja im Außenlager. Hinter dem Zaun freies Feld und freies Gelände bis Mühlberg, Blick in die Freiheit; aber es war noch finster, wir konnten die ersehnte Freiheit nur vermuten. Es bestand eine Möglichkeit abzuhaufen, Fluchtgedanken, weg von hier.

Flucht! Fort! Freiheit!

Alles drehte sich in unseren Köpfen, in Sekundenschnelle rasten Überlegungen. Machen? Nicht machen? Entscheidungen mußten getroffen werden, eine Situation wie nie zuvor, welche Konsequenzen hätte unsere Flucht, wie weit kommen wir, können uns Posten auf den Wachtürmen sehen und abknallen wie die Hasen? Alles spielte bei diesem urplötzlichen Wink mit der vermeintlichen Freiheit eine Rolle.

Wir hatten nicht die Kraft, waren außerdem viel zu jung und auch keine Abenteurer, um einer solchen Situation gewachsen zu sein. Auch unser Freund Sascha wäre in eine verteilte Lage gekommen. Für ihn wäre unsere Flucht zu einem Verhängnis geworden, er wäre sofort Opfer des eigenen NKWD geworden und hätte den Bau lange Zeit nicht wieder verlassen. Wobei man natürlich im Nachhinein

feststellen muß, daß damals nicht der Schutz unseres Freundes die primäre Rolle gespielt hat, sondern uns die eigene Courage zur Flucht fehlte.

Wieder an unsere Arbeit zurückgekehrt, bewegte uns das Ereignis doch noch einige Zeit. »Wenn wir wirklich durchgekommen wären und die Freiheit hätten nutzen können, die hätten doch sofort unsere Eltern geholt, als Ersatz«, sagte Wolfgang. »Sicher ist es so«, gab Siegfried zu. »Ihr kennt doch den Günter aus der 12. Kompanie. Dessen Vater ist ja auch verhaftet worden für seinen flüchtigen Bruder!« »Da ist das NKWD nicht zimperlich!«, warf Kurt noch mit ein.

Der Vorgang beschäftigte uns noch eine Weile, obwohl wir nach diesem Arbeitseinsatz mit hängenden Ohren zurück ins Lager gingen. Es war einfach nicht zu verkraften, wir waren viel zu jung. Es war uns auch die Warnung von vielen Posten noch in den Ohren, die mit der MPi im Anschlag immer wieder drohten, nach dem Befehl zu handeln: »Wann fluchten, dann kaputt! verstehn!«

### *Malerbrigade*

Neue Arbeit, neues Glück, so glaubten wir wenigstens, und unser Optimismus in Sachen Arbeit war ja ungetrübt. Siegfried, Kurt und ich waren diesmal zusammen, Roland hatte einen herrlichen Posten in der Küche I angetreten und fehlte seither.

Die drei Freunde hatten diesmal eine Tätigkeit auszuführen, die sie noch nie vorher gemacht hatten. Es bestand der Auftrag, das Arresthaus in der Zone 5 zu malern, eben dieses Arresthaus, in welchem Wolfgang einige Monate später seinen Dienst als Melder antreten sollte. Die malermäßige Instandsetzung dieses Hauses deutete auf eine baldige Nutzung dieser Einrichtung, also ein »wichtiger« Auftrag, dem dadurch Rechnung getragen wurde, daß wir einen erwachsenen Betreuer zugeordnet bekamen.

Das war etwas ganz Neues. Jemand hatte einen guten Gedanken an uns verschwendet. Ältere Gefangene sollten eine Art Vaterrolle spielen und uns während der Zeit im Lager führen und sicher auch positiv beeinflussen. Unser Betreuer war ein etwa fünfzigjähriger Mann, ein Lehrer aus der Gegend um Radebeul. Er machte das nach unserer Auffassung recht ungeschickt, und wir konnten mit ihm nicht warm werden. Sicher war das auch ein Generationsproblem, wir sahen es damals anders als der Erfinder dieser Jugendfürsorge. Für

uns war er nur der »Alte«, den man uns vor die Nase gesetzt hatte. »Der Alte spinnt, der Alte hat 'nen Klaps!«, so waren unsere Reaktionen. In dieser Manier haben wir uns dem Alten gegenüber verhalten, also genauso, wie sich junge Menschen schon seit Jahrhunderten gegenüber ihren älteren Mitmenschen benehmen. So hatte es auch unser Betreuer mit uns nicht leicht, wir nahmen ihn als Kolonnenführer zur Kenntnis.

Nun zum Arresthaus, wo unser Einsatz beginnen sollte. Ein Flachbau in Ziegelbauweise, noch aus der Zeit des Kriegsgefangenenlagers. Links und rechts eines Mittelganges waren Zellen angeordnet, deren Fenster aus drei Mauerschlitzen bestanden, 20 cm breit und 60 cm hoch. Die linken und rechten Schlitze waren mit Drahtglas verschlossen, während in der Mitte ein Fenster zum Öffnen vorhanden war. Durch die gewählte Breite von nur 20 cm waren keine Gitter erforderlich, es hätte niemand geschafft, dieses Hindernis zu überwinden. Wir konnten unsere Arbeit also beginnen und mußten zunächst Arbeitsmaterial herbeischaffen bzw. anfertigen. Eimer, Gerüste, Malerbürsten, alles Sache der Kolonne, ein Glück, daß wenigstens der Kalk schon da war.

Wir besorgten Eimer, eine alte Tür als Rüstplatte, und schließlich waren auch noch zwei alte Mauerböcke zu finden, die wir erst einmal vorrichten mußten. Die Malerbürsten wurden nach einer Technologie im Lager hergestellt, die schon bei anderen Kolonnen erprobt war. Ein Stück Holz, das etwa die Form eines Stiels hat, und ein ausreichend großes Stück Sackleinwand (Zuckersack) werden gebraucht. Über einen Teil des Stieles wird der Sackstoff straff gewickelt, genauer gerollt, und anschließend mit Draht befestigt. Wenn die Pinseldicke erreicht und alles nochmal befestigt ist, werden die Fäden, die quer zum Stiel verlaufen, aus dem Verband herausgezogen. Auf diese Art werden dem Sackgewebe die Schußfäden gezogen, und die Kettfäden bleiben stehen. So ergibt sich nun nach einiger Zeit ein quastenartiges Werkzeug, was einem Malerpinsel etwas ähnlich sieht. Es ist heute kaum vorstellbar, daß mit solchen Werkzeugen gearbeitet werden kann, wir haben es geschafft.

Der Verschleiß dieser »Borsten« war natürlich sehr groß. Nach dem Malern einer Zelle waren unsere Pinsel am Ende; die Fasern unserer Quaste hatten sich aufgelöst, hingen an der Wand oder waren als Bodensatz in der Kalkbrühe zu finden. Außerdem war es eine Mordsschweinelei für die Maler. Wir sahen ebenfalls wie die Wände aus und mußten uns schützen vor den vielen Kalkspritzern. Weil wir

zu allem Überfluß nur ungelöschten Kalk benutzten, mußten wir auch noch um unsere Augen fürchten.

Nun konnte die Arbeit in den Zellen und auf dem Gang beginnen. Dazu wurden die Böcke und die Tür aufgebaut, wir konnten uns einigermaßen auf diesem primitiven Gerüst bewegen und erreichten auch die Decke, es waren alle Voraussetzungen geschaffen.

Kurt hat später kurze Zeit nach seiner Freilassung tatsächlich als Maler gearbeitet und diesen Beruf lange Jahre ausgeführt. Der Grundstein dazu wurde mit in Mühlberg gelegt, sicher hat er danach bessere Pinsel verwendet.

Nun konnte es endlich losgehen, die Brigade und der Alte waren am Morgen durch das ganze Lager geschlumpert und im Arresthaus eingetroffen. »Ach, ist das ein verrückter Tag heute, müssen wir denn schon wieder auf das Gerüst klettern?«, sagte Siegfried. »Macht erst mal 'ne Pause nach dem langen Marsch!« »Was gibts denn zu rauchen?«, wollte Kurt wissen. »Machorka, feinen sowjetischen Machorka!« »Na, da dreht mal eine«, sagte Wolfgang und hatte schon ein Stück Zeitungspapier zur Hand. Bald brannten drei Machorka-Flöten, die Gemütlichkeit einer Ruhe, die nicht lange währte. Der Alte kam auf dem Zellengang angeschlürft und hatte natürlich wieder etwas zu meckern: »Ihr sollt arbeiten und nicht rauchen!« »Quatsch nicht so sauer 'rum«, sagte Siegfried. »Setze dich her, Rauch' eine mit und laß uns unseren Frieden!«

Nur so konnten wir ihn mit in unsere Stimmung bringen, und die Diskussion konnte weitergehen. Wetter, Hunger, alles Scheibenkleister. »Wenn es wenigstens was zu futtern gäbe«, warf Kurt ein und erinnerte uns an die ziehenden Magenwände. »Du hast das Stichwort gegeben«, sagte Wolfgang. »Zwei Mann arbeiten, und der dritte geht mausen. Krach machen, wie zehn Mann, und der Alte denkt, hier rollt alles.« »Und was wird gemaust?«, fragte Siegfried mit hungrigen Augen. »Dort drüben ist ein Kartoffelbunker, da liegt immer was im Dreck, oder es gibt vielleicht einen Einstieg«, wußte Kurt aus seinen Beobachtungen zu berichten. »Na, dann nichts wie los, wer geht?« Kurt wußte den Plan und machte sich schon auf den Weg. »Schleiche Dich am Alten vorbei, der hockt schon wieder im Chefzimmer und spielt Arresthaus-Kommandant«, sagte Wolfgang. »Wir fangen derweil an mit Pinseln!«

Also Kalkkübel hoch auf das Gerüst und los ging es. Nach wenigen Minuten war schon wieder Pause. »Hör auf, das wird nichts, wir sauen uns ein«, schimpfte Siegfried. Die schon beschriebenen Maler-

quasten zeigten ihre Unbrauchbarkeit und hielten die Brühe nicht fest. »Wir brauchen erst einmal was auf die Rübe, sonst gibt es Haarausfall!« Schnell suchten wir uns eine alte Hose oder ein Hemd, trennten das Hosenbein bzw. den Ärmel so ab, daß daraus eine Mütze entstehen konnte, die oben mit Bindfaden verschnürt wurde. Nun sahen wir gut aus und bestiegen mit unserem Kopfputz erneut das Gerüst. Inzwischen waren wir auch vorsichtiger geworden und spritzten nicht mehr so arg.

»Mensch, ist das verrückt«, sagte Siegfried. »Wir sitzen im Knast und malern den Knast, wer soll denn hier noch zweimal eingelocht werden?« »Sicher wollen sie etwas ähnliches einrichten wie vorne bei den Russen. Für besonders Aufsässige oder Flüchtlinge und Meuterer muß ja der Iwan sich etwas einfallen lassen«, gab Wolfgang zu verstehen.

»Hast Du vorige Woche den Fluchtversuch in der Zone drei bemerkt?«, wollte Siegfried wissen. »Der Russe hat einen im Drahtzaun hängen sehen und vom Wachturm auf ihn gefeuert, aber nicht getroffen. Großalarm, und mit Hunden und Posten haben sie den Flüchtling aus dem Innenzaun rausgeholt, der sah nicht gut aus.«

»Mache keinen Quatsch!«, sagte Wolfgang ganz erstaunt. »Und was macht der arme Hund jetzt?« »Der soll vorn im Russenknast sitzen, schon zwei Tage ohne Brot, und sicherlich mit einigen Beulen und blauen Augen.« »Nee, hör auf, ich darf gar nicht dran denken. Stell dir vor, wir malern hier die Bude, und in drei Wochen sitzen wir vielleicht selber hier und können unseren Pfusch von der Pritsche aus betrachten.« Siegfried war es nicht wohl bei dem Gedanken.

So gingen die Stunden mit der Arbeit dahin. Es waren immer mal solche betrachtenden Gespräche im Gange, man dachte viel über die vertrackte Lage nach, in der wir uns befanden, nicht immer war Ruhe und Zufriedenheit in uns. Schließlich waren wir schon länger als ein halbes Jahr von zu Hause weg, und niemand wußte, wie es inzwischen in Leipzig zugeht.

»Kurt ist immer noch nicht zurück«, bemerkte sein Bruder Siegfried sorgenvoll. »Wo der Kerl bloß bleibt?« »Wer weiß, was er erbeutet hat, sei unbesorgt, den erwischt keiner.«

Plötzlich hörten wir Tumult am Eingangstor und das Klappern der Gittertür. Kurt war zurück, mit Kartoffeln in den Tiefen seiner Armeemanteltasche; sie sahen nicht sehr gesund aus, aber die Hoffnung auf eine Zusatzmahlzeit am Abend war schon erfreulich.



An den großen Öfen in der Kompanie war abends immer starker Betrieb. Auf den Stahlplatten der beiden Öfen brodelten die Töpfe und Kochgeschirre der Außenkommandos. Kochen oder Zubereitung von Speisen konnte man das nun wahrlich nicht bezeichnen, aber es nährte den Mann, und das war wichtig. Bei uns gab es Pellkartoffeln und Salz. Gut verteilt auf drei Mann hatten die Kartoffeln den Transport durchs Lager überstanden, man mußte ja an etlichen Posten vorbei, und wer dicke Taschen hatte, wurde gefilzt.

Ich erinnere mich eines Mannes, der im Viehhof arbeitete. Der schleppte immer Kleie aus dem Schweinestall mit ins Lager, eigentlich sollten die Schweine das fressen, aber er hatte jeden Abend die Manteltaschen voll, damit hatte er auch viele Freunde, die ihm die Schuhe auszogen und auch die Kleiesuppe bereiteten. So fein waren auch hier die Hierarchien. Der Mann sah unmöglich aus, finster und dreckig, aber manche fraßen ihm aus der Hand. Zu allem Überfluß hieß er auch noch Krätschmar, aber mit »Ä«. Unser erster Tag hatte also ein gutes Ende gefunden, und es zahlte sich wieder die alte Theorie aus, daß Arbeiten immer etwas einbringt, und wenn es nur fünf Kartoffeln sind.

Der neue Tag sah uns wieder im Arresthaus mit der Malerbürste. Der Alte hatte uns in seiner pädagogischen und belehrenden Art wieder einmal »belegt« und wollte uns sagen, wie gemalert wird. Nach der Devise »Ja, ja« oder »So, so« ließen wir uns den Sermon gefallen und waren schon dabei, die nächste Zelle vorzurichten.

»Los, alles raus und in die nächste Zelle«, brüllte Siegfried. »Die Pfosten und die Tür runter, Malerböcke raus«, übertönte er den Alten und war eigentlich unser Kolonnenschieber. Bald waren alle Vorbereitungen getroffen, und es ging hoch auf das Gerüst. Wir waren nun auch schon etwas geschickter, wußten uns vor den Spritzern zu schützen, hatten wieder unsere Malermützen auf und sahen optimistisch in den neuen Arbeitstag; es sollte auch wieder ein besonderer Tag werden, wie sich gleich zeigen wird. Der Alte hatte seine Kommandobude bezogen und machte sich ein bißchen »lang«, das war auch besser für uns, so gingen wir uns gegenseitig aus dem Weg.

Während der Arbeit kam uns nun der Gedanke, wie es ist, wenn man als Gefangener aus dem schmalen Schlitzfenster in die Freiheit schaut. Wir öffneten das Fenster, drückten unsere Köpfe an den Rahmen und konnten einen beengten Ausschnitt der Wirklichkeit aufnehmen. Das wurde zunächst reihum durchgeführt, bis plötzlich

Siegfried ganz überrascht ausrief: »Dort draußen ist Sascha!« Er hatte ihn in dem äußerst eingeschränkten Gesichtsfeld entdeckt.

Wir begannen zu winken und zu rufen und machten uns einer nach dem anderen bemerkbar. »Sascha, Sascha, idi suda!« (»Sascha, komm her zu uns!«), brüllten wir. Die Reaktion unseres Freundes war unvorstellbar. Er blieb wie angewurzelt stehen, sein erschrockenes Gesicht verriet uns, er war betroffen und schaltete sofort: Arresthaus, Gefangene, Hilferufe!

»Detski, was du machen?« (»Kinder, was macht ihr?«) Für uns war das natürlich eine Freude, und wir lachten und winkten. Das hat natürlich Sascha ganz nervös gemacht; was sind das nur für verrückte »Nemezki«, sitzen im Knast und lachen und sind guter Dinge. Sascha konnte sich nicht mehr beherrschen, mit heftigen Gesten machte er sich Luft: »Detski, ich kommen, tschas moment!« (»Kinder, ich komme, einen Moment!«) und im Sturmschritt ging er auf den Eingang des Arresthauses zu, in der Absicht, uns zu befreien. Als er den Bau betrat, hatte er auch sofort unseren Alten aus seinem Vormittags-schläfchen hochgejagt und machte mächtigen Krach in der Kommandantenstube.

Der Alte, ganz verstört durch den hohen Besuch, stammelte: »Eh, Malerei, eh drei Mann Malerbrigade bei der Arbeit. Es meldet Gefangener Wittrich, keine besonderen Vorkommnisse!« Als gedienter Soldat versuchte er nach Heeresdienstvorschrift (HDV) eine ordentliche Meldung abzusetzen, aber Sascha konnte mit dem preußischen Kauderwelsch ohnehin nichts anfangen.

»Ah, gdje Detski? Wo Kinder?«, brüllte er den Alten an, und dieser begriff nun, daß der Sergeant wegen uns im Arresthaus war. Sofort ging der Alte mit Sascha in den Zellenbau und zeigte ihm unseren Arbeitsplatz. »Hallo, Sascha!«, brüllten wir im Chor und tobten auf unserer Malerpfoste, daß sie sich mit in unserem Lachen bog.

Jetzt war Sascha offensichtlich zufrieden und rief: »Kinder arbeiten, gut!« Endlich war er sicher. »Und ich denken, Kinder müssen sitzen!«, sagte er in seinem gebrochenen Deutsch. »Nein, Sascha, wir sind schon zwei Tage hier, das ganze Haus wird von uns neu gemacht!« »Tak, tak, gut so, arbeiten nicht sitzen! Nu dawai kuritsch!« (Wir müssen rauchen), sagte Sascha.

Das war auch für den Alten ein Signal, vielleicht gibt es eine Handvoll Machorka. Sascha brachte seine braune Machorkatüte aus der Tasche, es wurde gedreht, und bald stand die kleine Zelle unter »Dampf«. Der süßliche Machorkaduft zog durch die engen Fenster-

schlitze, es war wieder alles in bester Ordnung. Auch der Alte war wieder zufrieden, konnte er doch eine Arbeitsleistung vorzeigen und nun seine gestammelte Meldung durch Tatsachen belegen.

Schon kam die nächste Frage von Sascha. »Kuschajet moschno?« (»Habt ihr was zu essen?«) »Nein, Sascha, nje moschno«, sagten wir. »Kinder, warum nix essen?« So eine Frage, dachten wir. Er konnte sich natürlich seinen Teil denken und ließ sofort konkrete Schritte folgen. »Tschas moment«, und schon war er zur Tür hinaus.

»Jetzt wird es interessant«, sagte Kurt. »Wo will der hier was für den Zahn finden?« Er war sofort bereit, Sascha hinterher zu gehen; vorsichtig folgte er ihm und hatte den richtigen Riecher, Sascha war auf dem Weg zum Kartoffelbunker. Als Kurt diese Absicht erkannte, machte er sofort kehrt, kam in den Zellenbau gestürzt und rief: »Leute, wißt ihr, wo Sascha hingehet, na? Zum Kartoffelbunker! Jetzt holt er kraft seines Sowjetsternes Kartoffeln für uns.«

»Das ist prima, da brauchen wir nicht zu mausen!« »Wenn das klappt, gibt es heute Abend schon wieder Pellkartoffeln und Salz«, ergänzte Siegfried, und unsere Stimmung wurde wieder erheblich besser.

»Los, hoch auf das Gerüst!«, rief Siegfried. »Jetzt muß noch eine Zelle fertig werden.« Unsere gute Stimmung wirkte sich auch auf die Arbeitsleistung aus, außerdem wollten wir vor Sascha nicht als Faulenzer dastehen.

Wir waren immer noch in Aktion, und endlich erschien auch Sascha aus der von uns ausspionierten Richtung, strahlte, als hätte er Juwelen in seiner Tasche, und rief: »Kartoschki jest!« (»Kartoffeln sind hier!«) Das war das Signal, auf welches wir schon warteten, und damit war auch der Feierabend eingeläutet. Für uns hatte Sascha wieder etwas zur Abendration beigetragen; wir sahen schon die Kartoffeltöpfe auf dem Ofen brodeln, und es war wieder ein guter Abend für uns in Aussicht. Die Maler des Arresthauses waren gut belohnt worden für ihren Arbeitseinsatz.

In diesem Zusammenhang eine Charakterisierung eines anderen Postens, der uns durch seine Brutalität aufgefallen ist. Nennen wir ihn Alexej, den etwa sechzehnjährigen Burschen mit der Deckelmütze. Eine eigenartige Erscheinung, weil man ihn nie in einer korrekten Uniform sah. Immer mit einer Schirmmütze und Gymnasiorka (Uniformbluse) ohne Schulterstücke bekleidet und dazu in der Hand eine Vierkanteisenstange einer WC-Spülung mit weißem Porzellanring

am Ende. Dazu war er mit Koppelzeug und einer Armeepistole ausgerüstet, die bei ihm sehr locker saß.

Nach Beschreibungen von deutschen Dolmetschern soll er während des Krieges alle seine Verwandten verloren haben und hatte sich vor Monaten einer Armee-Einheit angeschlossen, um hier bis zum Endsieg seine Rachegeleüste zu befriedigen. So lautete zumindest die Legende zu Alexej. Wenn dieser Wildling mit bei den Arbeitseinsätzen als Posten eingeteilt war, dann waren alle Deutschen gut beraten, ihm aus dem Weg zu gehen oder sich so zu verhalten, daß sie außerhalb der Reichweite der WC-Stange waren.

Man weiß nicht, was dieser junge Mensch während des Krieges erlebt hat, aber eine Schilderung charakterisiert ihn ganz bestimmt. Wir konnten vom Lager aus beobachten, wie Alexej eines Tages Bekanntschaft mit einem Fahrrad machte. Es war ohne Bereifung, aber ansonsten durchaus funktionsfähig. Ein ebenfalls junger Soldat hatte eine Ziehharmonika in den Händen und spielte ununterbrochen eine jener monotonen schwermütigen Melodien, die nie enden wollen. Zu dieser Musik raste nun der Kerl mit dem Fahrrad ebenso ununterbrochen im Kreis um die Unterkunft, hundertmal oder mehr, manchmal von dem Harmonikaspieler vom Rad vertrieben, aber dann nach kurzer Zeit immer wieder neu auf Rundenjagd. Es zeigte sich sein kindliches Gemüt, welches er hinter brutaler Pistolenschützen-Visage nicht verbergen konnte.

Wir waren froh, als wir ihn nicht mehr sahen. Vielleicht war er auch mit perfider Absicht von den Offizieren in die Reihe der Posten eingeteilt worden.

Diese beiden unterschiedlichen Wachposten zeigen eindeutig, mit welchen Menschen wir es zu tun hatten und belegen einmal mehr, wie doch Menschen in solchen Krisensituationen unterschiedlich reagieren können.

### *Theaterbesuch*

Als sehr lobenswerte Einrichtung muß das Lagertheater genannt werden. Der kulturbesessene Kommandant Samoillow hatte diese Theatergruppe angeordnet und gegründet. Dabei waren ihm Häftlinge des Lagers behilflich, die über entsprechende Berufe verfügten. Dazu zählten der Theatermann Merz vom Leipziger CT-Theater in der Bosestraße, aber auch Musiker der verschiedenen Richtungen, die Noten und Instrumente besorgen konnten. Immer war das mit

»Dienstreisen« verbunden, bei denen die jeweiligen Experten mit einem Trupp von Offizieren losfuhren und Kulturmaterial beschafften.

Das bildete den Grundstock für das Lagertheater, wo viele Gefangene herrliche Stunden der Abwechslung, aber auch Stunden der Zuversicht und Hoffnung erlebten. Der Besuch der verschiedenen Veranstaltungen war natürlich kompanieweise organisiert, und nur Eingeweihte wußten, wie man in den Genuß eines zusätzlichen Theaternachmittags kommen konnte. Dazu zählten auch wir.

Eine Möglichkeit bestand darin, im Sommer über die geöffneten Fenster mitzuhören oder gar einzusteigen. Das war für uns recht unkompliziert, weil wir in der gleichen Zone wie das Theater wohnten. Es war also zu jeder freien Zeit möglich, mal kurz zum Theater zu gehen, den Spielplan zu studieren und Ausschau zu halten. Auf diese Weise erfuhren wir, welche Möglichkeiten zu einem Besuch bestanden. Begünstigt wurde das ganze durch einen Mann vom Einlaßdienst mit Namen Schmalfuß. Er war aus Taucha, und damit fast ein Landsmann und uns freundlich zugetan. Wenn Schmalfuß Dienst hatte, war für uns alles klar. Wir konnten auf die letzten Reihen rutschen und waren sofort in bester Stimmung, auch wenn wir das Stück vielleicht schon zum dritten Mal sahen. Das galt auch für manches Konzert.

Besonders das Tanzorchester Hans Hackemesser (die Russen sagten »Gans Gackemesser«) machte uns viel Freude mit alten Tonfilm-melodien, aber auch Schlager der letzten Kriegsjahre waren zu hören.

Ein großes Orchester wurde vom Leiter des Kurorchesters Bad Elster geführt und hatte ein herrlich klassisches Repertoire. Dort habe ich mit großer Begeisterung Opernmelodien, Ouvertüren und Konzertstücke gehört, die in mir die Liebe zur guten Musik geweckt haben. Eine besondere Freude war es, eine Sologeigerin (Name Weikert oder ähnlich) zu hören, die mit viel Elan und Ausdruckskraft die »Ungarischen Tänze« von Brahms spielte.

Ich erinnere mich an eine Orchesterprobe, die ich mir auf sehr unnormale Art angehört habe. Aus irgend einem Grund war kein Zugang ins Theater möglich, und ich bin über eine Feuerleiter auf das Barackendach gestiegen. Aus drei oder vier Entlüftungsschächten, die über dem Zuschauerraum angeordnet waren, erklangen die schönsten Melodien aus der Orchesterprobe. Da es warm war, legte ich mich neben einen Entlüftungsschacht, direkt mit dem Ohr an die hölzerne Jalousie. In dieser Lage verbrachte ich mehrere Minuten

und verfolgte die Probe zur »Freischütz-Ouvertüre«. Ein seltener Genuß in noch seltenerer Umgebung.

Natürlich ließen wir keinen Theaterbesuch aus, der für unsere Kompanie nach Plan angeordnet war. Ein besonderes Erlebnis hatte ich während eines Orchesterkonzertes.

Der schon erwähnte Tauchaer Freund Schmalfuß hatte zu unserer Freude für uns Plätze auf der ersten Reihe reserviert und setzte sich zu unserer Überraschung direkt neben uns. Stimmung und Begeisterung auf allen Plätzen und langanhaltender Beifall zwischen den einzelnen Darbietungen. Das steigerte sich natürlich am Ende des Konzertes, und wie bei einem richtigen Konzert gab es Zugaben. Ich bin jetzt noch überrascht über die Art der Zugabe an diesem Nachmittag, es war der Marsch »Alte Kameraden«, eine absolut preußische Nummer, und das wenige Monate nach Kriegsende; es war sicher den Russen nicht ganz klar, wie ausgerechnet dieser Marsch, der oft zur Verherrlichung von Militarismus und Preußentum benutzt worden war, in das Programm kam. Da aber die Russen auch ihren Spaß an einem zackig gespielten Marsch hatten, ist dieser ohne Schwierigkeit durch die Zensur gegangen. Als die ersten Takte erklangen, klatschte der ganze Saal mit, und der Dirigent drehte sich zum Publikum und forderte mich auf, nach oben zu kommen. Was, ich? Ausgerechnet ich, was soll ich da oben? Nun bekam unser Freund Schmalfuß seine Funktion und brachte mir bei, daß ich jetzt unbedingt zum Orchester nach oben gehen mußte. Jetzt war uns auch die Sache mit der ersten Reihe und der persönlichen Anwesenheit unseres Freundes klar. Der Dirigent übergab mir, während das Orchester schon spielte, den Taktstock und verschwand zu meinem Entsetzen hinter den Kulissen. Nun gab es kein Entrinnen mehr für mich. Zum Glück war ich so musikalisch, daß ich das »Eins-Zwei-Drei-Vier« eines Marsches schnell begriffen hatte und auch die zu schlagende Figur eines immer wiederkehrenden Winkels mit »auf-ab-rechts-links« gut mit dem Taktstock zeigen konnte. Die Musiker hätten natürlich auch den Marsch gut alleine zu Ende gebracht, aber der Spaß an so einer Einlage stand ihnen schalkhaft in den Gesichtern, sofern eine Posaune oder Tuba überhaupt bei einem solchen Geschäft lachen kann. Auf alle Fälle war es ein Riesenspaß für alle Beteiligten, und unser Freund Schmalfuß hatte daran eine große Aktie.

Aus diesen Schilderungen könnte man ableiten, daß der Aufenthalt in Mühlberg ein wahres Vergnügen war, es hat uns also zum Theater-

besuch nur noch der Smoking gefehlt und in den Pausen der Champagner. Nun, daß das übertrieben ist, dürfte jedem nüchtern denkenden Menschen klar sein. Deshalb muß hier auch einmal die Rolle der »Gefangenen-Künstler« gewürdigt werden, die in aufopfernder Weise ihrer Aufgabe nachgingen. Die materiellen Vergünstigungen waren nicht so üppig, daß sie sich Speck anfuttern konnten. Sicher gab es manches Gastspiel außerhalb des Lagertores mit für sie erfreulichen Stunden und mancher Sonderration, aber irgendwann kam für alle Darsteller und Musiker die große Ernüchterung, wenn sie wieder hinter dem Zaun waren.

Sie hatten dabei eine eigenartige Doppelrolle zu spielen. Dem Kommandant Samoilow und seinen Herren Offizieren haben sie die Langeweile und Eintönigkeit in der Fremde vertrieben, aber den Tausenden von Gefangenen im Lager übermittelten sie Optimismus und Zuversicht im trostlosen Lagerdasein.

In unserer Kompanie waren mehrere Jugendliche, die ebenfalls im Theater mitwirkten. Sie waren damals zwischen 18 und 20 Jahren, große hübsche Kerle, die dazu noch Geschick zum Tanzen verspürten und geeignet erschienen, in den großen Tanzszenen der Operetten-Ausschnitte mitzuwirken. In den Armen die schönsten Mädels des Frauenlagers, waren sie Abend für Abend zu sehen. Dabei herrschten natürlich strenge Sitten, denn im Lager war jede Annäherung an Frauen untersagt, also nur dienstliches Schöntuen war zugelassen.

Da diese »Künstler« in unserer Kompanie schliefen und wir eine gute Beziehung zu ihnen hatten, wußten wir auch von ihren Nöten und Sorgen bei gleichzeitigem Einblick in das Theaterleben. Die Proben waren hart, und als ungelernten Ballettmitgliedern fiel es ihnen nicht leicht; es sollte aber immer leicht und beschwingt aussehen, denn ihre Chefs waren ja gelernte Theaterleute mit der unerbittlichen Härte der Leute vom »Bau«.

Durch einen schmerzhaften Einschnitt in mein Lagerleben hatte ich einen Einblick in die künstlerische Arbeit des Lagerchores, und das kam so. Eine günstige Gelegenheit hatte mir für kurze Zeit die Arbeit als Holzhacker in der Küche I verschafft. Wir bereiteten Brennholz für die Kochkessel und waren damit wieder mal eine beneidenswerte Truppe, die in unmittelbarer Nähe der großen »Fleischtöpfe« ihre Arbeit verrichtete. Bei dieser Arbeit hat mir einer der Holzhacker ein Stück des linken Zeigefingers gekürzt und mich auf diese Weise um einen »einträglichen« Job gebracht. Im Lazarett

wurde das Nötigste getan, und ich war für mehrere Wochen Innendienstkranker, was auch für mich äußerst schmerzlich war.

Da an den Vormittagen die Proben des Lagerchores in unserer Baracke abgehalten wurden, konnte ich von meinem Schmerzenslager aus die Bemühungen der Sänger und ihres Chorleiters Martin Hornung aus nächster Nähe verfolgen. In dem Chor waren viele Bekannte von uns. Lehrer und Kantoren mühten sich um herrlichen kultivierten Chorgesang, was zwar im Konzert immer wieder unter Beweis gestellt werden konnte, aber bei den Proben doch manchmal zur Plage wurde, besonders wenn man leicht angeschlagen war.

Trotzdem ist mein Finger wieder geheilt, oder gerade deswegen, ich weiß es nicht sicher. Aber wenn ich heute die Lieder »Oh Täler weit, oh Höhen...« oder »Wer hat dich, du schöner Wald...« höre, werde ich an diese Proben erinnert. In Erinnerung sind mir dabei der Kantor Krämer und sein Sohn aus Wermsdorf, zwei nahe Verwandte der Familie Haynert aus Leipzig. Die Leistungen der Sänger waren genausohoch einzuschätzen wie die der anderen Künstler, deren Gesamtrolle aus der Sicht der Gefangenen größte Bewunderung auslöste.

### *Papier und Bleistift*

In der Lagerordnung, die von der sowjetischen Lagerleitung herausgegeben wurde, befanden sich eine Menge Verbote und Verhaltenshinweise, die von uns strengstens zu beachten waren. Dazu zählte auch das Verbot von Papier und Bleistift, eine Angelegenheit, deren Sinn man schwerlich verstehen konnte. Wir vermuteten dahinter das Bestreben, eine wie auch immer geartete geistige Betätigung zu unterbinden.

Das Verbot zu ignorieren, war für alle höchst gefährlich, waren doch Arreststrafen zwischen 10 und 20 Tagen angedroht. Trotzdem existierten bei den Gefangenen viele Bleistifte, natürlich in einer Größe, daß man sie gut verstecken konnte. Die vielen Spitzel in den eigenen Reihen machten eine öffentliche Benutzung so gut wie unmöglich. Durch Denunziation an die Lagerleitung konnte sich mancher einen Schlag Essen oder einen Kanten Brot »verdienen«, für den betroffenen Bleistiftbesitzer ging das aber schlimm aus.

Papier war ein noch viel größeres Problem. Wenn einmal Papier aufgetrieben wurde, dann waren es Zementsäcke, die ja bekanntlich aus mehreren Papierlagen bestehen. Die inneren Teile eines



solchen Sackes konnte man demnach recht gut zum Beschreiben benutzen.

Es wurden zwei Verfahren bekannt, die sich sehr schnell im Lager verbreiteten, das war eingefärbte Dachpappe und die Benutzung von lackierten Barackenteilen. Aus den demontierten Barackenteilen ließen sich ohne Schwierigkeit Stücke der eingelegten Isolierpappe entnehmen. Das war unbesandete Dachpappe, die sich gut einfärben ließ. Als Farbe wurde angefeuchtete Tonseife benutzt, die man auf die schwarze Pappe aufstrich. Nach dem Trocknen bildete sich nun ein weißer Film, den man mit einem Schreibgriffel wieder wegkratzen konnte. Dadurch kam der schwarze Untergrund wieder zum Vorschein und ein Schriftbild entstand. Schwarze Pappe war also ein begehrter Stoff, sie wurde in handliche Stücke geschnitten und im Format A5 und kleiner verwendet. Der Schreibgriffel war ein Stück Alu-Draht, wenn möglich in einem handlichen Holzgriff, welcher die Form eines Bleistiftes hatte. Dieses Verfahren war relativ einfach; die Schreibpappen konnten immer wieder regeneriert werden, denn Tonseife war genug verfügbar, und kurioserweise fand niemand von der Obrigkeit etwas Anstößiges an dieser Art »Papier«.

Die andere Technologie sah die Verwendung von lackierten Flächen vor, die ebenfalls in Stückenform vorlagen. Dazu zählten Innenverkleidungen von Baracken, die auf einer Eternitplatte einen Lackauftrag, wenn möglich weiß, hatten. Hier brauchte man keine Präparation der Platte vorzunehmen, denn schon das Bekratzen mit einem Alu-Stift brachte ein gutes Schriftbild hervor, welches durch scharfes Abwaschen mit feinem Sand oder mit Tonseife wieder zu löschen war.

Mit diesen Schreibpappen bzw. -platten haben wir die verschiedensten Formen von Schreibunterhaltung ausgeführt, vor allem Kreuzwort- oder Silbenrätsel, die natürlich erst einmal alle entworfen werden mußten. Die selbstgebauten Rätsel – beliebt waren die relativ einfach zu entwickelnden und auf wenig Platz lösbaren Silbenrätsel – wurden weitergegeben und von anderen gelöst.

Die Konstruktion eines Kreuzworträtsels war dagegen viel aufwendiger, da die Umschreibung der Lösungsworte viel »Papier« benötigte. So wurden lieber Wortgitter oder magische Quadrate entworfen, die man für ein sinnvolles Spiel gebrauchte. Es war also vielmehr die Umkehrform eines Kreuzworträtsels, die uns viel Spaß machte und vor allem Geistestraining war.

Unabhängig davon, nach welchem Verfahren unsere Schreibpappen hergestellt waren, wir konnten sie in ein solches Format bringen, daß sie in unsere Taschen paßten und immer mitgeführt werden konnten. Mit dem dazu angefertigten Griffel mit Aluminium-Mine waren wir im Besitz von Schreibzeug und konnten alle notwendigen Schreibarbeiten damit erledigen. Zum Glück machte auf diesen Schreibersatz niemand Jagd, und wir hatten dieser einfachen »Erfindung« viel zu verdanken.

Der Besitz einer solchen kleinen Schreibplatte erlaubte dem Benutzer viel Geistesarbeit. Wir waren nunmehr in der Lage zu schreiben, zu rechnen, zu zeichnen und wagten uns an die vielfältigsten Aufgaben, die man sonst nur mit Papier und Bleistift löst.

Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an einen Leidensgenossen aus Reichenbach, mit dem ich mehrere Monate in Buchenwald zusammen war. Dieser junge Mensch war ein sehr intellektueller Typ mit unheimlich vielen Fähigkeiten und Begabungen, den man heute als Hobby-Elektroniker bezeichnen würde. Er benutzte eine solche Schreibpappe beinahe täglich, er rechnete und experimentierte auf seinem »Papier« und brachte immer neue Ideen zu Tage, die er uns auch erläutern konnte. Sein Name war Fritz Kunz.

Eine seiner »Erfindungen« war ein elektrischer Zigarettenanzünder, den er so klein gestalten wollte, daß er in einer Streichholzschachtel Platz finden sollte. Die Stromerzeugung sollte mit dem Dynamo-Prinzip erfolgen, mit dessen Hilfe ein Widerstandsdraht zum Glühen gebracht wurde. Das Funktionsprinzip der Dynamo-Taschenlampe hatte Pate gestanden, aber seine Leistung bestand in der Miniaturisierung des Gerätes. Er belegte das nicht nur mit Skizzen und Bildern, sondern hatte dazu auch Berechnungen parat, die die elektronische Lösung betrafen. Er hatte noch viele interessante Dinge, mit denen er sich beschäftigte, auf den kleinen Schreibplatten und in seinem Kopf festgehalten. Man muß sich einen solchen Kerl vorstellen, der sich in solch arger Lebenssituation mit diesen Hobby-Gedanken beschäftigte. Wir haben ihn nie deshalb ausgelacht, sondern immer bewundert und geachtet. Er konnte uns die tollsten Sachen erzählen und war zudem noch ein lustiger Vogel und nicht etwa ein Phantast.

Wir konnten also mit Hilfe der Schreibtafeln unser Wissen erweitern, unseren Geist trainieren und Gedanken oder Formeln zu »Papier« bringen, die uns anregten. Der Antrieb für Rätselbeschäftigung

kam wohl von uns selber, aber für tiefere Beschäftigung, z. B. mit der Mathematik, da bedurfte es eines Lehrers oder eines Anregers.

Dieser Antriebsmotor war für uns Gerhard Kleeberg aus Leipzig-Wahren, ein Vermessungsingenieur, der, ebenfalls wie wir, als »Werwolf« verhaftet worden war. Ein hochintelligenter Mensch, der sein Wissen an uns weitergab, ohne dazu aufgefordert worden zu sein, einfach weil es ihm Spaß machte. Als er nun sah, daß wir über solche Schreibgeräte verfügten, war er hell begeistert, ließ sich die Technologie von uns erklären und war ein interessierter Nutzer dieser Tafeln. So war unsere Partnerschaft zweiseitiger Natur, und unser neuer Lehrer war bereit, mit uns Aufgaben aus dem Gebiet von Mathematik und Geometrie zu lösen bzw. uns einige Grundbegriffe dieser Wissensgebiete zu lehren.

Das wurde für uns höchst interessant, warum sollten wir nicht einige Kenntnisse auf diesem Gebiet erwerben. Wir stürzten uns mit Gerhard auf Quadratwurzel, Potenzgesetze und Gleichungen, sahen uns geometrische Regeln an und führten Dreiecksberechnungen durch, übten also mit Hilfe unserer Schreibplatten und merkten, daß man auch so die Zeit vertreiben kann. Wir haben oft im Freien gesessen, konnten dabei auch manche geometrische Figur in den Sand malen und waren vor allem ungestört. Mit Zahlenbeispielen wurden die neuen Erkenntnisse untermauert, besonders der Satz des Pythagoras spielte dabei eine Rolle, und wir nutzten ihn in der Dreiecksberechnung, hörten überhaupt das erste Mal von solchen Lehrsätzen.

Wenn uns auch der praktische Bezug zu Beginn noch fehlte, so war durch das Geschick von Gerhard Kleeberg bald eine Nutzanwendung solcher Berechnungen zu erkennen, er machte uns durch Anwendungsbeispiele die Sache schmackhaft. Ich erinnere mich noch an den Strahlensatz, mit dessen Hilfe wir die Höhe eines Telegrafenturms bestimmt haben, ohne daß dabei ein Vermessungsgerät benutzt werden konnte. Genauso systematisch brachte er uns die Prozentrechnung bei und unterwies uns in der Gleichungslehre.

Lehren, von denen ich heute noch Nutzen habe, wurden uns damals als Grundlage beigebracht. Dazu zählen auch Verhältnisgleichungen und ihre Anwendung (merke: Produkt der Innenglieder gleich dem Produkt der Außenglieder), das sitzt wie eingeschliffen. Alles Ergebnisse unserer Bemühungen damals in Mühlberg.

### *Russisch-Unterricht*

Zu dem Kapitel »Papier und Bleistift« gehört unbedingt der Abschnitt »Russisch-Unterricht«. Es war, ebenfalls unter Verwendung der Schreibpappen, möglich geworden, solche Wissensgebiete wie das Erlernen einer Sprache in das Interesse einiger Gefangener zu rücken.

In unserer Kompanie war ein Mensch in der Lage, einen Russisch-Unterricht für Anfänger aufzubauen. Das fand mit Duldung der russischen Lagerleitung statt, aber eine technische Unterstützung wurde nicht gewährt. Der Mann, der das mit uns durchführen wollte, war aus der Dresdener Gegend und hieß, so glaube ich, Riedel. Er hat uns einige Grundbegriffe beigebracht, und ich weiß ganz genau, daß ich das kyrillische Alphabet in Mühlberg erlernt habe.

Der Russischlehrer hatte sich eine Tafel angefertigt, auf die man bewegliche Buchstaben aufstecken konnte. Mittels der Einzelbuchstaben baute er Wörter auf und ließ sie aussprechen und aufschreiben, dazu hatten wir ja unsere Schreibpappen.

Ich bin ganz sicher, daß wir bei diesem Unterricht viel weniger motiviert waren als bei Gerhard Kleeberg. Wer erlernt schon mit Begeisterung die Sprache seines »Feindes«, die Sprache des Mannes, der uns hinter Gitter gebracht hat. Anderen ging es noch viel schlimmer, die wollten noch weniger wissen als wir. Wir haben ja wenigstens die Ohren einmal gespitzt und uns die Buchstaben angesehen und die Laute angehört, aber es fehlte der richtige Antrieb. Eine törichte Einstellung, wie sich nach Jahren herausstellte, denn man hätte dort eine gute Möglichkeit gehabt, die Sprache zu erlernen, Zeit war genug vorhanden.

Als Beispiel soll gezeigt werden, wie ein junger Mensch in Mühlberg anders an die Sache heranging als wir. Ein sehr intelligenter Jugendlicher erlernte bei einem Dolmetscher in relativ kurzer Zeit die russische Sprache und brachte es durch seine Begabtheit zu solcher Perfektion, daß er als Dolmetscher eingesetzt werden konnte. Und zwar am Hauptlagertor, bei den täglichen wichtigen Arbeiten mit den Kolonnen und ihren russischen Posten. Er war in eine Dolmetscher-Hierarchie eingedrungen, die bis dahin nur Sprachkundigen aus dem Baltikum vorbehalten war. Das bedeutete, daß er die Sprache so gut beherrscht hat, daß die Russen mit seiner Arbeit offensichtlich zufriedener waren als mit den alten »Hasen«. Es war

bewundernswert, wie dieser junge sympathische Mensch sein »Handwerk« verstand. Er hatte sich sofort Respekt verschafft mit seiner Dolmetscherleistung, dabei war er erst 20 bis 25 Jahre alt und hatte diese Mühe des Erlernens freiwillig auf sich genommen und das Ganze zu einem präzisen Resultat gebracht. Bei den täglichen Arbeiten am Tor konnten wir ihn öfters beobachten und sehen, daß er sich mit den russischen Soldaten in einer Weise unterhielt, die für einen Außenstehenden als perfekt einzuschätzen war.

Dazu noch eine Episode. Alle Menschen, die sich einmal in einer ähnlichen Situation befunden haben wie wir, werden mir bestätigen, daß man als erstes einer Sprache die Schimpfworte, die Flüche und die Schweinereien erlernt. Zumindest dann, wenn man wie wir als »Lehrer« nur fluchende und schreiende Wachposten hat. Bei diesen Schweinereien war eine besonders harte Formulierung: »Geh' zum Teufel!«, wobei das Wort »Teufel« durch eine handfeste Sauerei zu ersetzen ist. Die typisch russische Reaktion darauf war: »Da war ich heute schon dreimal!« Diese Redensart hatte der junge Mann natürlich nicht bei seinen seriösen Lehrern gelernt, konnte aber den Fluch verstehen und ärgerte sich mächtig, wenn ihm dieser »fromme Wunsch« mehrmals täglich zugerufen wurde. Eines Tages sagte ihm ein alter »Fuchs« aus der Dolmetscher-Mannschaft: »Erwidere doch einfach mal, daß Du heute schon dreimal dort warst!« Nun, unser junger Freund brauchte nicht lange zu warten, um seine neue Erkenntnis an den Mann zu bringen. Leider hat er sich dazu ausgerechnet einen »Politnik« ausgesucht, der tödlich beleidigt war, daß ihm ein Deutscher so übers »Maul fuhr«.

Es kam zu einer großen Untersuchung, wer ihm das beigebracht hätte, man wollte ein Politikum daraus machen. Aber niemand hat etwas verraten, und ein einsichtiger Offizier hat den Rummel beendet im Sinne: »Wie man in den Wald hinein ruft...« Er hatte somit noch Glück gehabt, es hätte ihn auch seinen Posten kosten können, und der war ja nicht unattraktiv.

Wir kamen aber mit unserem Russisch-Unterricht nicht allzu weit, es fehlte, wie schon erwähnt, der richtige Zuck. Man muß aber auch gestehen, daß das Lernen ohne Lehrbuch besonders kompliziert war. Zum Teil waren wir gezwungen, uns Worte phonetisch anzueignen, die wir im täglichen Gebrauch verwendeten. Wir haben dabei nie gewußt, wie sie geschrieben aussehen, konnten sie aber im Gespräch mit den Russen einsetzen. Wenn auch daraus keine richtigen Sätze wurden, so war doch das Ziel der Verständigung von uns erreicht

worden. Manche so erlernten Worte habe ich erst nach Jahren in einem Russisch-Lehrbuch gelesen.

Abschließend möchte ich noch sagen, daß wir trotz Verbots von Papier und Bleistift einmal in der Lage waren, eine Nachricht nach Leipzig zu schicken. Kleine Blättchen, nicht größer als eine Skatkarte, mit der Information: Wir leben noch, uns geht es gut, vielleicht sind wir Weihnachten zu Hause! Diese Mitteilung war geschrieben mit Bleistift auf einem weißen Stück Papier, aus einer Lebensmittelverpackung herausgerissen.

Aber es war die Nachricht für unsere Eltern. Woher das kleine Stück Papier kam, wer es aufgetrieben hatte, ist heute nicht mehr in der Erinnerung. Der Bleistift war so klein und kurz, daß man ihn gerade in den Fingern halten konnte. Er war aus einem Versteck in der Baracke. Zum Schreiben mußten wir aufs freie Feld gehen, damit uns niemand beobachtete. Weit und breit kein Mensch zu sehen, zwei Mann machten Beobachtungsposten, während die anderen schrieben.

Welche unterschiedlichen Stimmungen ein Brief auslösen kann, konnten wir uns damals vielleicht denken. Der Überbringer der Nachrichten, dem wir sehr zu Dank verpflichtet sind, war Herr Ultzsch aus der Sternsiedlung in Leipzig-Möckern, der mit uns in Mühlberg saß. Er war Autoschlosser und im Vorlager bei den Russen beschäftigt. Eines Tages mußte er für ein Fahrzeug ein Ersatzteil beschaffen. Durch seine Beziehung in Leipzig wußte er von einer solchen Möglichkeit und teilte seinem Offizier mit, daß er in der Lage sei, dieses Teil zu besorgen. Das brachte ihm gewissermaßen eine »Dienstreise« nach Leipzig ein, und der Offizier freute sich auf diese Fahrt genauso wie Herr Ultzsch.

Da noch einige Vorbereitungszeit erforderlich war, konnte Herr Ultzsch uns ungestört über sein Vorhaben informieren und die Nachrichtenzettel gut verstauen, mit dem Ziel, sie direkt mit nach Leipzig zu nehmen.

Er hat dann in Leipzig in einem günstigen Moment seine Frau beauftragt, die Nachrichten zu gegebener Zeit zuzustellen. Das wurde auch ganz phantastisch organisiert, eine Rückantwort war natürlich nicht möglich.

Der Bleistift wurde von uns weiter aufbewahrt und ist durch viele Razzien geschleust worden, immer mit der Hoffnung, es könnte noch einmal ein ähnlicher Brief auf die Reise nach Leipzig gehen. Leider ist daraus nichts geworden.

Fam.  
 Paul Kretschmar  
 Leipzig S. 26  
 Gust.-Schmoller-Str. 8  
 Mühlberg. 11.12.45  
 Liebe Eltern, lieber Gerhard!  
 Wieder einmal ist mir geboten  
 euch zu schreiben, vor einigen  
 Tagen habe ich schon geschrie-  
 ben hoffentlich kommt dieser  
 an. Das Essen schmeckt mir  
 noch, ebenso die Nachschläge,  
 wir verdrücken täglich noch unsere  
 600 Gramm Brot und 2 l Essen.  
 Sonst bin ich noch auf dem  
 Damme, Krankheiten haben  
 mich noch nicht viele befallen.

Kassiber aus dem Lager Mühlberg (Dezember 1945)

Fam.  
 Paul Kretschmar  
 Leipzig S. 26  
 Gust.-Schmoller-Str. 8

Mühlberg, 11.12.45

Liebe Eltern, lieber Gerhard!  
 Wieder einmal ist mir geboten euch zu schreiben, vor einigen Tagen habe ich schon  
 geschrieben, hoffentlich kommt dieser an. Das Essen schmeckt mir noch, ebenso die  
 Nachschläge, wir verdrücken täglich noch unsere 600 Gramm Brot und 2 l Essen. Sonst  
 bin ich noch auf dem Damme, Krankheiten haben mich noch nicht viele befallen.

Die einzigen Plagegeister  
sind die sonst so »lieblichen«  
Flöhe. Im allgemeinen sehen wir  
viere zu wie wir mit dem  
r...sch an die Wand kommen,  
neulich haben wir Leinenöl or-  
ganisiert, da haben wir immer  
1 Esslöffel ans Essen od.  
zum Brot, Ich komme nun  
zum Schluß, aber bitte tut  
mir den Gefallen und macht  
euch ja nicht unnötige Sorgen  
um mich, wenn auch das Essen  
nicht ganz so schmeckt wie  
bei dir liebe Mutti, wir halten  
durch bis zum Wiederssehen.  
Herzlich Grüße  
an Traudel!  
Großen Kuß  
Euer Wolfgang!

Bitte schickt den beigelegten Brief an die Adresse!

Die einzigen Plagegeister sind die sonst so »lieblichen« Flöhe. Im allgemeinen sehen wir viere zu wie wir mit dem A...sch an die Wand kommen, neulich haben wir Leinenöl organisiert, da haben wir immer 1 Esslöffel ans Essen oder zum Brot. Ich komme nun zum Schluß, aber bitte tut mir den Gefallen und macht euch ja nicht unnötige Sorgen um mich, wenn auch das Essen nicht ganz so schmeckt wie bei dir liebe Mutti, wir halten durch bis zum Wiederssehen.

Herzliche Grüße  
an Traudel!

Großen Kuß  
Euer Wolfgang

Bitte schickt den beigelegten Brief an die Adresse!



## ARBEIT ODER STUMPFSENSINN

Ich habe bereits an anderer Stelle darauf verwiesen, wie wichtig für uns vier die Arbeit generell war. Nachdem die Zeit der Pflichtarbeit vorüber war, also die großen Arbeitskolonnen nicht mehr gebraucht wurden, kam das Besinnen auf Spezialisten.

Wir hatten zwar keine Spezialausbildung, waren aber durch die vielen Arbeitseinsätze geschult im Umgang mit den unterschiedlichsten Beschäftigungen und den verschiedenen russischen Posten. So hatten wir schnell den Vorteil von ständiger Arbeit begriffen. Wenn auch manche Tätigkeiten anstrengend, unbequem, im Winter kalt und ungemütlich waren, so waren doch bessere Verpflegung und die ablenkende Wirkung ein Gewinn.

### *Autoschlosser*

Siegfried hatte durch seine schon vor der Verhaftung absolvierte Lehrzeit von uns die besten Chancen zu einer Spezialisierung. Dazu eine Bemerkung. Der Begriff »Spezialist« hat bei den Russen eine völlig andere Bedeutung. Während bei uns ein Schlosser z. B. im Drehen, Fräsen, Bohren, Hobeln und Schweißen eine Grundausbildung durchlief, sind das in Rußland jeweils Spezialisten. Das gilt auch für Berufe der Landwirtschaft, wo der Traktorist, der Mähdrehscherfahrer oder der Kraftfahrer ebenfalls Spezialisten sind. Deshalb wollen wir den Begriff »Spezialist« in dieser Darstellung nicht überbewerten.

Nun zu Siegfrieds Sprung in die Geheimnisse der Autoschlosserkunst. Es liegt nahe, daß Herr Ultzsch bei seinen russischen Vorgesetzten ein gutes Wort für Siegfried eingelegt hat, denn es kam eines Tages die Order, daß Siegfried mit auf Außenkommando, konkret zu den Autoschlossern, gehen sollte. Also marschierte Siegfried mit zum Lagertor, gemeinsam mit Ultzsch und weiteren Spezialisten und ward fortan zu den Autoschlossern gezählt, obwohl er gerade einmal wußte, wie so ein Auto auszusehen hat.

Macht nichts, Hauptsache, die Arbeit konnte angepackt werden. Das hat er offensichtlich gemacht, denn nach kurzer Zeit stank er nach Dieselöl wie ein Panzerfahrer. Ein Problem hatten alle Autoschlosser von Mühlberg, sie hatten keine Schlosseranzüge. Mit der

Zeit spielte sich das ein wenig ein, und die Zivilsachen wurden automatisch zur Arbeitskleidung.

Gegen die Vorteile, die diese Beschäftigung brachte, waren die Nachteile der fehlenden Arbeitsbekleidung äußerst gering. Die Tatsache, daß die Autoschlosser den ganzen Tag über vor dem Lagertor waren, brachte ihnen auch Verpflegung vor dem Tor ein, d. h. entweder direkt von den Russen oder aus der Russenküche, die speziell für die Volksdeutschen (aus Schwiebus) kochte. Dort wurden die jeweiligen Leiter der Bäckerei, des Viehhofes, des Magazins und die Autoschlosser versorgt. Selbstverständlich wußten alle Spezialisten vor dem Tor, wo etwas zu holen war, sei es nun Brot oder Tabak. So war Siegfried außer der schweren Arbeit und dem Dreck wenigstens gut versorgt und konnte auch manchen Happen für uns mitbringen.

Die Volksdeutschen aus Schwiebus, die beim Aufbau des Lagers die wichtigsten wirtschaftlichen Führungspositionen besetzten, außerdem gut Russisch sprechen konnten und gegenüber uns Gefangenen eine Sonderrolle spielen durften, waren in diesem Vorlager die eigentlichen Herrscher. Sie nutzten diese Sonderrolle weidlich aus, benahmen sich gegen uns wie die Russen und wurden dabei von ihren russischen Vorgesetzten bestätigt bzw. unterstützt. Eine besondere Figur gab dabei der Chef der Autoschlosser Paul ab, der sich zum Teil prügelnd bemerkbar machte. Derbe russische Flüche waren seine Begleitmusik und brachten ihm den Spitznamen Chui-Paul ein, was unserer Vorsilbe Scheiß... gleichzusetzen ist, wie beispielweise Scheißkerl, Scheißarbeit, Scheißwetter, Scheißarmee u. ä. Bei ihm hieß dann sinngemäß alles Chui-Auto, Chui-Armee, Chui-Wetter.

Dieser rohe Kerl war nun Siegfrieds Vorgesetzter, und er mußte mit den Wölfen heulen oder seinen guten Posten aufgeben, was wiederum äußerst töricht gewesen wäre. So hat sich Siegfried also von Tag zu Tag mehr mit den Problemen der Autoreparatur herumgeschlagen und schließlich eine Qualifikation erreicht, die ihn zum ebenbürtigen Autoschlosser unter den anderen machte.

Dazu hat ein kleines Ereignis beigetragen, welches ihm auch Lob und Achtung von seinem Chef, dem Chui-Paul, einbrachte. Es begann alles an einem trüben und regnerischen Morgen auf dem »Garagenhof«, wenn man dieses Dreckloch überhaupt so bezeichnen kann. Ein russischer Soldat brachte einen alten »SIS 5« mit letzter Kraft gerade bis auf den Hof. Dazu muß gesagt werden, daß dieser sehr alte LKW, der seine Urahnen im amerikanischen »Ford PP« suchen mußte, das alte Militärvehikel der Sowjetarmee war.

Der sehr wütende Russe brüllte nun nach einem Spezialisten und wollte sofort Hilfe haben. Sicherlich hatte er schon einige Hilfsaktionen gestartet, was Siegfried sofort nach Öffnen der Motorhaube feststellen konnte. Da waren die Batteriekabel lose, und mit Sicherheit war schon fremde Hilfe von einer anderen Batterie geleistet worden. Nun sollte alles sehr schnell gehen, aber die eigentliche Ursache war noch gar nicht ermittelt. Mit »Dawai«-Rufen sollte alles in Bewegung gebracht werden, und üble Drohungen begleiteten die Fehlersuche.

Siegfried ließ sich nicht aus der Fassung bringen und gab zu verstehen, daß der Iwan erst einmal eine Handvoll Machorka besorgen soll, weil es mit »Dampf« viel besser geht. Diese Rauchpause hatte sich der Fahrer auch erhofft und verließ mit hohem Tempo den Ort des Geschehens. Siegfried war noch immer mißtrauisch, ob des losen Batteriekabels, und wollte eben noch mal unter die Motorhaube schauen, als er vor Schreck ganz blaß wurde. Leichte Rauchwolken kringelten sich aus dem Motorraum, und ehe die Motorhaube ganz geöffnet war, stand der alte LKW in Flammen.

Zum Glück war ein funktionfähiger Feuerlöscher bei den Autoschlossern, und Siegfried konnte kurz und entschlossen eingreifen, was der machorkasuchende Kraftfahrer mit gleichem Entsetzen gerade noch sehen konnte und sofort mit zu Hilfe eilte. Jetzt war er ziemlich kleinlaut geworden und ließ sich nach der Brandbekämpfung von Siegfried auch einige dumme Sprüche sagen, die er zum Glück nicht alle verstanden hat. Er war auf alle Fälle sehr glücklich, daß sein alter »SIS« gerettet war. Es hätten ihm mit Sicherheit einige Jahre vom Militärtribunal gedroht, wenn herausgekommen wäre, wie er mit dem Batteriekabel umgegangen war. Für Siegfried war das natürlich eine kleine Heldentat, die sich schnell bis zu seinem Chef herumgesprochen hat, was ihm von Stunde an eine bessere Stellung beim Chui-Paul garantierte. So konnte er noch einige Monate in dieser Arbeitsstelle bleiben und damit sein Leben in Mühlberg entscheidend verbessern.

### *Friseur*

Auch in dieser Berufsgruppe hatten wir einen Vertreter, und das war Kurt, der Bruder des Autoschlossers. Er war vor seiner Verhaftung in Leipzig einige Monate Friseurlehrling gewesen und somit etwas vorbelastet. In der Baracke B 11 wurde ein Handwerkerpunkt einge-

richtet, der die Zusammenfassung von Friseuren, Schustern und Schneidern vorsah. Zu diesem Zweck hatte ein Mann namens Frenzel eine Menge Friseure um sich geschart, um die täglichen Rasuren der vielen Häftlinge zu erledigen, denn in den Kompanien gab es jeweils nur einen Satz Rasiermesser, der von einem kundigen Friseur benutzt werden durfte. Infolge der zu geringen Desinfektionsmittel wurde auf diese Art die Bartflechte sehr stark verbreitet, und man hatte Mühe, sie einzudämmen. Außerdem mußten auch tausende Haarschnitte in der Friseurbaracke erledigt werden. Dafür wurde eine Menge Friseure benötigt, weil es nur mechanisch betriebene Haarschneidemaschinen gab. Also Rasieren mit Messer und Haarschneiden von Hand, das war der Alltag der Friseure.

In diese Welt ist Kurt nun durch Zufall oder durch den Friseurmeister Frenzel geraten. Sicher entspann sich eine gemeinsame Beziehung zwischen den beiden, als Kurt von seinem Leipziger Lehrmeister erzählte, der auch dem Meister Frenzel ein Begriff war, waren doch beide alte Leipziger Innungsfreunde. Damit war für Kurt ebenfalls eine Arbeitsstelle für mehrere Monate gefunden, die ihm riesigen Spaß machte, konnte er doch hier seinen angefangenen Beruf ein wenig vervollständigen. Wenn auch die Möglichkeiten im Damenfach keine Ausübung zuließen, so war doch das Herrenfach, beschränkt auf Rasur und Schneiden, ein fürwahr »weites« Feld. Häufig endete die berufliche Karriere eines manchen Friseurs mit einer Sehnenscheiden-Entzündung der rechten Hand, als Folge der Arbeit mit der Hand-Haarschneidemaschine. Übrigens eine Berufskrankheit, der auch Kartoffelschäler zum Opfer fielen. Für viele der Arbeitswilligen das Ende ihrer mit viel Glück erhaschten Tätigkeit, mitunter äußerst schicksalsschwer, weil damit auch die bessere Verpflegung endete.

Kurt jedoch konnte viele Monate in der Friseurbaracke tätig sein, bis ihn eine gefährliche Ruhr aus dieser Berufsbahn warf. Zum Glück konnte er diese lebensbedrohliche Situation im Lazarett überwinden und wieder in eine normale Kompanie entlassen werden, wo er sich auch durch unsere Mithilfe wieder hochgerappelt hat, aber der Friseurposten war nun dahin, denn krankschreiben mit Arbeitsplatzgarantie gab es in Mühlberg nicht. Wer krank war, war weg vom Fenster.

Wir hatten bei den Kesselputzern einen Jungen, der einen lästigen Ausschlag am Bein besaß. Er hat wochenlang versucht, durch Eigenbehandlung die Sache zu mildern, unter anderem mittels Urinum-

schlagen. Leider hat er wenig Erfolg gehabt und wurde dann bei einer Gesundheitsuntersuchung entdeckt, was ihm sofort seinen Posten kostete.

### *Küche*

Seinen Arbeitsplatz in der Küche zu haben, das ist gleichzusetzen mit einem 5er im heutigen Zahlenlotto. Der Unterschied besteht nur darin, daß ein Küchenposten lebensrettend sein konnte, während ein Fünfer lediglich viel Geld bringt, aber nicht in jedem Fall das Leben rettet.

Als erstem war es Roland vergönnt, in der Küche I als Kesselputzer zu arbeiten. Wir wissen heute nicht mehr, wie es zu dieser Vergünstigung kam und vermuten, daß Leipziger Gefangene, die schon in der Küche tätig waren, darauf einen Einfluß hatten. Wir vermuten unsere Helfer beim Hauptfourier und in den beiden Küchenchefs, haben es aber nie von diesen Personen konkret erfahren.

So wurde nun Roland in der Küche 1 Kesselputzer, aber auch gleichzeitig »Kammerkätzchen« beim Küchenchef. Wir mochten diesen Ausdruck nie recht leiden, er sollte nichts Zweideutiges bezeichnen, sondern auf die Art der Arbeit, Putzen und Säubern, verweisen. Weil damit nicht der ganze Tag ausgelastet war, mußte zur Hauptlastzeit die Kesselputzerei mit betrieben werden.

Die Stelle des Kammerkätzchens wurde von vielen Jugendlichen aus der Küchenmannschaft wahrgenommen, ich entsinne mich eines Jungen aus Dresden, ein Kruzianer, der durch seinen herrlichen Gesang auch im Mühlberger Theater auf sich aufmerksam machte. Nun konnten wir zwar nicht so gut singen, aber es fiel auch einmal die Wahl auf uns. Wie gesagt, war Roland viel länger vor mir auf diesem Posten, und etwas später wurde ich in der Küche II eingesetzt.

Daher auch der nächste größere Abschnitt in dieser Schilderung mit dem speziellen Titel »Küche I und II«. Ich habe in diesem Kapitel meine persönlichen Erfahrungen aus dieser für mich guten Zeit niedergeschrieben, weil es ein bedeutender Abschnitt meiner Lagerzeit war. Sinngemäß ist darin auch Rolands Küchenzeit wiederzuerkennen, weil ja beide Einrichtungen den gleichen Aufbau und die gleiche Arbeitsweise hatten.

### *Arresthaus*

Meine erste Arbeit außerhalb der großen Arbeitskolonnen war, wie bereits berichtet, Melder des Arresthauses. Es war eine Arbeit, die zwar keine riesige Qualifikation erforderte, aber wenn ein General den Arresthaus-Kommandanten machte, dann war es doch wohl angemessen, daß ich den Melder spielen durfte.

Mit dieser Tätigkeit war außer der Schließearbeit auch das Erledigen von Botengängen verbunden. Dabei gab es immer etwas zu sehen und zu erfahren, mancher Kontakt zu Bekannten und Freunden konnte geknüpft werden, und außerdem gab es auch eine Sonderation an Verpflegung. Zum Fettansetzen kam es bei diesem Posten nicht, aber es war besser als nichts, und der Tag war ausgefüllt mit Pflichten.

Lange Zeit habe ich dort nicht gearbeitet, denn es folgten bald Kartoffelschälen und Kücheneinsatz, und diese Arbeit war schon ein wenig besser, als im Knast den Schließer zu spielen. Wenn auch nicht alle Insassen des Arresthauses unschuldig waren, so war es doch deprimierend, als Gefangener ebenfalls Gefangene zu verwahren und ihnen das bißchen Freiheit auch noch zu nehmen. Sicher war der Kameradendiebstahl in einer solchen Lage wie in Mühlberg besonders verwerflich, und wir haben nun nicht gerade eine innige Freundschaft zu solchen Gefangenen gepflegt, aber die vielen anderen, die wegen Fluchtversuchs, Bleistiftbesitzes oder wegen eines verrückten Wachpostens bei uns eingesperrt wurden, hatten schon eine normale Behandlung durch uns verdient. Das wollte zwar der General Kunze nicht gern sehen, aber wir zwei Jugendlichen konnten diesen Unterschied in der Behandlung wirksam werden lassen.

So war die Zeit im Arresthaus doch etwas zwiespältig, und ich fühlte mich in der Küche schon wesentlich wohler.

### *Fahrkolonne*

In diese Schilderung gehört auch unbedingt die Arbeit in der Fahrkolonne, die Kurt nach seiner Genesung sofort aufgenommen hatte. Er hätte auch nach seiner Krankheit sagen können, nun nicht mehr, aber die neue Unterkunft in einer Kompanie mit vielen Jugendlichen hat ihn sofort wieder aufgemöbelt.

Durch Initiative eines Zonenleiters oder eines Kompaniechefs, der den Jungen zugetan war, ist diese Fahrkolonne entstanden. Ein zweirädriger Wagen und viel guter Wille, das war die ganze Ausrüstung. Dazu ein paar Stricke und Seile und acht bis zehn Jungen, die sich vor keiner Arbeit scheuten. Durch die Beweglichkeit und Schnelligkeit hatte sich diese Truppe so beliebt gemacht, daß sie von vielen Einrichtungen des Lagers gebraucht wurde. Da waren Magazinartikel, Wäsche, Gemüse, aber auch Geräte, Sand, Asche und Abfall zu transportieren, alles mit demselben Wagen, der dann zwischenzeitlich für Spezialtransporte erst mal einige Eimer Wasser abbekam. Die Zusammensetzung der Truppe war hervorragend, alles »wilde Hunde«, wie wir damals sagten, d. h. mit allen Wassern gewaschen und immer an der Stelle, wo es auch was für die Kolonne zu holen gab, beliebt bei vielen Russen, und damit gab es auch mal eine Mahlzeit außer der Reihe und manche Handvoll Machorka zum Tauschen.

Wenn Sonderleistungen gefahren wurden, holten sich die Jungen der Transportkolonne über die verschiedenen Möglichkeiten Essensnachschläge. Zu diesem Zweck mußte sich der Kolonnenführer oder ein besonders gewitzter Bursche einen Nachschlagzettel beim Lagerleiter Haller holen, der für seine Grobheiten und Brüllereien bekannt war. Wer das nicht vertragen konnte, brauchte gar nicht erst anzutreten.

Kurt war das geeignete Schlitzohr für diese Mission und wurde auch von seinen Kumpels dafür vorgesehen. »Fahrkolonne bittet den Lagerleiter um einen Nachschlag für gefahrene Sonderleistung!« »Mach, daß du rauskommst, du Krepel!« Kehrtwendung und raus aus dem Zimmer bis auf den Flur. Dort hatte ein Stabsmelder Dienst und mußte unbeliebte Besucher abfangen. »Mensch, laß mich nochmal rein zum Alten«, sagte Kurt. »Es geht um unseren Nachschlag.«

Ein erneuter Versuch: »Fahrkolonne bittet um Nachschlag!« »Du Hund warst doch eben hier? Wieviel Mann?« »Zwölf Mann, Lagerleiter!« »Hier, hau ab, du Krepel, laß dich nicht wieder sehen!« Kurt hielt den ersehnten Zettel in der Hand, jetzt los zum Schalter an der Küche I, hoffentlich ist Roland da. Alles klappte wie am Schnürchen, Roland machte aus 12 Portionen gleich mal 20 Portionen, und der Koch an der Ausgabe – es ist der U-Boot-Fahrer Dietze aus Leipzig – fragte: »Sind das die Jungen von der Fahrkolonne?« »Ja, Fahrkolonne!«

Dieses Verfahren hat an beiden Küchen öfters geklappt, es mußten nur die richtigen Leute am Schalter stehen, und natürlich mußte einer

so hart verpackt sein wie Kurt. Wer bei dem Haller zickig oder empfindlich war, der kam zu keinem Erfolg.

### *Holzschuh-Macher*

Ich habe schon häufig erwähnt, daß unsere Versorgung mit Bekleidung und Schuhen sehr kompliziert war und eigentlich uns selbst überlassen war oder ab und zu aus dem Nachlaßlager geregelt wurde. Das waren die Bekleidungsgegenstände der verstorbenen Kameraden, die nach Antrag und Bedürftigkeit wieder an die noch Lebenden ausgegeben wurden.

Bei Schuhen war das viel schwieriger als bei einer Hose oder Jacke, die in großer Zahl im Lager verteilt wurden. Schuhe oder gar Stiefel wurden eher noch von den Russen gebraucht. Mancher Gefangene, der von der Wehrmacht noch ein Paar Offiziersstiefel oder gar Fallschirmjägerstiefel hatte, wurde von den Bewachern zu einem unfreiwilligen Tausch aufgefordert und hatte danach mit etwas Glück ein Paar hohe Schnürschuhe ohne Absätze und Schnürsenkel und war seine wertvolle Fußbekleidung für immer los.

Das führte dazu, daß Gefangene, die im Besitz von solchen wertvollen Sachen waren, diese absichtlich beschädigten oder verschmutzten, um sie unansehnlich zu machen. Man tarnte solche Sachen mit aufgesetzten Flickern oder mit echten Löchern oder Dreiangeln, nur um den Wert herabzusetzen.

Für das Schuhwerk galt, nach Möglichkeit im Sommer Holzschuhe oder Holzsandalen zu benutzen, die man sich selbst anfertigen mußte. Dazu waren einige Spezialisten in der Lage, und man konnte ihnen die Geheimnisse abgucken. Einer davon aus unserer Kompanie hieß Hans Erfurt. Er war ein geschickter Handwerker und Mädchen für alles. Er hatte den Kompanie-Werkzeugkasten in Verwaltung und durfte damit umgehen. Das Werkzeug wurde abends unter Verschuß genommen, damit es niemand zum Ausbruchversuch benutzen konnte; tagsüber wurde damit gearbeitet.

Hans Erfurt fertigte nun aus 20 mm starken Brettern Holzschuhe und zeigte uns, wie man dabei vorzugehen hatte. Weil keine geeignete Säge verfügbar war, wurde die Sohlenform aus einem Brettstück mit einem Beil ausgehauen. Mühsam und langsam entstand nach Stunden ein rechtes und linkes Brett, das für unsere Fußform passend zugehauen war. In Feinbearbeitung wurde dann die äußere Form



vollendet und am Schluß noch eine »Brücke« mit Absatz eingearbeitet. Wer viel Lust und Zeit hatte, machte sich noch tiefe Fußbettausarbeitungen oder gar ein Sohlengelenk.

Das wichtigste Bauteil war dann das Oberleder, was mangels Masse häufig nur ein 3 cm breiter Riemen war. Bei Exquisit-Anfertigung war er aus Leder, einfachere Ausführungen waren Textilgurte oder Bänder der verschiedensten Art. Zur Befestigung der Lederriemen wurden noch vier oder sechs Dachpappennägel gebraucht, die von alten Barackendächern gewonnen wurden. Durch Abrunden der Laufflächen an Spitze und Hacke sollten gute Laufeigenschaften erzielt werden, und unsere Meisterschaft bestand darin, in diesen Bretterschuhen zu rennen, was uns mit einiger Übung auch gelang.

Holzsandalen dieser Art hatten wir Jungen alle, es war einfach klar, daß man sich solche Latschen selber machte. Eine Saison hielt das Brett aus, dann war es dünn gelaufen und drohte zu spalten, was dann das Ende war. Aber die Lederriemen wurden meistens für das nächste Paar verwendet. Ein Stück Holz lag dafür schon bereit und war schon gut getrocknet. Das war eine wichtige und nützliche Beschäftigung und forderte gleichzeitig unser handwerkliches Geschick heraus.

### *Jugend-Chor*

Ich habe an anderer Stelle schon darauf verwiesen, daß einige Verantwortliche der deutschen Lagerleitung auch Gedanken für das Wohl der vielen Jugendlichen äußerten und auch Bemühungen anstellten, etwas für sie zu organisieren. Das war natürlich ein schwieriges Unterfangen, weil am Problem des Hungers und der ungerechtfertigten Inhaftierung nichts geändert werden konnte. So waren auch alle löblichen Absichten und Bemühungen von vorn herein bei den Betroffenen zum Scheitern verurteilt.

Das galt für die sogenannten Jugendbetreuer genauso wie für das Projekt eines Jugendchores. Das lag sicherlich nicht nur allein an dem Betreuer, sondern auch an unserer Haltung gegenüber solchen Gängeleien. Das Beispiel Mathematik-Unterricht bewies ja eindeutig das Gegenteil.

Die Grundidee der Bildung eines Jugendchores war, ähnlich wie beim Lagerchor, die Beschäftigung mit der Musik und ihr positiver Einfluß auf die Jugendlichen. Dazu war im sogenannten »Englischen Theater« die Räumlichkeit gegeben. Eine Baracke aus der Kriegsge-

fangenzeit war noch von den Engländern so eingerichtet, daß das ganze wie ein Amphitheater aussah, nur nicht im Freien, sondern unter dem Dach einer Baracke. Diese Einrichtung war etwa in der Baracke B 14 oder B 15 in der Zone 4 zu finden. Dieser Raum eignete sich vortrefflich für diese Idee, weil die Sänger in dem ansteigenden Zuschauerraum stehen konnten und der Chorleiter in der Lage war, von der Bühne aus zu agieren. So weit, so gut, aber wo nehmen wir die Sänger her?

Nun kommt schon der erste Haken des Projektes. Anordnung des Lagerleiters: Alle Jugendlichen von Jahrgang 1925 bis 1930 haben zu erscheinen! Das war wie bei der Armee. Keine Widerrede, jetzt wird gesungen, Kultur ist angeordnet.

Ich muß allem Pessimismus zum Trotz sagen, daß das Theater bei der ersten Probe rammelvoll war. Der Chorleiter hatte sogar in vielstimmiger Weise »Hoch auf dem gelben Wagen« von uns vernommen. Man hätte meinen können, daß es nun losgeht, aber so schnell waren die Erfolge nicht zu erringen. Ich weiß nicht mehr, wer den Chor zu leiten hatte. Er war auf alle Fälle gut ausgebildet und versuchte, die Masse von über 100 Jugendlichen in Stimmgruppen zu teilen, was ihm auch gelang. Ich weiß aber noch, daß ich damals Sopran war und auch mit schöner Stimme singen konnte; dem ganzen Unternehmen war jedoch kein Glück beschieden. Sicherlich auch wegen des fehlenden materiellen Anreizes, denn wenn es wenigstens einen Schlag Essen oder 250 Gramm Brot gegeben hätte, dann wäre vielleicht noch die Hälfte der Sänger geblieben, so aber ging die Entwicklung nicht in die gedachte Richtung.

Schade eigentlich, weil es ja wirklich sangesfreudige Jugendliche gab, die man mit ein wenig Geschick genauso für die Chorarbeit hätte gewinnen können wie das große Vorbild der Alten, den Lagerchor unter Leitung des Lehrers Hornung. Eine verpaßte Gelegenheit, die man nur durch Administrieren lösen wollte und nicht mit Begeisterung oder Liebe zur Musik.

### *Filmerzähler*

Eine höchst interessante Begegnung will ich hier noch zu diesem Kapitel schildern. Nicht nur durch Arbeit war dem Stumpfsinn zu begegnen, sondern auch durch geistige Beschäftigung oder gekonnte Unterhaltung. Die beiden folgenden Fälle zeigen einen von uns dazu

gern genutzten Weg. Auch wenn wir diesmal nicht aktiv waren, so soll doch von zwei Menschen berichtet werden, die das um so mehr verkörperten.

Zunächst der Filmerzähler, ein Jugendlicher aus der Zwickauer Gegend, der die Begabung hatte, ganze Filmhandlungen nachzuerzählen. Er benutzte diese Begabung zu unserer Freude und Unterhaltung, das spielte sich etwa wie folgt ab.

Nennen wir unseren Erzähler einfach Werner. Er war mit in unserer Kompanie und täglich unser Gefährte mit allen großen und kleinen Leiden. »Werner, was gibt es heute für einen Film?«, fragte Siegfried, ähnlich wie man heute nach dem Fernsehprogramm fragt. »Weiß ich noch nicht«, sagte Werner. »Habt ihr denn einen besonderen Wunsch?«

Dazu muß bemerkt werden, daß Werner über ein beachtliches Repertoire verfügte und demzufolge so fragen konnte. »Mach doch nochmal ›Wasser für Canitoga‹ mit Hans Albers«, bat Kurt und war schon begeistert bei dem Gedanken an dieses Filmerlebnis.

Man muß sich vorstellen, daß wir uns so freuten wie auf einen Kinobesuch, nur daß kein Kino da war, keine Musik und kein Hans Albers. Wir haben diese Abende nur im kleinsten Kreis verbracht, bei irgend jemandem auf der Pritsche.

»Ist Werner schon da?«, wollte Roland wissen. »Nein, aber er kommt sofort, er putzt nur noch seine Schuhe für morgen«, sagte Siegfried. »Macht Platz für ihn in der Mitte, dort bei dem dicken Kissen!« Alle waren schon in begeisterter Stimmung, denn Hans Albers und natürlich unser Werner versprachen Spannung. Endlich kam er.

»Hallo, Werner, hierher!« Er kletterte über die vielen Füße und Beine seiner Zuhörer und begann sofort mit der Erzählung des angekündigten Films. Das machte er so plastisch und wortreich, daß wir uns in wenigen Minuten wie im Kino fühlten und gebannt seinen Worten lauschten. Niemand quatschte dazwischen oder hatte dumme Bemerkungen, es war, als wollte niemand den »Vorführrapparat« anhalten oder stören. Wir Zuhörer lagen oder hockten ganz entspannt auf den Pritschen, waren im Halbdunkel des Schlafrumes und konnten mit den Worten des Erzählers und etwas Phantasie einen Film erleben. Begeisterung und Anerkennung am Ende des Films für unseren Erzähler.

»Ganz groß, Werner! Das war spannend wie im Kino. Ich habe den Hans Albers noch gut in Erinnerung«, sagte Kurt, und alle Zuhö-

rer hielten nicht zurück mit ihren Eindrücken. »Hast du eigentlich die Filme alle dreimal gesehen?«, wollte Wolfgang wissen, »denn so viel Einzelheiten kann ich mir von einem Film nicht merken.«

»Weißt du was, Werner«, gab Roland zu verstehen, »wie wäre es einmal mit dem Film von der Eisrevue und Marika Röck?« »Du meinst sicher ›Der weiße Traum‹, den berühmten UFA-Film aus dem letzten Kriegsjahr!« »Genau den, vielleicht das nächste Mal?« »Ich sage euch Bescheid, ich muß noch überlegen, wie ich die vielen Revue-Bilder euch übermitteln soll«, sagte Werner und verabschiedete sich für diesen Abend von uns.

Es war eine seltene Begabung, die da geboten wurde und uns für den Abend unterhielt. Für Werner war es ein Geistestraining der besonderen Art, und er konnte diese Eigenschaft mit einer guten Stimme vereinen, so daß sein Vortrag auch noch ein phonetischer Genuß war. Deshalb mußte ich ihn unbedingt erwähnen.

### *Reiseberichterstatter*

Der zweite Fall, der in diesem Komplex zu erzählen ist, handelt von einem Ingenieur aus Dresden (er könnte Riedel heißen), der uns ebenso begeistert hat. Der Ingenieur Riedel war durch seinen Vater nach Brasilien gelangt, wo dieser eine Plantage hatte, die der Sohn aus geschäftlichen Gründen kennenlernen mußte. Dieser kleine, sehr freundliche Riedel bot sich nun an, auch vor einem größeren Kreis über diese Erlebnisse einen oder mehrere Vorträge zu halten.

Er hatte eine herrliche Art, von Brasilien zu sprechen und schilderte das Land in schönsten Farben. Sicher war das für ihn nicht schwer, zählten er und sein Vater doch zu den Grundbesitzern in dem südamerikanischen Land. Trotzdem waren seine Erzählungen für uns etwas Exotisches, weil wir ja bis zu diesem Zeitpunkt in Hitlerdeutschland so etwas nur selten aus berufenem Munde gehört hatten.

Er sprach von der Arbeit auf der Plantage und von vielen Bananen. Viele Einzelheiten sind mir heute nach mehr als vierzig Jahren nicht mehr in Erinnerung. Aber zwei Sachen, die das Essen von Südfrüchten betreffen, weiß ich noch sehr genau. Er sagte zum Beispiel, daß er den Geschmack von ausgereiften und frisch gepflückten Bananen überhaupt nicht vergleichen kann mit dem Geschmack der Bananen, die es bei uns vor dem Krieg zu kaufen gab. Wir konnten das zunächst gar nicht verstehen, aber der Ingenieur Riedel belehrte uns

über das Reifeverhalten der Banane, den langen Schiffstransport und die Hamburger Reifehäuser. Damit wurde uns auch klar, warum die Bananen im grünen Zustand zu ernten waren.

Noch begeisterter war ich vom Zustand in den verschiedenen Plantagen, wo er uns von überreifen Früchten der unterschiedlichsten Art berichtete, die so süß und saftig waren, daß uns beim Zuhören das Wasser im Mund zusammenlief. Früchte und Gemüse im Übermaß und reichlicher Fülle, für uns eine Schilderung wie aus dem Schlaraffenland, einfach eine Traumvorstellung.

Ebenfalls aus diesem Vortrag ist mir noch die Schilderung vom Zuckerhut in Rio de Janeiro im Gedächtnis. Das hat er so schön dargeboten, daß ich noch heute bei Rio-Bildern an Riedel denken muß. Besonders der Hinweis auf die Drahtseilbahn, an deren Masten er mit Begeisterung das Firmenschild der Bleichert-AG aus Leipzig gesehen hat. Das war natürlich für uns Wahrener, also Fast-Nachbarn von Gohlis, wie ein Gruß aus der Heimat, obwohl wir gar nicht in Rio waren.

Aus diesem Vortrag sind mir auch noch die Übersetzungen der wohlklingenden Städtenamen bekannt: Rio de Janeiro = Fluß des Januar, Montevideo = Ich sehe den Berg, Buenos Aires = gute Lüfte. Wenn auch nur noch wenig von den Vorträgen in meiner Erinnerung ist, so muß ich doch sagen, daß uns diese Form der Freizeit-Beschäftigung sehr angenehm war.

Abwechslung vom eintönigen Lageralltag, geistvoller Vortrag und eine schöne Redeform lernten wir in dieser Zeit sehr schätzen. Und speziell in diesem Fall die Besonderheiten eines südamerikanischen Landes aus der Sicht eines Deutschen kennenzulernen, das war schon eine angenehme Abendunterhaltung.

### *Gott oder die Welt ???*

Viele Stunden hatte ich Gelegenheit, im Lager Mühlberg über Gerechtigkeit, Schicksal und Gottesfügung nachzudenken und wurde dabei von den Ereignissen, die sich sehr hart in das Bewußtsein eingeschliffen hatten, beeinflusst.

Es haben viele ältere und auch gebildete Menschen mit uns gesprochen und versucht, einen religiösen Eindruck zu hinterlassen. In manchen Kompanien fanden gottesdiensthähnliche Gespräche statt, die von gläubigen Menschen besucht wurden und bei denen auch

viele Gefangene Trost fanden, selbst auf die Gefahr härtester Bestrafung durch die Russen.

Bei uns Jugendlichen war schon infolge der atheistischen Erziehung aus dem Elternhaus nicht viel in dieser Richtung zu erreichen. Hatten wir zwar im Konfirmationsunterricht die sogenannte Konfirmandenstunde besucht, so war sie doch in der letzten Zeit des Krieges eher ein Gaudium für uns, weniger eine seelische Erbauung. Wir nannten das ganze kurz und schmerzlos »Paster-Stunde« (sächsisch heißt der Pastor nur Paster). Sie war geeignet, viel Spaß zu veranstalten, aber nicht zur Freude der Pastoren, sie hatten mit uns ihre Not.

War schon vorher nicht viel angekommen, so war es nun völlig hoffnungslos. Die Frontsoldaten mit noch trübere Erfahrungen trugen ebenfalls zu einem fragwürdigen Gottesbild bei. Ihre Rede war: Gott ist aus der Kirche ausgetreten! Es konnte da oben niemand nach einer Gerechtigkeit suchen, sonst hätte er nicht jahrelang diesem Völkermorden zugesehen, sagten sie, und wir quatschten es nach, war ja auch so, wir saßen ja ebenfalls als halbe Kinder im Loch, und keine Hilfe oder helfende Hand kam uns von irgendwo her. Sollte es eine höhere Gerechtigkeit geben, dann konnte es doch nicht passieren, daß die vielen Unschuldigen so lange gedemütigt und schließlich noch vernichtet wurden.

Als wir in den gefährlichen Wintermonaten mit den höchsten Todesziffern morgens zu unseren Arbeitsplätzen marschierten und im Morgengrauen das Bestattungskommando auf der Lagerstraße erkannten, wußten wir, was die endlos scheinenden Reihen von Toten auf ihren Bahren zu bedeuten hatten. Man muß sich den Schock vorstellen, den ein fünfzehnjähriger Mensch unverhofft erfährt, wenn er über eine Vielzahl solcher Unglücklicher steigen muß und endlich seinen Weg frei findet, den er einschlagen muß, um zu einem sinnlosen Arbeitsplatz, wie beispielsweise dem Arresthaus, zu gehen.

Abgesehen von dem Schreck, den man erfährt, wenn einem plötzlich der leibhaftige Tod in der Finsternis eines eiskalten Wintertages begegnet und dazu noch in einer Vielzahl von 30 oder 40 starren und ausgemergelten Menschen entgegenstarrt. Erst wenn man sich diese grauenhafte Kolonne, auf einer Länge von 80 oder 100 Metern hintereinander liegend, auf der Lagerstraße vorstellt, die dort selbst bei ihrer letzten Fahrt auch noch auf die allgewaltige Obrigkeit warten mußte, um endlich nach Stunden Ruhe zu finden in einem Riesenschloß, mit Chlorkalk abgedeckt, immer geöffnet für weitere nachfolgende Leidensgefährten.

Was wollte uns ein Christ anlässlich solcher einprägsamen Bilder noch über die Gerechtigkeit Gottes sagen? Warum wurde nicht nach einer gewissen Zeit von Sühne von dem »Höheren« die Grausamkeit beendet?

Viele derartige Gedanken gingen durch unsere Köpfe, und mancher mag fragen, wie kann das jemand aushalten ohne den Glauben an etwas Großes, Gerechtes, Erhabenes. Wie kann man ohne Glauben an Gott, ohne Hoffnung, ohne Zuversicht eine aufgezwungene Situation ertragen und aushalten?

Viele meinen, der Glaube an Gott würde Berge versetzen oder Menschen befreien; wir wußten davon nichts zu berichten. Aber eines war sicherlich für uns ein Glaubensersatz, das Vertrauen in uns selbst, unsere Jugend und unser Wille. Bestärkt durch kleine Erfolge im täglichen Lagerleben, eine Arbeit gut gemacht zu haben, besser gewesen zu sein als mancher Alte, Erfolg zu haben, selbst beim Mäusen, alles das machte uns stark. Selbstbewußtsein, könnte man sagen, nicht versagen, gesund sein, stark, schnell, wendig. Alles das zeichnete uns aus, machte uns optimistisch.

Dazu ein Beispiel: Roland war ein guter Schachspieler, und bei den vielen Gelegenheiten in der Baracke konnte er gut üben. Ich weiß nicht einmal, ob er erst im Lager Schach gelernt hat oder ob er es schon früher konnte. Er war auf alle Fälle sehr erfolgreich. Nun muß man sich vorstellen, ein Vierzehnjähriger spielt gegen einen Oberlehrer oder Gerichtsrat und macht ihm auf den 64 Feldern ernsthafte Sorgen. Das bringt ihm Lob und Anerkennung ein, alle bewundern das junge Talent und bestaunen es, wie heute, wenn ein Außenseiter den Favoriten auf die Bretter legt. Könnte es sein, daß diese Erfolge sein Selbstwertgefühl gewaltig erhöht haben? Hat er daraus Kraft geschöpft für den Überlebenskampf, war das vielleicht sein Glaube?

Ich habe Roland nie danach gefragt und kann es heute leider auch nicht mehr nachholen. Eines ist aber sicher, daß sich die Menschen in unserer schwierigen Lage irgend ein Mittel oder einen Ersatzglauben aufgebaut oder angeeignet haben, um mit sich und der ihnen feindlichen Welt umgehen zu können. Das konnten viele Arten sein, selbst Arbeit oder verantwortliche Beschäftigung, künstlerische Tätigkeit wie Schnitzen und Malen oder tätiges Mitwirken im Theater, bei Musik oder im Chorgesang könnten dazu zählen.

Wie dann jeder Einzelne mit sich umging, ist sicherlich nie genau zu ergründen. Ich kann nur am eigenen Beispiel berichten, was ab

und zu für mich positive Wirkung hatte. Zu Weihnachten oder an Geburtstagen der Angehörigen hatten wir immer unsere moralischen Tiefpunkte. Ich ging dann weit weg von den Menschen (im Lager nicht immer einfach), suchte einen stillen Fleck im Freien auf und schaute in den Himmel über mir. Der Blick in westliche Richtung ging ja in etwa nach Leipzig, wenn dann der Mond oder einige Sterne am Himmel zu sehen waren, konnte das die Phantasie noch erweitern. Nun nahm ich an, daß vielleicht zur selben Zeit meine Mutter auch den Blick zum Himmel erhob, und ich begann ein Zwiegespräch, leise oder gemurmelt und brachte dabei Wünsche und Hoffnungen an den Mond oder die Sterne. Ich glaubte auf diese Art an eine ferne Gedankenverbindung und behielt dieses Geheimnis natürlich für mich, niemand erfuhr von dieser Spinnerei, aber etwas Glaube oder Hoffnung steckten vielleicht in dieser Handlung, der ich mich auch jetzt nicht schämen muß.

Ich zähle sie zu den geheimsten Formen eines Glaubens an irgend etwas, vielleicht im Universum oder als Sinnesverbindung oder wie man es auch nennen will, ich konnte jedenfalls damit leben.

### *Ruth Frommhold*

Seit dem Aufenthalt in der Leipziger Elisenburg verband uns eine leidenschaftliche und platonische Liebe zu einer Frau oder damals noch Fräulein mit dem Namen Ruth Frommhold. Wir haben sie im Gefängnis kennengelernt, wobei das Wort »kennengelernt« völlig unpassend ist. Unser Kennenlernen bestand nämlich nur aus Blickkontakten und heimlichem Zuwinken. Einmal durch ihren Namen Ruth – Kurt und Siegfried hatten eine Schwester gleichen Namens – und aber auch durch ihre freundliche Art und ihr schönes Äußeres waren wir alle vier von ihr angetan.

Außer der Tatsache, daß sie aus Leipzig-Stötteritz (Hoferstraße) kam, war uns von ihr nichts bekannt. Sicher war sie in der Jungmädchen-Organisation BDM und vielleicht als eine Führerin dieser Organisation verhaftet worden, wir wissen es nicht. Sie hatte kaum Gelegenheit, mit uns zu sprechen, strahlte aber einen Optimismus und eine Zuversicht aus, die uns immer Kraft gaben, wenn wir sie nur mal kurz sahen.

Anläßlich der Transporte zum Gefängnis und vom Gefängnis zum Lager sahen wir sie kurz, weil wir auf dem gleichen Auto saßen. Ein



Blick, ein Lächeln oder stummes Nicken sagte uns: »Mir geht es auch nicht besser wie euch, und ich bin eine Frau!«

Als wir in der Elisenburg zur Abfahrt angetreten standen, kam Ruth ziemlich als letzte die Stahlstiegen herab, und schon zuckte es bei uns: »Ruth kommt auch mit.« Im Nachhinein betrachtet mutet das alles wie eine Spinnerei von Pennälern an, die sich in ihre Lehrerin verliebt haben. Für uns war das aber damals viel mehr; die wenigen Worte, die wenigen Minuten, die wir zusammen waren, hatten Ruth zu unserer Gefährtin, zur Leidensgenossin gemacht.

Nur während des Transportes nach Mühlberg waren einige Worte des gegenseitigen Austauschs möglich, denn im Lager gab es eine separate Unterbringung der Frauen. Die Ankunft in Mühlberg war auch schon das Ende unserer Bekanntschaft, denn hier war nun keine Annäherung oder gar ein Gespräch möglich.

Wir konnten sie in Mühlberg bloß noch mit den Augen erreichen, und selbst ein Winken am Frauenlager konnte für die Winker gefährlich werden. Die Frauen griffen deshalb zu einer typisch weiblichen Geste; sie strichen sich sehr auffallend das Haar aus der Stirn, und das bedeutete: »Ich habe Dich gesehen, ich grüße Dich!«

So haben wir unsere Leipziger Freundin nur beim Marsch durch das Lager, z. B. auf dem Weg zum Theater oder zum Bad, wozu sie ihr separates Lager verlassen mußte, oder durch Zufall beim Essen-holen gesehen.

Nachträglich erfuhren wir, daß Ruth Frommhold eine sehr tüchtige Krankenschwester im Lazarett des Lagers wurde. Sicher konnte sie nicht allen helfen, aber ihr freundliches Gesicht, ihre optimistischen Augen und manches liebe Wort haben gewiß viele Kranke aufgesogen und wieder auf die Beine gebracht.

Leider wissen wir heute nicht, wie Ruth aus dem verrückten Treiben herausgekommen ist und ob sie noch lebt; verdient hätte sie es, sie muß heute wohl bald das siebzigste Lebensjahr erreicht haben.

P.S.: Sie lebt, sie hat uns geschrieben, wir trafen uns mit ihr. Nach einem herrlichen Briefwechsel mit Ruth, die heute in Wuppertal lebt, haben wir ein persönliches Gespräch gehabt und uns lange Zeit über unser Schicksal und das zurückgelegte Leben unterhalten.

## KÜCHE I UND KÜCHE II

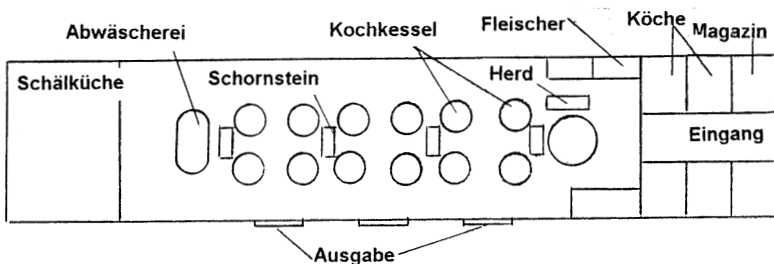
Etwa in der Mitte des Lagers befand sich die Küchenzone. An einem zentralen Platz gelegen, fast in der Mitte einer Grünfläche, stand die Stabsbaracke und rechts und links der Lagerstraße in etwa 100 Meter Entfernung die Küchen I und II. Beide Küchen hatten nach der vollen Belegung die Versorgung des gesamten Lagers zu realisieren, das waren maximal 15 000 Portionen Essen mittags und abends. Das Lager war somit bezüglich der Essenversorgung in zwei Teile gespalten, eine Hälfte wurde von der Küche I und die andere Hälfte von der Küche II versorgt.

Ich habe diesen Abschnitt etwas hervorgehoben, weil die beiden Küchen mir für viele Monate Arbeitsstelle waren, was ich als persönliches Glück einstufen konnte. Wenn in meinen Schilderungen über die Arbeit in der Küche der Optimismus etwas Oberhand gewinnt, so liegt das an der glücklichen Zusammensetzung des Teams und natürlich an der sorgenfreien Verpflegung.

Dennoch haben wir nicht die Sorgen, Nöte und Gefahren des Lagerlebens übersehen und konnten auch manche versteckte Hilfe gegenüber den anderen Gefangenen wirksam werden lassen.

### *Aufbau der Lagerküche*

Grundsätzlich gilt die Beschreibung des Aufbaus sinngemäß für die Küchen I und II, weil sie gleichartig ausgestaltet waren.



Skizze der Küchenbaracke

Aus der skizzierten Darstellung ist zu erkennen, daß der Aufbau der Küche durch die vier Schornsteine bestimmt wird, an die die jeweiligen Kochkessel angeschlossen waren. Die personelle Zusammensetzung war nach meiner Erinnerung etwa folgende: 1 Küchenchef, 1 Schichtkoch, 1 Koch vom Dienst, 6 Köche, 2 Fleischer, 6 Kesselputzer, 4 Spüldienste, 1 Aufwäscher, 1 Magaziner, 1 Schälmeister und Kartoffelschäler nach Bedarf (ca. 60 Mann).

Der Chef der Küche II war viele Monate ein Leipziger, Hans Hüttner, ehemals Küchenchef vom Burgkeller Leipzig in der Grimmaischen Straße. In der Küche I war lange Zeit der Leipziger Waldemar Telle in Aktion. Wir haben mit beiden Chefs zu tun gehabt, weil Roland in der Küche I arbeitete und ich in der Küche II tätig war. Für uns als Leipziger war es natürlich sehr leicht, mit den Chefs gut auszukommen, zumal sie beide angenehme Menschen und brauchbare Kameraden für uns waren. Sicher mußte der Chef auch unangenehme Anordnungen erteilen, und mancher hat bestimmt härtere Auseinandersetzungen gehabt, aber unsere Jugendlichkeit hat uns manchmal davor bewahrt.

Die größten Schwierigkeiten bestanden für den Küchenchef in dem Mißverhältnis zwischen dem eigentlichen Bedarf und der zuge teilten Ration an Lebensmitteln. Er mußte aus den geringeren Mengen etwas Brauchbares kochen und war häufig nicht in der Lage, eine Verbesserung des Essens zu erzielen, weil die Zuteilungen nicht aufgebessert wurden. Dazu kam noch die Einhaltung der Hygienevorschriften, um gefährliche Auswirkungen auf die ohnehin schon geschwächte Gesundheit der Gefangenen zu verhindern.

Das setzte verantwortliches Arbeiten der Küchenarbeiter voraus und war nicht immer leicht, z. B. bei faulen Kartoffeln, erfrorenem Kraut, verdreckten Kartoffelflocken oder rotläufigem Schweinefleisch, um nur einige Beispiele zu nennen.

Es war eine entsetzliche Geschichte, als eine Lebensmittelvergiftung das halbe Lager befiel. Die Ursache konnte nicht richtig ermittelt werden, die Wirkung war katastrophal. Der Majorarzt hat die Aufklärung dieser Vergiftung in den Händen gehabt, und ganz sicher ist der damalige Küchenchef abgelöst worden. Aus dieser Zeit stammten dann die täglichen Essenproben, die, in einem Konservenglas bis zum nächsten Tag aufbewahrt, immer griffbereit für eventuelle Kontrollen zur Verfügung stehen mußten.

Eine Besonderheit gab es in der Küche I, in der das Essen für den Lagerleiter Walter Haller bereitet wurde. Er hatte das Privileg einer

Sonderversorgung, und diese wurde von einem speziellen Koch bereitet. Er hieß meines Wissens Armin und war ein äußerst arroganter Kerl, höchstens zwanzig Jahre alt und spielte sich auf wie der Leibkoch des Königs. Das war er ja auch, gemessen an den Speisen, die er zu bereiten hatte. Zu diesem Zweck gab es einen großen Küchenherd, wie er in einfachen Hotelküchen üblich ist. Der schöne Armin durfte dann direkt beim Magaziner oder beim Fleischer sich die schönsten Dinge für sein Menü aussuchen und bruzelte am Herd nach Herzenslust. Für normale Küchenarbeiten war er natürlich viel zu fein angezogen, immer im blühenden Weiß, mit Kochmütze und Halstuch.

Die Kopfbedeckung in der Küche war übrigens nicht nur das Rangabzeichen vom schönen Armin, alle Chefs waren ebenfalls in Weiß, mit Halstuch und hoher Kochmütze bekleidet. Die Köche hatten weiße Schürze, helles Hemd und weißes Käppi zu tragen. Das arbeitende Fußvolk mußte ebenfalls ein weißes Käppi tragen, und wir hatten an Stelle der weißen Schürze eine Sackschürze, hergestellt aus weißem Zuckersack, manchmal mit der Aufschrift »Heeresversorgung« oder gar noch mit dem »Pleitegeier«, der überpinselt werden mußte. Während die Chefs und die Köche ihre Sachen von der Wäscherei bekamen, mußten wir unsere Käppis und Schürzen selber waschen. Das war mit heißem Wasser kein Problem, aber das Plätten fand auf der Schlafpritsche unter der Decke statt, auch eine Arbeit, die es zu erlernen galt.

Von den vielen Menschen, die wir während unserer Küchenarbeit kennenlernten, sind nicht mehr viele Namen verfügbar. Ich mußte aber ein Phänomen feststellen, welches beim Schreiben dieser Zeilen auftrat. Mit zunehmender Beschäftigung mit der Mühlberg-Geschichte fallen mir immer mehr Namen ein, die jahrelang wie verschüttet waren. Hier einige Beispiele:

*Köche:* ... Rodewald; Walter (?) Graupner; Eugen Siebker; Otto Benger; Fritz Heft; Johannes (?) Weinert; ... Konzac; Günter Borchert; Otto Gehlert (Kü I).

*Fleischer:* Kurt Weschenfelder; ... Schlesinger.

*Magaziner:* Manfred Just; Hans Morgenstern.

*Spüldienst:* Robert ...; Hans Wappler; Hans Kaul; Martin Lang.

*Kesselputzer:* ... Geringswald; Gerold Müller; »Stutz« Kraja; Manfred (?) Schubert.

Manche Namen sind bestimmt etwas verstümmelt, auch sind einige ohne Vornamen, aber sicher wird sich mancher wiedererkennen.

*Alltag der Kesselputzer*

Wir wohnten als Kesselputzer nicht mit in der Küchenbaracke, in der nur die Köche und die Chefs untergebracht waren. Es gab Stuben mit vier Betten, gemütlichen Tischen und Gardinen an den Fenstern. Ein Kesselputzer mußte jeweils die Räume und die Betten in Ordnung bringen. Diesen Dienst hatte ich mehrere Wochen zu verrichten. Das war eine feine Sache, mindestens für den Vormittag, denn da herrschte in der Küche ein toller Betrieb mit viel körperlichem Einsatz. Die Kesselputzer waren nämlich gleichzeitig die Helfer der Köche für Feuerung, Beschickung und Überwachung der Kessel bis hin zur Essenausgabe für die Kompanien und der anschließenden Reinigung der Kessel.

Wir waren einem Koch zugeteilt und für diesen die Kulis. Je nach Charakter des Kochs waren wir glücklich und zufrieden, oder wir hatten unsere Sorgen mit ihm und durften bei Strafe unseres Untergangs nicht maulen und meckern, denn er war als etwas höher gestellter Gefangener Herrscher über seinen Untertan. Das wurde in ekeliger Manier von besonders miesen und schwachsinnigen Menschen ausgenutzt.

Das wußten auch die Russen und handelten nach der Devise: »Besser ein deutscher Aufseher als drei Russen.« Ich war jedoch in der Lage, mit vielen Köchen gut zu leben, weil ich ja auch gleichzeitig ihr persönlicher Putzer war.

Ein besonderer Freund für mich war der Fleischer Kurt Weschenfelder. Der beschützte mich wie einen Bruder, knallte mir auch eine, wenn es nötig war, aber immer war seine schützende Hand über mir, wenn es brenzlig wurde. Ein Kerl wie ein Schrank, ein Thüringer »... uhm ausm Wald« und ein Kraftmensch, der ein halbes ausgeschlachtetes Rind tragen konnte. Zu diesem Zweck nahm er ein Messer mit hinaus an den Lieferwagen, schnitt zwei Grifflöcher in den massigen Rinderkörper, steckte seine riesigen Pranken in die Löcher und huckte sich das halbe Tier allein auf. Dann ging er mit Riesenschritten in die Küche und knallte den Kadaver auf die Fleischbank, daß es krachte, es war für uns jedesmal ein Erlebnis. »Da glotzt du, Trapper!«, rief er mir zufrieden zu. Dabei rollte er das »R«, daß es nur so schnurrte, und ich war zufrieden darüber, daß ich so einen Kerl als Freund hatte.

Mit dem »Trapper« hatte es eine lustige Geschichte gegeben, die auf einen Koch aus Berlin zurückgeht. Er war ebenfalls in »meiner« Stube und hieß Günter Borchert, eine Großfresse, wie sie nur aus Berlin kommen kann.

Reinigungsarbeiten in der Kochstube waren angesagt, Frühstück gab es und kurze Ruhe vor dem großen Sturm, der Essenausgabe. Borchert war wie immer Hahn im Korbe und gab Lebensweisheiten und Urberliner Geschichten von sich, wir hatten unseren Spaß. »Also, ick will ma sachen, det war so im Sommer 43, da jab es eenn Anjriff uff Sehlendorf (er konnte das Z nicht sprechen) und icke, olle Borchert, mitten mang, die Bomben kam wie die Ostereia. Uff eenmal jab et een Schlach und allet wa dusta.«

Jetzt folgten Heldentaten und Rettungsgeschichten, daß sich die Deckenbalken der Küchenbaracke biegen wollten. Als der Höhepunkt der echtberliner Story überschritten war, mußte ich mich zu einer Bemerkung hinreißen lassen, die mir auch meinen Namen eingebracht hat. Ich sagte als Reaktion auf die letzten Lügengeschichten zu Günter Borchert: »Du kannst doch einem alten Trapper nicht in die Flinte pissen!« Das löste ein großes Hallo in der Kochstube aus, und Borchert bremste den Vortrag seiner »Heldentaten«.

»Ganz große Klasse, Trapper. Komm her, du Hund!«, schrie Weschenfelder in den Lärm hinein und donnerte genüßlich seine große Fleischertatze mir ins Genick. Es dauerte nicht lange, und der Name »Trapper« war in Küche II und auch in der Küche I bekannt und ich natürlich nicht minder.

Es ging aber nicht immer so gemütlich zu in der Kochstube. Lagerkoller und Streit, bei fiesen Charakteren auch Ausnutzen von Untergebenen – das alte Herrenmenschentum war ja noch nicht lange tot –, wurde besonders an uns jungen Menschen (Rotzer) praktiziert. Ein Koch, sein Name ist mir nicht mehr bekannt, wollte solche Schikanen an mir ausprobieren und fand immer Gründe, mich zu schnicken. Das Bett war nicht richtig gemacht, oder die Schuhe standen falsch, immer fand er etwas zum Nachhaken. Das ging solange, bis eines Tages auch bei mir die Sicherungen durchbrannten.

»Jetzt reißt der Rotzer noch das Maul auf, du weißt wohl nicht, warum du hier den Putzer machst?« Seine Schimpfkanonaden wollten kein Ende nehmen. Leider hatte er in seiner Wut übersehen, daß der Fleischer Weschenfelder in der Ecke stand und ebenfalls ganz langsam, aber dafür mit größter Intensität Blut in den Kopf und ins Gesicht bekam. Und plötzlich, wie ein Gewitter im Mai, explodierte

der Fleischer und brach eine Lanze für mich, daß ich ihm hätte um den Hals fallen können. Leider waren solche Sentimentalitäten in der »kriegsgestählten« Männerwelt nicht erwünscht. Aber mein Freund und Beschützer stieg in meiner Hochachtung immer mehr, und ich denke, er konnte es auch in diesem Moment an meinen Augen ablesen.

Als Kesselputzer hatten wir eine ebenbürtige Mannschaft in Form des Spüldienstes, einer Einrichtung von vier bis fünf Mann, die auf speziellen Wunsch des Majorarztes in der Küche tätig war. Der Arzt war nämlich der Meinung, daß eine Großküche erst dann sauber ist, wenn sie auch naß ist. Zu diesem Zweck war an den jeweiligen Boxen mit immer vier Kesseln ein großes Wasserfaß mit 500 Liter Inhalt aufgestellt. Der Spüldienst hatte nun die Aufgaben, ständig die Küche unter Wasser zu setzen und allen Abfall in die Schleusen zu spülen. Das half sicher der allgemeinen Sauberkeit, aber ständig hatten wir nasse Füße oder wurden mit einer Ladung Wasser von unten eingeschwemmt. Besonders ein Deutsch-Rumäne, Martin Lang, hatte daran seine besondere Freude. Mit Riesenschwung setzte er seine vollen Wassereimer in Bewegung und rief dazu: »Vorrreihn mal ein wenig!« Aber da standen wir bereits unter Wasser.

Im Sommer war das harmlos, aber in den anderen Jahreszeiten schon unangenehm. Also mußten wir uns auch etwas einfallen lassen, unsere Kessel waren ja auch mit Wasser gefüllt, und wenn nach der Reinigung das Wasser aus dem Kessel mußte, gab es auch für uns eine Möglichkeit. Wir entfernten den Kükenhahn am Kessel, nachdem vorher der Abfluß von innen verstopft wurde. Dann riefen wir: »Martin, komm doch mal, hier ist die Wasserleitung kaputt!«, und wir ließen ihn so am Kessel stehen, daß er direkt unter dem großen Abflußhahn stand. »Was ist denn kaputt, Jungens?«, fragte er neugierig und steckte seinen Kopf in den Kessel; jetzt waren wir bereit »abzulassen«, der entfernte Putzlappen gab 100 Liter Dreckwasser frei, und Martin hatte sein Fußbad.

Natürlich waren die kleinen Reibereien schnell vergessen, und sonst kamen wir mit den Männern vom Spüldienst gut aus.

Eine andere Geschichte betrifft einen Schichtkoch, der Rodewald oder so ähnlich hieß. Es war ein langer hagerer Ostpreuße mit einem ganz ruhigen Gemüt, der immer väterlich mit uns Jungen umging, ein sehr sympathischer Mensch in der an sich wilden Umgebung. Er kam von einem großen ostpreußischen Rittergut und war dort als Verwalter oder ökonomischer Leiter tätig gewesen. Sein ganzes Sin-

nen und Trachten bestand darin, beste ökonomische Ergebnisse zu erzielen. So war beispielweise die Technologie des Graupenkochens auf seine Anregung hin eingeführt worden. Dazu muß zunächst mal vermerkt werden, daß es Zeiten im Lager gab, wo wochenlang nur Graupen auf dem Speiseplan standen. Es waren große dicke Weizengraupen, die den Spitznamen »Kälberzähne« trugen. An sich für die Nachkriegszeit eine wunderbare Verpflegung, aber doch nicht jeden Tag. Die unendliche Eintönigkeit bei der Nahrungsaufnahme führte über mehrere Monate bei vielen Gefangenen zu Ernährungsstörungen, die infolge der allgemeinen Unterernährung noch gravierender waren als bei einem Menschen mit guter körperlicher Konstitution. Ödeme, Furunkulose und Hauterkrankungen waren die Folge, für viele von uns mit tödlichem Ausgang.

Deshalb gab es auch von der Küche Bemühungen, das Essen mit höchster Effektivität herzustellen, was natürlich an der vom Magazin zugeteilten Lebensmittelmenge nichts änderte. Rodewald konnte es nicht ertragen, wenn zum Beispiel die Graupen in den Kessel kamen, 250 Liter Wasser dazu und Feuer drunter, bis es kochte. Er legte fest, daß die Graupen abends eingeweicht wurden und bis fast zum Morgen quellen mußten. Dann begannen die Nachtschichtköche mit dem Kochprozeß mit nur 50 Liter Wasser und dem allmählichen Zusetzen von Wasser über mehrere Stunden. Das führte zu gut abgeschleimten Graupen und einer wunderbaren sämigen Graupensuppe, die dann im Laufe des Vormittags noch diverse Zusätze bekam, je nach Zuteilung.

Ebenso hatte es ihn schon lange gestört, daß die großen Mengen von Kartoffelschalen in den Abfall kamen, also keine Weiterverwendung fanden. Hier kam seine Idee mit dem Fleischwolf. Die zum Speckschneiden eingesetzte Maschine hatte ja oft Ruhepause und konnte zu einem Versuch benutzt werden. Mehrere Jugendliche mußten zunächst Schalen aus der Schälküche vorsortieren und waschen und dann mittels Fleischwolf zu einem Brei zerkleinern, der in großen Bottichen aufgefangen wurde. Durch ständiges Rühren und Wässern löste sich nun nach einer bestimmten Zeit die Reststärke und konnte ausgeschlemmt werden. Es war eigentlich derselbe Prozeß, den es früher bei der Mutter zu Hause gab, wenn grüne Klöße auf den Sonntagstisch kamen. Wir haben auf diese Weise mehrere Kilo Kartoffelstärke pro Tag zurückgewonnen, die dem Essen zugesetzt werden konnte. Ein eindeutiges Verdienst unseres Schichtkochs aus Ostpreußen, dessen »Schlachtruf« noch in Erinnerung ist: »In der Stärke liegt eigentlich unsere Schwäche!«



Zurück zu den Kesselputzern. Wie anfangs erwähnt, war die Haupttätigkeit die Assistenz beim Koch. Das war einmal der Kochprozeß selbst. Feuern, Rühren und Zusetzen, manchmal waren vier Kessel zu überwachen, denn Überkochen war natürlich verboten. Die Verluste wären dabei zu hoch gewesen, also war gute Feuerungstechnologie gefragt; es waren 300-Liter-Kessel mit Wasserbad, da konnte zwar nichts anbrennen, aber »aussteigen«, wie wir das Überkochen bezeichneten, ging schneller als man sehen konnte. Einzige Hilfe war dann eine Kaltwasserdusche von oben oder Feuerung raus. Das letzere war natürlich die komplette Sauerei in der sauberen Küche. Manchmal waren wir Putzer ganz allein am Kessel, wenn der Koch mal eine rauchen mußte, dann war Hilfe von allen Seiten erforderlich.

Die große Arbeit war für uns Kesselputzer die Essenausgabe. Der Koch wühlte mit einer Sechsliter-Schöpfkelle in dem Kessel und versuchte, auf diese Art eine gute Durchmischung zu erreichen; er füllte das Essen in 50-Liter-Kübel und konnte natürlich mit dieser Riesenkelle nicht den Kessel komplett auslehren. Wir schöpften mit dem Handschöpfer nach, bis »umgezogen wurde«, d. h. ein neuer Kessel wurde begonnen. Nun konnten wir uns zerteilen, der Rest im ersten Kessel mußte raus, und dem Koch war aber auch Hilfe bei der Ausgabe zu geben. Das ging so lange, bis die vier Kessel leer waren, dann war zwar die Essenausgabe beendet, aber für die Kesselputzer ging erst jetzt die Hauptarbeit richtig los. Waren wir Putzer bis hierher nur vom Schweiß und der Hitze durchnäßt, so wurden wir jetzt von unserem Waschwasser noch angefeuchtet. Wenn dann endlich die Reinigung der Kessel abgeschlossen und auch keine Graupe mehr im Wasser und auf dem Boden zu finden war, dann konnten sich die Kesselputzer und der Spüldienst zum Mittagessen hinsetzen.

### *Das »U-Boot«*

Beide Küchen hatten einen besonderen Kessel, ein Riesending mit 600 Liter Inhalt. Wir nannten ihn das U-Boot, weil er, mit etwas Phantasie betrachtet, aussah wie der Kommandoturm eines U-Bootes. An diesem Kessel war alles so gewaltig, daß dazu auch ein gewaltiger Koch gebraucht wurde, und das war Fritze Heft. Fast zwei Meter groß, Arme wie unsere Beine und ein Gemüt wie ein Bernhardiner. Es war klar, daß so ein Kerl unsere Sympathie fand, zumal er

mit uns Jungen immer väterlich umging. Nur wer nicht spurte, hatte bei Fritz keine Chancen.

Dieses »U-Boot« hatte natürlich seine »Eier« und konnte nicht von jedem »gefahren« werden. Es war ein Kessel ohne Wasserbad, und die Feuerungstechnik war bedeutend anders als bei Wasserbadkesseln. Schon das Umrühren war die reinste Muskelarbeit, das Rührholz dazu war größer als die Riemen eines mittleren Ruderbootes, und um die Masse von 600 Liter Essen in Bewegung zu setzen (damit nichts anbrennt), mußte viel Kraft aufgewendet werden. Das war auch der Grund, daß das U-Boot nicht immer zur Essenbereitung eingesetzt wurde.

»Los, Jungens«, rief Fritz eines Tages, »Fleischkessel aussacken! Die Knochenbrühe muß noch in die Essenkessel!« Das Kommando galt Manfred und mir, wir waren dem U-Boot-Koch für heute zugeeilt, und das war uns sehr angenehm.

»Kübel her und ablassen, ich nehme die Knochen raus, zum Abputzen für die Fleischer, ihr verteilt die Brühe.« Wir hatten erst einmal zu schleppen, immer 50 Liter an die Kessel und aufgeteilt für alle Graupenkessel. Fritz hatte sich indessen eine Treppe und die Knochengabel geholt und wühlte in den heißen Knochen- und Fleischstücken.

Wir waren kaum fertig, da brüllte Fritz: »Los, sauber machen, verbrennt euch nicht, ich habe noch ein kleines Feuer drunter.« Und ganz leise gab er uns Bescheid, daß am Boden des Kessels noch zwei schöne Schweinsrippchen für uns liegen. Das war das Signal für eine schöne Matzerei, die aber im Inneren des Kessels durchgeführt werden mußte. Dazu noch folgende Erläuterung: Das U-Boot war so tief, daß wir mit dem Oberkörper völlig im Kesselinneren verschwanden, die Knie waren auf dem Kesselrand, die Füße schauten heraus. Ansonsten war von uns nicht mehr zu sehen. In dieser Haltung mußten wir die Reinigungsarbeiten verrichten und, falls es etwas gab, heimlich essen.

»Herrlich«, schmatzte Manfred mir zu, »jetzt noch Sauerkraut und Klöße und die Welt wäre wieder in Ordnung.« »Gucke lieber mal über den Rand, ob uns jemand beobachtet«, sagte Wolfgang, denn eine solche Fleischmahlzeit im Kessel war nicht im Sinne des Küchenchefs. Also einigemal wechselweises Auftauchen der beiden Kesselputzer, und Fritz konnte sich inzwischen kaputtlachen, als er von weitem unsere »Übung« beobachtete. Er hatte Beobachtungsposten für uns gespielt, denn er wollte uns ja nicht ins Verderben rennen lassen.

Wir waren aber mit unserer Zusatzmahlzeit noch nicht fertig, denn eine besondere Überraschung stand noch bevor. »Bist du endlich fertig auf deiner Seite, wir können das Wasser ablassen«, rief Manfred, denn es war höchste Zeit, mal wieder an der »Oberfläche« zu erscheinen.

»Von mir aus kann's losgehen, ich bin soweit«, sagte Wolfgang, machte sich aus dem Kessel und wollte den Einsatz des Abflßhahnes entfernen. Aber da kam nicht wie erwartet das Reinigungswasser aus dem Kessel geschossen, es tröpfelte nur. »Was ist los, warum geht es nicht?«, wollte Manfred wissen. »Da steckt etwas im Rohr, nimm mal den Draht von innen.« Manfred machte jetzt Anstalten, die Verstopfung zu beheben und kam nicht recht voran. »Versuche doch mal von außen!« Nun wurde von außen mit Gewalt nach innen gestochert, und bald war der Abfluß in Ordnung. Aber Manfred kam nicht zum Vorschein und brüllte im Kessel vor Begeisterung: »Komm rein, schnell!« Und nun sah auch ich die Ursache der Verstopfung, es war eine Schweineniere, die genau in das Abflußrohr paßte. Die »mußten« wir nun auch noch verputzen, gewissermaßen als kleinen Naschtisch, und dazu hatte Fritz uns nicht eingeladen. Wir zeigten ihm unseren Fund, seine einzige Reaktion war: »Haut rein, Jungens!«

So schön konnte auch manchmal das ansonsten ungeliebte »U-Boot« für uns Kesselputzer sein, wir haben an diesem Tage bestimmt einen Schlag weniger gegessen als sonst.

### *Feierabend bei den Küchenarbeitern*

Wenn die schwere Arbeit des Tages erledigt war, das war nach der Ausgabe des Abendessens, dann war endlich Zeit für uns zum Essen am gemeinsamen großen Tisch, direkt in der Ecke beim »U-Boot«. Das war Feierabendstimmung: hungrig, müde, abgespannt, aber auch Zeit zum Flachsen. Alle waren am Tisch vereint, jeder hatte einen Witz oder eine Episode auf Lager und vor allem einen dampfenden Topf Graupen vor sich; der mächtige Hunger wurde gestillt. Diese Runden waren immer das Schönste am Tage. Man konnte scherzen und lachen, die Arbeit war getan, und der Bauch wurde mit reichlich Graupensuppe gefüllt.

Die Köche, die schon gewaschen waren und in »Zivil« vorbeihuschten, wurden auf die Schippe genommen. Besonders die Kraft-

meier unter ihnen wurden dann solange genervt, bis sie uns zeigten, was sie konnten.

So wurden die kleinen Schaustellungen für uns besonders lustig, wenn jemand von uns rief: »Kurt, ist das wahr, daß du vier volle Wassereimer an beiden Armen halten kannst?« »Komm her, du dürrer Hund, und hänge sie dran«, war die Antwort. Der Herausgeforderte stand da, breitbeinig und mit ausgestreckten Armen, und wir behingen ihn mit gefüllten Wassereimern, zwei Stück an jede Seite. »Und jetzt Kniebeugen, Kurt, das schaffst du nicht!« Na, das war schon eine zirkusreife Nummer, die aber auch einmal schiefgehen konnte, dann waren die schönen Ausgehssachen durchnäßt, und wir hatten unseren Spaß.

Gerold Müller sah den Koch Fritz Heft kommen und machte seinen Scherz mit der U-Boot-Trittstufen-Treppe. Dieser Tritt hatte im nassen Zustand ein unheimliches Gewicht (schätzungsweise 20 bis 30 kg), wir haben uns immer mit dem Ding gequält. Gerold sollte nun zeigen, wie schwer das ist, und Fritz sollte »anspringen« und das Ungetüm mit einer Hand versetzen. »Also los, Gerold, wenn du ein Kerl bist, hebst du die U-Boot-Treppe aus!« »Ihr seid wohl verrückt, ich, der kleine Müller!« Und er schaffte sich an der Treppe und machte die Sache besonders schwer.

Fritz Heft sah das. »Wo willst du denn hin mit dem Ding?« Gerold konnte sich das Lachen kaum verkneifen und rief: »Da rüber auf die andere Seite!« Das war für Fritz wie ein Signal, rechte Hand unter die oberste Stufe, und schon schwebte die U-Boot-Treppe dem neuen Standort entgegen. Das war ein Gebrüll in der Küche, alles spendete Beifall, und Fritz konnte gar nicht verstehen, was es da zu klatschen gab.

Viel Gaudi wurde auch mit den Abfällen der Fleischerei getrieben, besonders beliebt waren Ochsenaugen und Bulleneier. Ein Ochsenauge in der Hosentasche oder gar im Kochgeschirr konnte einen schon erschrecken. Manchmal mußten wir unsere Schürzen schrubben und hatten noch einige Zeit in der Küche zu tun, ehe wir hundemüde in unsere Unterkunft gehen konnten, die nur wenige Meter neben der Küche lag. Hier waren alle Hilfskräfte der Küche und die Kartoffelschäler untergebracht; eine »verrückte« Meute von Gefangenen, die sich gewaltig von den Gefangenen des Normallagers unterschied. Das war ein völlig anderes Leben, schon allein durch den Arbeitsrhythmus und durch die Verpflegung. Alles war viel lockerer, da wurde gescherzt und gelacht. Auch ein gemeinsames Lied wurde

plötzlich gesungen, ohne Kommando oder auf Bestellung, einfach aus einer Stimmung heraus. Es war eine angenehme Atmosphäre, besonders durch das geringe Durchschnittsalter der Barackenbesatzung.

### *Ausländer in unseren Reihen*

Unter den Kartoffelschalern war eine Vielzahl von Ausländern zu finden, was uns zunächst sehr merkwürdig vorkam. Sie sprachen recht gut deutsch, kannten sich untereinander, waren aber unterschiedlicher Nationalität. Weil sie fast alle recht unkompliziert waren und auch noch unsere Sprache beherrschten, fiel uns der Umgang mit ihnen nicht schwer, und wir waren schnell angefreundet.

So erfuhren wir auch ihre Leidensgeschichte, die in Berlin ihren Ursprung hatte. Auf Grund eines Beschlusses der alliierten Mächte wurde in Berlin im Mai 1945 eine Repatriierungskommission gebildet, die für die Zurückführung aller Ausländer, die in Hitler-Deutschland widerrechtlich festgehalten wurden, verantwortlich war.

Es war logisch, daß dafür deutschsprechende Ausländer genommen wurden, weil sie die vorliegenden Internierungspapiere der Deutschen lesen und mit den deutschen Ex-Behörden arbeiten mußten. Soweit war das eine löbliche Absicht dieser Kommission, die aber auch in den Nachkriegswirren häufig in die Versuchung gebracht wurde, z. B. aus einem »Russen« einen »Franzosen« zu machen. Ob dabei einige nur versucht hatten, dem Kommunismus zu entfliehen, oder ob dabei auch krumme Geschäfte gelaufen sind, läßt sich heute nicht mehr einschätzen.

Jedenfalls hatten eines Tages die Russen erkannt, daß da ein Schlupfloch war und setzten daraufhin die ganze Kommission ab und in einem Internierungslager gleich noch hinter Gitter. Dabei wurden auch westliche Mitglieder dieser Kommission, einschließlich zweier Amerikaner, inhaftiert. Das hat sicher viel diplomatischen Wirbel gegeben, aber es dauerte auch für die Amerikaner (übrigens Vater und Sohn) viele Monate, ehe sie still und heimlich unser Lager verlassen durften. Die anderen saßen noch sehr lange und sind sicher erst im Juli 1948 freigekommen.

Wieweit nun die Vorwürfe der Russen berechtigt waren, konnten wir nicht feststellen, aber ganz sicher war die Kommandierung zu den Kartoffelschalern schon eine Art Sonderbehandlung durch die

Obrigkeit. Es war ganz bestimmt keine Entscheidung der deutschen Lagerleitung oder der Küchenführung.

Wir hatten jedenfalls mit allen gute Freundschaft geschlossen, weil unter ihnen viele lustige Kerle waren. Sie hatten ein Alter zwischen 20 und 30 Jahren (bis auf wenige Ausnahmen) und benahmen sich völlig unkompliziert, nicht so die Amerikaner, sie waren etwas reserviert. Aus der Erinnerung nachfolgend einige Namen und dazu die Nationalität: Banajotes Aplianitis (Griechenland), Abdul Radshid Malak (Indien), Camille Baquet (Frankreich), Dante Ugetti (Italien), Juan Baragan (Spanien), ... Breunings (Belgien) und Andrej Shukowski (Polen).

Es gab noch viele, deren Namen mir nicht mehr einfallen; Tschechen, Schweizer, Luxemburger und Holländer mußten auch unter ihnen gewesen sein.

Die lustige Sprache, der sie sich bedienten, war für uns ein Spaß, und dazu waren auch einige verschmitzt und oppositionell gegen die Russen und ihre eigene Lage. Besonders der Grieche, der Spanier und der Italiener ließen ihrem Temperament freien Lauf, wenn es etwas zu »motzen« gab. Ob es nun das Aufbegehren gegen die Arbeit war oder Anstiftung zum Hungerstreik, spielte keine Rolle. Die Ausländer »feuerten« die Stimmung mit an, sie hatten nichts zu verlieren und wurden vorsichtiger angefaßt als wir. Aber auch im täglichen Betrieb waren sie zu Scherz und Stimmung bereit. Singen gefiel ihnen sehr gut, und besonders schön war es für uns, wenn sie in ihrem Kauderwelsch-Deutsch von ihrer Heimat erzählten und sich in Erinnerungen festredeten. Dann ging mit ihnen die Phantasie durch, Stimmungen wie Tausend-und-eine-Nacht kamen auf, allen hatte es Spaß gemacht, und wir haben herrlich gelacht.

Auch wieder eine solche Stelle, was gab es da wohl zu lachen in der Internierung? Nun, wenn uns das Lachen eingefroren wäre, dann hätte es für uns trostlos ausgesehen. Also galt hier wie im richtigen Leben: »Lachen ist gesund!« Und so lief auch mancher Arbeitstag in der Küche mit viel Schufferei, aber immer mit einer Handvoll Humor und mit Lachen ab.

## TRANSPORTE UND GERÜCHTE DAZU

Vorweg zur Erklärung, es handelt sich nicht um das Transportwesen im Lager, sondern um eingehende oder abgehende Menschentransporte. Weil mit jedem Transport auch Hunderte oder Tausende von Menschen eintrafen, waren solche Transporte auch immer Informationsquellen jeder Art. Wie sieht es draußen aus? Wo kommt ihr her? Haben die Russen schon welche entlassen? Habt ihr Bekannte gesehen? Bringt ihr Grüße von zu Hause mit?

Viele Fragen wurden gestellt, sobald die Neuzugänge in den Baracken waren. Sie wollten natürlich auch etwas von uns wissen, und so flogen die Informationen hin und her, aber auch viele Gerüchte, die als Neuheiten mit einsickerten.

»Die vom Bautzner Transport sagen, das ist schon Entlassungsvorbereitung!« Das war Balsam für die gequälten Seelen. Dabei war gar kein reeller Grund für solche Behauptungen vorhanden. Aber die »Bautzner« haben es gesagt, das war eine neue Information, das galt. Dabei war es nichts als eine locker hingessagte Behauptung, die aber zum Gerücht aufgebläht wurde. Solche Transporte trafen im Oktober 1945 aus Bautzen, Halle und Magdeburg ein und im März 1946 nochmals aus Bautzen. Anfang 1947 kamen dann ebenfalls Transporte aus Torgau und Ketschendorf und dazwischen auch kleine Zugänge aus anderen Städten. Es gab also immer Zugänge, mit all ihren Nachrichten und Gerüchten, die dann das Lager auf ca. 12 000 Mann anwachsen ließen.

Aber noch mehr beschäftigten uns die Transporte, die vom Lager abgingen, waren doch damit die Gerüchte von Entlassung verbunden, und neue Hoffnung kam auf. Nach anfänglichen Selektionen im Sommer 1946 war es dann perfekt. Im Januar des nächsten Jahres wurden Arbeitstransporte nach der Sowjetunion zusammengestellt, d. h. arbeitsfähige Gefangene wurden ausgesucht und verschickt.

Viele von uns hatten die Hoffnung, dadurch dem Lager Mühlberg zu entkommen. Nach der Devise: »Schlechter kann es ja gar nicht kommen!«, schöpften viele neue Hoffnung. Die Auswahl wurde von russischen Ärzten nach Körperkonstitution vorgenommen, die gut genährten Bäcker und Köche hatten beste Chancen. Fragwürdige Chancen, wie sich hinterher herausstellte, denn viele dieser Transporte endeten in Sibirien, meist im unmenschlichsten Bergwerk der

Welt, in Karaganda. Wer von dort wieder nach Hause kam, hatte mehr als Glück, nämlich auch eine unverwüstliche Gesundheit und vielleicht auch einen Schutzengel.

Es gab bei den beschriebenen Musterungen auch erfolgreiche Versuche von weniger gutgenährten Gefangenen, durch die Auswahl zu kommen. Sie schickten einfach einen »dicken« Koch nochmal zu einem anderen Musterungsarzt, der dann den Namen des »Dünnen« ansagte und so mit seiner Figur einen Platz zusätzlich im Transport geschaffen hatte. Wie gesagt, für manchen »Dünnen« ein fragwürdiges Unternehmen, weil er ja gar nicht die Kondition für ein solches »Sibirien-Abenteuer« hatte. Das konnte aber von vorn herein niemand abschätzen. Nur an der Ausstattung der Ausgesuchten konnte man erkennen, daß es in kalte Gebiete ging. Tarnanzüge in wattierter Ausführung, feste Unterwäsche, gutes Schuhwerk und Pelzmützen wurden für die Ausrüstung der Rußlandfahrer ausgesucht und ausgegeben, Quarantäneunterkünfte geschaffen, und nach der langen Vorbereitung gingen im Januar 1947 ca. 900 Mann mit dem sogenannten Pelzmützen-Transport nach Rußland. Viele Freunde und Kumpels von uns waren dabei, manche gingen auf Nimmerwiedersehen, andere kehrten erst nach drei oder vier Jahren wieder in die Heimat zurück.

Alle Transporte hatten auch immer den Anschein von Entlassung und nährten natürlich die umlaufenden Gerüchte im Lager. Viele Russen verbreiteten immer wieder die Parole: »Bald nach Hause«. Ob das ihr eigener Wunsch war oder Boshaftigkeit, läßt sich heute schwer sagen. Die Hoffnungen vieler Gefangener hingen an solchen Gerüchten, die besonders glaubwürdig erschienen, wenn sie von einem russischen Offizier oder Posten ausgestreut wurden.

Als Ende 1946 eine Fingerabdruck-Aktion lief, hatten wir eine interessante Begegnung mit einem russischen Offizier, der im Zuge dieser Aktion nach Mühlberg gekommen war und uns vier Jungen aus Wahren zu Gesicht bekam. Als er uns Fünfzehn- bzw. Sechzehnjährige sah, schrie er wütend : »Kinder! Kinder!« Er versuchte, uns beizubringen, daß unser Aufenthalt im Lager nicht mit seiner Auffassung übereinstimmte, und weckte in uns die Hoffnung nach ordentlicher Untersuchung und vielleicht Entlassung. Das war sicher nur sein persönliches Empfinden, seine Vorgesetzten werden ihm schon beigebracht haben, wer hier alles »sitzen« darf. So war auch diese Hoffnung schnell dahin, wie übrigens bei allen Gerüchten über Entlassungen.



Diese Gerüchte wurden dann im Frühjahr 1948 erneut belebt, weil in den inzwischen im Lager erlaubten Zeitungen Berichte über Entlassungen aus den Spezialkontingenten veröffentlicht wurden. Es sollten noch mehr als sieben Monate ins Land gehen, bevor im Juli/August 1948 die großen Entlassungen (7300 Gefangene) vor der Auflösung von Mühlberg begannen.

Nur wollten wir es nicht glauben, obwohl Roland und Kurt schon in die Entlassungsvorbereitungen verstrickt waren, zuviele solcher Gerüchte schwirrten im Lager umher. Tatsächlich wurde es für Roland und Kurt ernst, die Entlassung stand für beide bevor. Glücklicherweise war für Siegfried und Wolfgang, daß nun endlich eine Nachricht nach Hause gegeben werden konnte. Augenzeugen konnten unseren Eltern berichten, daß wir gesund waren und »nur noch« in ein anderes Lager kamen. Wieder waren diese Mitteilungen gespickt mit Gerüchten über sofort anschließende Entlassung, nur noch Überprüfung oder »jetzt werden alle bis Jahresende entlassen«. Für unsere Eltern eine gute Nachricht, aber auch gleichzeitig neue Ungewißheit.

Selbstverständlich gab es keine Information, warum Roland und Kurt früher entlassen wurden und mit welchem Grund und Ziel wir anderen weiter schmoren mußten. Wir können heute nur vermuten, daß die russische Obrigkeit eine Altersgrenze für besonders junge Häftlinge festgelegt hatte, tatsächlich waren Roland und Kurt die jüngeren.

Die Entlassung von über 7000 Gefangenen hatte nun aber auch zur Folge, daß mindestens so viel Angehörige die Wahrheit über Mühlberg erfuhren und daß aber auch eine Vielzahl Angehöriger von bereits Verstorbenen Klarheit über deren Schicksal erhielten.

Nach der Entlassung im August 1948 wurden Transporte auf die Reise geschickt, diesmal in Richtung Buchenwald. Im September 1948 gingen 3000 Frauen und Männer ab Bahnhof Burxdorf auf Transport. Ein Restkommando von 135 Mann blieb in Mühlberg zur Abwicklung. Das Speziallager Nr. 1 mußte von der Bildfläche verschwinden, ohne Reste für etwa neugierige Besucher.

Die Waggonen waren für Militärtransporte eingerichtet. Sie erhielten zusätzlich an den Luken Stacheldraht und wurden mit 48 Mann belegt, auf jeder der vier eingebauten Pritschen lagen 12 Mann; 24 Beine lagen in der Mitte auf einem Haufen, dazu 12 Körper an den Waggonwänden verteilt. Die freie Fläche vor der Pritsche enthielt einen Ofen und einen »Trichter« durch den Wagenboden, es war die Latrine für den Waggon. Der Ofen wurde im September nicht be-

nutzt. Wir fuhren als »Sonderzug« außerhalb des Fahrplanes, brauchten also viele Stunden bis Weimar und mußten oft halten; das war die Gelegenheit für die Posten, mit viel Geschrei und Krawall die Unterseite des Zuges nach Flüchtenden abzusuchen. Viel Freude machte es uns, wenn der Zug auf Bahnhöfen hielt, wo auf den Bahnsteigen Menschen warteten. Die merkten bald, daß dieser Gespensterzug mit Menschen beladen war, die auch noch deutsch sprechen konnten. Aber auch hier waren die Posten außerhalb des Zuges aktiv und schrien: »Nix sprechen, du verstehst!«

Der Zug muß wohl für manchen Reisenden etwas eigenartig gewirkt haben, »... aber vielleicht waren es Nazis, dann ist es ja gut, daß die Russen so gut aufpassen«. Ich glaube, die meisten von ihnen haben die Situation gar nicht verstanden. Ich erinnere mich nur noch an die Ankunft im Bahnhof Weimar, weiß aber nicht mehr, wie wir auf den Ettersberg gekommen sind.

Das war das Ende des letzten Transportes, den wir ertragen mußten. Gerüchte über unsere Weiterverwendung gab es auch schon wieder massenweise, und die alten »Buchenwalder« empfingen uns mit denselben neugierigen Fragen, mit denen wir damals in Mühlberg die Ankömmlinge von Transporten belegten.

## BUCHENWALD

Als wir die Transportwaggons auf dem Ettersberg verlassen hatten, wurden wir von einer Russenkolonne empfangen, die uns nach verbotenen Gegenständen untersuchte und die viele »freundliche Begrüßungsworte« für uns übrig hatte. Wir konnten auch nichts Besseres erwarten.

Das rote Lagertor oder besser Torhaus war dann auch der erste Eindruck mit der nun schon legendären Torinschrift »Jedem das Seine«. Der Riesen-Appellplatz machte einen beängstigenden Eindruck. In der Tiefe des Lagers, der Platz ist abfallend, die ersten Reihen Holzbaracken, dahinter die Steinhäuser, mit ihren außenliegenden Treppenaufgängen zu den ersten Etagen und den Mitteleingängen fürs Erdgeschoß. Das waren, neben den rechts vom Tor liegenden Wirtschaftsgebäuden, die ersten Eindrücke, mehr war noch nicht zu erkennen.

Wir waren also in Buchenwald, einem Ort, der erst vor wenigen Monaten in unser Bewußtsein gerückt wurde, als man nach der

Befreiung des Konzentrationslagers Bilder und Berichte über das Grauen in Buchenwald veröffentlichte. Häftlinge trafen sich zum Schwur auf dem Ettersberg, die Bevölkerung von Weimar wurde kurz nach der Befreiung zu Tausenden verpflichtet, die Stätten des Elends und der Vernichtung zu besichtigen.

Es ist bemerkenswert, wie die erneute Nutzung des KZ unbekannt blieb und selbst von den Funktionären der neuen Macht ignoriert wurde. Ich habe persönlich erfahren, wie die wenigen Menschen, die ich über meinen Verbleib zwischen 1945 und 1950 informieren mußte, ungläubig reagierten und mich am liebsten einen Lügner nennen wollten, als ich ihnen sagte: »Ich war eineinhalb Jahre in Buchenwald und vorher drei Jahre in Mühlberg.« Auf Grund meines Alters, ich war damals 19 Jahre, glaubten diese Menschen, ich wolle Ansehen und Andenken des antifaschistischen Widerstandskampfes in den Schmutz ziehen.

Das ist mir nach meiner Entlassung noch vielfach widerfahren. Es war einfach für linientreue Funktionäre undenkbar, daß ein solches KZ neu belegt worden war. Ein parteiloser Abteilungsleiter der Firma Robotron, der dafür bekannt war, daß er versuchte, selbst den Parteisekretär des Betriebes »links zu überholen«, stellte eines Tages folgendes Ansinnen an mich. Bei der Durchsicht meines Personalfragebogens war er auf die von mir angegebene Zeit zwischen 1945 und 1950 gestoßen. Es gefiel ihm nicht, in seiner Abteilung ein solch schwarzes Schaf zu haben. Also machte er mir den Vorschlag, doch einfach diese Zeit auszulassen. Verständlich, daß ich auf diesen Vorschlag nicht einging, denn ich wollte mich keiner Fragebogenfälschung schuldig machen.

### *Die neue Umgebung*

Wir wurden nun auf die bestehenden Baracken verteilt im Sinne einer Auffüllung, d. h. es wurden keine »Mühlberg-Kompanien« gebildet, sondern die neuen Häftlinge wurden in das bestehende System eingeordnet. Zur Isolierung der einzelnen Baracken war in Buchenwald die gleiche Zoneneinteilung gewählt, nur hatte man eine noch schärfere Einzelisolierung erreicht, indem man jede Baracke wie ein Gartengrundstück eingezäunt hatte. Am Ende der so gebildeten Höfe, die auch der einzige Freiraum der Gefangenen waren, hatte man verschließbare Tore angebracht, die vom sogenannten Zonensergeanten geöffnet werden konnten.

Ich landete mit einigen Jugendlichen in einer Steinbaracke, und zwar im ersten Stock. Vom Waschraum aus hatten wir einen herrlichen Ausblick ins Thüringer Land und auf nahe Ortschaften. Es war zwar schön, diesen Weitblick zu haben, aber viele wurden traurig und schwermütig beim Anblick der Felder, Wiesen und Wälder.

Die Mitgefangenen in der Unterkunft waren für uns furchtbar zu ertragende Menschen. Sie waren abgestumpft und wenig »beweglich«, so daß wir sie als Muffmänner bezeichneten. Das war ein Ausdruck aus Mühlberg und galt für alte vertrottelte Menschen, die nichts mehr taten als essen und dulden. Für uns war das eine bedrückende Atmosphäre, die wir in Folge der Mühlberger Freiheiten gar nicht gewohnt waren. Das Schlimmste war ein Gruppe von religiös angehauchten Männern, die eine Art despotischen Druck auf die anderen ausübte. Ich muß betonen, daß wir in den Jahren der Gefangenschaft viele religiös ausgerichtete Menschen angetroffen haben, die mit viel Intelligenz und tiefem Glauben ihr Bekenntnis vertraten. Wir hatten gelernt, tolerant gegenüber Andersdenkenden zu sein, aber dieser hier praktizierte Fanatismus gefiel uns nicht.

Von einem Laienprediger (oder war es gar ein echter) ging der Einfluß über einen Dummschwätzer auf die Gruppe über. Eine heute hoch angesehene Vereinigung, die »Herrenhuter Brüdergemeinde«, hatte erreicht, die sogenannten Herrenhuter Briefe offiziell nach Buchenwald zu bringen. Aus diesen Briefen las der Laienprediger vor und eröffnete damit z. B. ein Frühstückszereemoniell. Alle saßen an einem großen Tisch und hatten mit Deckchen und Brettchen, mit Holzspießen und Holzmessern ihr Brot aufbereitet. Kleine Schnipsel wurden mit der täglichen Marmeladen- und Zuckerration bekleckert, mehr war es ohnehin nicht, und konnten dann verspeist werden. Dazu war aber der Segen des Priesters erforderlich, der die Sache unheimlich in die Länge zog. Auf diese Weise war der Frühstücksgenuß besonders lang und aufreibend vorbereitet.

Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden, wenn nicht diese Gruppe nun alle anderen, die ihr Brot mit Heißhunger »fraßen«, mit Verachtung strafte. Besonders der schon erwähnte Schwätzer war unangenehm, der sich als »Birnenmännel« noch als Zeitungsvorleser hervortat und sich dabei gebärdete, als wäre er vom Theater. Er hatte seit der Ausgabe von Zeitungen einen Posten im Lager ergattert. Es gab die »National-Zeitung« und die »Berliner Zeitung« in wenigen Exemplaren, und nur jeweils eine Zeitung landete in der Kompanie und mußte deshalb vorgelesen werden.

Unser »Männel« war aus Magdeburg, hatte keine Art zu sprechen und als äußeres Zeichen einen »Willy-Birkel-Bart«. Er hatte die religiöse Gruppe voll im Griff und begann sofort nach dem Frühstückszereemoniell seine Zeitungsschau, einschließlich des Vorlesens des »Kumiak-Romans«, der damals als Serienroman erschien.

Alle, die diesen Zirkus nicht mitmachten, und das waren wir Jungen und auch einige Alte, wurden verachtet wie die Barbaren. Ich habe noch einen genau in der Erinnerung; er hieß Köth, war ein kräftiger Kerl, hatte viel gearbeitet und war von derber Gestalt. Der machte nun folgendes mit seinem Pfund Brot: Er schnitt das Brot auf wie eine Semmel und füllte dann Marmelade und Zucker hinein und klappte zu. Dann hat er das Brot (oder die Riesenbemme) in die Hand genommen und kräftig abgebissen, in weniger als 20 Minuten war alles beendet. Das fanden wir Jungens phantastisch, und sofort wurde dieses Verfahren als »Köth-Schnitt« bezeichnet.

In diesem Kreis von Muffmännern fiel es auch im kalten Winter nicht schwer, uns zu Arbeitskommandos zu melden. Unser erster Posten war Steineklopfer. Kalkstein wurde von Hand zu Grobsplitt zerschlagen und für den Straßenbau verwendet. Wir saßen mit dem Rücken an eine Versorgungsbaracke gelehnt, vor uns einen Granitblock, um darauf die Kalksteine mit einem Hammer zu zertrümmern.

Bald merkten wir, daß die Baracke unbewohnt und mit einer Fracht gefüllt war. Einige Bretter der Außenwand waren wegen der tonnenschweren Last ihres Inhalts durchgebrochen, und wir stellten fest, daß Braunkohlenbriketts gelagert waren. Das war für uns in der kalten Jahreszeit ein hervorragender Fund, wir fühlten mit den Händen und fanden Riesenmengen Kohle. Es konnte aber keine Großaktion von uns gestartet werden, denn solche Diebstähle wurden durch eine russische Militärgerichtsbarkeit, das Tribunal, bestraft.

Also war Vorsicht geboten. Und so wurde die Baracke in »feinen Schritten« von ihrer Kohle teilweise befreit. Immer nur zwei oder drei Mann verließen am Vormittag die Arbeitsstelle, um in der nahen Wohnbaracke einmal aufs Klo zu gehen. Dazu mußte der Zonenposten passiert werden, der uns ein- oder ausließ. Wer einen guten Mantel hatte, konnte zwei Briketts transportieren, wenn er geschickt war. So hatten wir mit dem Feierabend-Transport pro Mann vier Briketts in der Stube, und je nach Arbeitskräftezahl konnte sich das auf 20 bis 40 Stück summieren. Das war natürlich eine gute Portion für den Abend. Ein wärmendes Feuer und eine kleine Reserve für den Winter waren nette Aussichten in der kalten Jahreszeit.

Das ging einige Tage, und wir gruben ein großes Loch in den Kohlenberg. Als nichts mehr von außen zu greifen war, wurde nachgeholfen und die Barackenwand etwas abgezogen. Der tonnenschwere Kohlenhaufen hat uns dabei unterstützt. Sicher hätten wir die Baracke noch leer gemacht bis zum Frühjahr, aber das Steinklopfer-Kommando wurde mit neuen Aufgaben betraut.

Eine Bemerkung noch zu der Ofenheizung in den Baracken. In jeder der acht Stuben einer Steinbaracke waren kleine Füllöfen. Da die Kohleration nicht ausreichte, um ununterbrochen zu heizen, wurde jedes Stück Holz oder Kohle zusätzlich gern gesehen. Diese Zusatzheizung brannte aber auch nur in den Öfen derer, die für Zusatz sorgten. So wurde es abends bei den »Muffmännern« kalt, denn sie hatten ja beschlossen, nicht zu arbeiten. Dagegen war bei den »Rotzern«, das waren die Jugendlichen, abends immer »Volldampf«. Es ist verständlich bei unserer gegenseitigen »Liebe«, daß damit Neid aufkam und der Verdacht der Begünstigung ausgesprochen wurde. Also mußten wir die Mauserei von Kohlen oder ähnlichem Brennmaterial so geschickt ausführen, daß wir nicht von den eigenen Gefangenen »in die Pfanne gehauen« wurden.

Außerdem war eine von den Russen praktizierte Regelung zu beachten. Es wurden die Feuertüren mit Draht und Plomben verschlossen, und am 15. Oktober wurde »Winter befohlen«, d. h. ab diesem Tag war es »kalt«, und damit durfte auch von da ab geheizt werden.

Nachdem das Steineklopfen beendet war, kamen wir auf den Industriebhof, der in der Nähe des Krematoriums lag. Dort wurde eine Kalkbrennerei betrieben. Ein Brennofen, ähnlich den Kupolöfen der Eisenindustrie, wurde mit Kalkstein und Kohle beschickt und entzündet. Dazu waren viele Transportarbeiten notwendig, und auch hier waren wir tagelang beschäftigt. Es war harte Knochenarbeit.

Bei Transportarbeiten an der Küche, wir hatten mehrere Zentner Steinsalz in Papiersäcken entladen, lernten wir auch den Kartoffelschälraum kennen und erfuhren, auf welchem Weg man zu den Kartoffelschälern kommt. Ich weiß nicht mehr, über welche Person das lief, aber nach wenigen Wochen konnten wir unseren Einsatz an erstrebter Stelle beginnen.

### *Wieder Küche und Kartoffeln*

Mit dem Einrücken bei den Kartoffelschälern war auch gleichzeitig der Umzug in eine Baracke, belegt mit Arbeitskommandos, erforderlich. Es war eine Holzbaracke in der Nähe der festen Häuser: Küche, Wäscherei und Magazin. Hier herrschte nun wieder die uns gewohnte Atmosphäre. Viele Jugendliche oder junge Menschen waren hier versammelt; offene, freie und optimistische Stimmung war zu erkennen. Man war wieder etwas, der Hunger war nicht mehr einziges Thema und konnte durch viele Maßnahmen klein gehalten werden. Endlich waren wir wieder in der uns gemäßen und gewohnten Umgebung. Damit war das bedrückende und negative Leben aus den vorherigen Unterkünften beendet.

Die Arbeit und die geforderten Leistungen der Kartoffelschäler waren wir von Mühlberg gewöhnt. Es gab nicht viel zum Sofortverpeisen, außer beim Schälen von gekochten Kartoffeln oder gekochten roten Rüben. Das kam gelegentlich vor und wurde nur von ausgewählten Kräften ausgeführt.

Manche unserer Kumpels hatten die biologische Eigenschaft, rohe Kartoffelstärke im Körper in nahrhafte Stärke umzuwandeln. Mediziner konnten uns das erklären, und es war wie ein Wunder, diese Kartoffelschäler wurden von rohen Kartoffeln gesättigt und haben an Körpergewicht zugenommen. Das waren aber nicht viele, die das Glück hatten. Deshalb kam es zu einer »Erfindung« der Kartoffelschäler, die sogenannten Puffer.

Dazu folgende Erläuterung, die mit der Einrichtung der Küche im Zusammenhang steht. Der Schälkeller wurde durch Dampfheizungsrohre von ca. 12 bis 15 cm Rohrdurchmesser beheizt. Von diesen Rohren ging eine Vielzahl direkt in Sitzhöhe hinter unseren Rücken entlang. Da nun diese Rohre recht heiß wurden, entstand der Gedanke, diese Hitze zum Garen von Kartoffeln zu benutzen. Zuerst wurden Kartoffelscheiben aufgelegt, aber die wurden höchstens glasig und trockneten zusammen. Da kam ein »Erfinder« auf die Idee, diesen Rohren eine geriebene Kartoffelmasse anzubieten. Das Ergebnis war schon wesentlich besser und mußte nur noch verfeinert werden. Die Masse wurde in Lappen gewickelt und wie eine Kompressen auf das Heizungsrohr gelegt, danach mit Säcken und Schürzen abgedeckt, so daß die Wärme nicht nach oben verloren ging. Nach ca. einer Stunde war die Masse soweit fertig, daß sie wie ein Kartoffelpuffer aussah, nur

nicht mit braungerösteter Kruste. Drei bis vier Mann konnten sich von einem solchen Riesenpuffer ernähren; er wurde 30 bis 40 cm lang angefertigt und war so breit wie das Rohr und dick wie ein Kartoffelpuffer.

So wurden im Laufe eines Tages einige »Puffer« gebacken, aber tatsächlich nur in der jeweiligen Schälgruppe, denn auch der Verzehr war von Aufpassern begleitet, die uns nicht mit den Mund wackeln sehen durften. Das war schon eine Zusatzverpflegung, die aber nur zu Heizperioden möglich war und auch nicht jeden Tag fabriziert werden konnte.

Aber selbst rohe Kartoffeln oder mit heißem Wasser gebrühtes Kraut konnten schon mal das Hungergefühl bekämpfen, unabhängig davon, ob es schmeckte oder nicht. Die Hauptsache war, etwas über die tägliche Ration hinaus zu essen. Wir hatten aber auch den Nachschlag als Mittagessen, der der Lohn für unsere Arbeit war. Man konnte es dabei nicht auf ein Übergewicht bringen, brauchte aber auch nicht zu verhungern.

Eine Figur aus diesem Schälkeller ist mir noch in Erinnerung: Herbert Gager aus Berlin, eine echte Berliner Bolle. Er war angestellt, die Schälmesser zu schärfen und auf richtige Schäldicke einzustellen, wozu er ein wenig Werkzeug zum Richten und Schärfen hatte. Er brauchte nicht zu schälen und kam im ganzen Schälkeller herum, ohne sich verdächtig zu machen. Er wußte also auch, wo die Posten waren und wo Eßbares zu finden war. Wenn wir Herbert brauchten, wurde er mit einem Lied gerufen, was ein umgedichteter Schlager war. Am Kriegsende gab es das Lied »Kleines Mädels von Hawaii, leise sag ich Dir Good Bye«, nach dieser Melodie sangen wir: »Herbert Gager aus Berli.in, komm denn unsre Schäler glü..ühn.« Das genügte, ihn verrückt zu machen. »Eh wat isn nu«, brüllte er in den Raum, »ick bin ja schon da, iar varückten Hunde, eh.«

»Hau mal hin du lahme Ente, uns schläft schon der Arm ein!« Aber dann ging die Berliner Großfresse los, wir brauchten in der nächsten Viertelstunde nicht mehr zu reden. Aber immer mit Flachs und guter Laune, nie ernsthaft böse. Es war eben eine ganz andere Stimmung unter den Jungen, sie hat uns viel Kraft gegeben.

So war es aber auch zum Feierabend. Gute Laune, etwas im Magen, auch das Gefühl, etwas Nützliches getan zu haben, so gingen wir in die Unterkunft. Es gab viel Unterhaltung und kameradschaftliches Beisammensein in der Baracke der Schäler und Handwerker.



Ich denke immer noch an ein besonders freundliches Ereignis aus dieser Zeit, was auf einen sehr musikalischen Menschen zurückzuführen ist. Unter den Kartoffelschälern befand sich ein Junge, der in einer Musikerfamilie groß geworden war. Sein Name klang so ähnlich wie Saddy, vielleicht war es nur ein Spitzname. Saddy war aus der Gegend um Penig, und sein Vater, ein Kapellmeister, hatte ihm die Musikalität mit in die Wiege gegeben.

Dieser Saddy hatte nun die Idee, eine kleine Kapelle zu bilden, die allerdings ohne Musikinstrumente spielen sollte. Er suchte sich dazu einige musikalisch begabte Jungen aus, unter ihnen war auch ich. Nach Stimmlage teilte er uns in Instrumentengruppen ein und brachte den jeweiligen Leuten bei, wie sie nur mit dem Mund und ihrer Stimme ein Instrument zu imitieren hatten. Einige bliesen auf dem Kamm die Grundmelodie, und andere machten Bass, Oberstimmen und Rhythmus. Das hatte er etwa zehn bis zwölf Leuten beigebracht, und er wirkte wie ein richtiger Dirigent, selbst dabei spielend.

Auf diese Weise waren Melodien aus der Unterhaltungsmusik auf unserem Programm. Als Glanzstück unserer Darbietung spielten wir aus der Wilhelm-Tell-Ouvertüre von Rossini. Wir mußten natürlich mit unserem Imitations-Orchester viel üben, um auch einmal »aufspielen« zu können. Gelegenheit bot sich anlässlich einer schönen und besinnlichen Weihnachtsfeier im Jahre 1949. Wir hatten in der Kompanie einiges vorbereitet, und im heiteren Teil war auch unser Auftritt. Es hat uns Riesenspaß gemacht und hatte auch dank Saddy ein musikalisches Niveau. Bei allerlei Vortrag und Kurzweil war unser »Kammerorchester« mit viel Beifall bedacht worden, und unser ungewöhnlicher Kapellmeister Saddy war sichtlich zufrieden mit uns und seinem Werk.

Man muß sich einmal vorstellen, welche Musikalität dazu gehört, solche ungeübten Rabauken wie uns an einen Rossini heranzuführen. Es war einfach phantastisch, und heute hat Rossini bei mir einen Platz, der sehr weit vorn ist. Fast alle Ouvertüren von Rossini habe ich in meiner Sammlung, aber nun von »richtigen Instrumenten« gespielt. Ich möchte behaupten, daß meine Liebe zur klassischen Musik einmal durch die Klavierlehre, aber ganz bestimmt noch mehr durch die verschiedenen Begegnungen mit dieser Musik, im Lager erlebt, hervorgerufen wurde. Nicht zuletzt durch Saddy, der uns zu vielen schönen Musikerlebnissen »verführt« hat.

Bei dieser beschriebenen Weihnachtsfeier ist mir auch ein Kult eingefallen, der offensichtlich auf das Brauchtum der sächsischen

Stollenbäckerei zurückzuführen ist. Wie im täglichen Leben, so haben auch wir Gefangene an diesen Festtagen ein Bedürfnis gehabt, das Ganze feierlich zu begehen, auch mit dem Essen. Das war für gewöhnliche Gefangene kaum möglich, aber bei den Kartoffelschälern war das »Tortenbacken« schon seit Mühlberg eine Tradition. Also mußte zu Weihnachten wieder eine Torte her, und dazu hatten wir auch Gelegenheit.

Dazu ist erst einmal die Technologie zu verraten, gab es doch kein Mehl, keine Hefe, keinen Backofen. Es mußten aus der täglichen Ration mindestens 500 g Brot und einige Portionen Zucker, Marmelade und Butter abgezweigt werden. Die Zutaten waren leicht zu ersparen, man mußte nur mehrere Tage ohne Zucker, Marmelade und Butter auskommen. Das konnte man langfristig mit Zucker beginnen und später mit den anderen Zutaten fortsetzen. Brot ließ sich scheibenweise sammeln und sicher vor Mäusen aufbewahren; von den eigenen Leuten war nichts zu befürchten, das traute sich niemand. Außerdem ließ sich manches durch Tausch mit den Zigarettenrationen bewirken, die in den letzten Monaten ausgegeben wurden.

Die Rezeptur sah nun vor, das Brot zunächst braun zu rösten (am Ofen) und dann zu zerkleinern. Mit Reibeisen oder ähnlichen Werkzeugen wurde das Röstbrot zerkleinert und danach mit Wasser und Zucker zu einer festen Masse verarbeitet. Daraus entstand ein brauner bis tiefbrauner Teig, der sich formen ließ und durch den Zucker fest wurde. So konnten Tortenkörper geformt werden, die auf einem Brettchen oder einer Pappe Platz fanden. Jetzt kam die Butter, zu Creme verrührt, obenauf, sie ließ sich je nach Zusatz einfärben, weiß nur mit Zucker, rot mit Marmelade oder braun mit Kaffee-Ersatzpulver. Das wurde nun mehr oder weniger kunstvoll auf den Tortenkörper aufgetragen, mit Messer, Spritze oder ähnlichen Geräten, und schon war die Torte auf das allerfeinste verziert und wurde ihrem Namen einigermaßen gerecht.

Es war in der Baracke der Kartoffelschäler eine vorweihnachtliche Stimmung, die Bäckerei hatte alle erfaßt. Mancher konnte sich nicht beherrschen und hat den ganzen Krempel sofort aufgegessen, andere lehnten es ab, aber fast alle wollten diese Art von Weihnachtsvorbereitung nicht weglassen. So war eine diebische Freude auf den Heiligen Abend entstanden, und die Feststimmung hat ganz gewiß auch durch diese kleine »Verrücktheit« einen Höhepunkt gehabt.

Ich weiß nicht mehr, mit welchen Mitteln wir Weihnachtsbäume imitiert hatten, aber es gab solche Bemühungen, und irgend ein

Symbol, dem Weihnachtsbaum ähnlich, wurde gebastelt oder organisiert. Wir haben Weihnachtslieder trotz patrouillierender Postensungen, und manches Lied mußte unterbrochen werden, weil ein Russe auf der Lagerstraße gesichtet wurde. Wenn er außer Sicht- und Hörweite war, konnte die stille Feier weitergehen.

War nun gar die ganze Baracke, wie bei den Kartoffelschälern, zur gemeinsamen Weihnachtsfeier versammelt, konnten solche Feste trotz Heimweh und Trennungsschmerz zur guten Stimmung beitragen. Wenn dann manch einer vor die Baracke ging und in den Sternenhimmel schaute, waren auch einige Tränen in die Weihnachtlichkeit gekommen, die mit ihrem salzigen Geschmack Bedenken und Traurigkeit weckten.

Aber schon der Alltag riß uns aus dieser Stimmung. Das Lager wollte essen, also wurden geschälte Kartoffeln gebraucht, und das war nur durch unserer Hände Arbeit möglich.

In all den Tagen war bei uns die Angst vor der Tuberkulose nie gewichen. Wir waren als Küchenarbeiter verständlicherweise bei den ersten Reihenuntersuchungen mit dabei, und ich entsinne mich noch sehr genau an Prof. Keller, einen Leipziger Mediziner, der diese Untersuchungen durchführte. Es war schon für uns ein Ereignis, das Röntgen als Durchleuchtung mitzuerleben. Der etwas kleine »große« Professor mit dem schwarzem Haar und dem schwarzen Schnurrbart war uns gegenüber sehr aufgeschlossen.

»Hier, schaut her, was der schon alles gegessen hat«, sagte scherzend Prof. Keller. »Ihr seid, Gott sei Dank, recht gut in Schuß«, rief er erfreut aus. »Das ist mir lieber, als jemanden auszusortieren.« »Woran erkennt man denn nun einen Lungenschaden, Herr Professor?«, fragte einer aus unseren Reihen. »Na, dann komm mal her, Dieter!« und der Professor steckte unseren Dieter nochmal hinter das Gerät und zeigte uns Flecke auf der Lunge, die sich zu Herden entwickeln könnten. »Wir nennen das ein Infiltrat und haben dann die erste Phase einer Tbc-Erkrankung. Kapselt der Körper diese Stelle selbst ein, dann ist er noch gesund und kann Selbstheilungskräfte aktivieren«, erläuterte er uns. »Nun aber raus hier, diese Strahlen sind nicht ungefährlich«, und unser Professor drängte uns in einen Nebenraum.

»Wir richten jetzt Steinbaracken her für die Unterbringung von Tbc-Kranken der ersten Phase. Damit ist eine Trennung von offener und geschlossener Tbc möglich, und die Heilungschancen der frisch Infiltrierten sind größer, weil schon die bessere Lazarettverpflegung helfen kann.« Er versuchte, uns die Zusammenhänge zu erläutern und

nahm uns gleichzeitig etwas die Angst vor dieser verheerenden Krankheit.

Da die Russen noch größere Angst vor der Tbc hatten, ging auch das Konzept des Professors und seiner Ärzte auf. Die neben dem Lazarett eingerichtete Tbc-Quarantäne nahm in kurzer Zeit mehrere Steinbaracken in Anspruch und erschreckte die russische Lagerführung ganz erheblich. Durch die Röntgen-Untersuchungen konnten schon entstehende Erkrankungen erkannt werden. Die Kranken wurden nach Schwere der Ansteckung in Kategorien eingeteilt und so in verschiedene Stationen eingewiesen. Sie erhielten alle die Zusatzverpflegung und konnten so, ähnlich wie in einer Lungenheilstätte, durch Ruhe und viel Sauerstoff ihre Krankheit mit teilweise gutem Erfolg bekämpfen. Das war für die so erkannten Kranken nicht einfach, denn zunächst hieß es, er hat Tbc. Aber bald konnte der Betreffende erfahren, daß es zu seinem Nutzen war, und mancher wurde so vor dem sicheren Tod bewahrt.

Bleibt noch zu bemerken, daß die wirklich Todgeweihten die Gefangenen mit der offenen Tbc waren. Denn für diese Fälle gab es viel zu wenig Medikamente, und die einzige operative Maßnahme, die durchgeführt werden konnte, war meines Wissens der Lungen-Pneu (pneumothorax), der auf der Basis von Lungenpunktion erfolgte und manchem eine Überlebenschance gebracht hat.

Es ist das absolute Verdienst von Prof. Keller und seinen vielen medizinischen Kollegen und Helfern, dem Wüten der Tbc in den Lagern Mühlberg und Buchenwald eine, wenn auch bescheidene Schranke gesetzt zu haben. Viele Gefangenen verdanken diesen mutigen Helfern ihr Leben oder wenigstens den Aufschub bis zur Entlassung und der sich daran anschließenden Heilbehandlung in den Heimorten.

## WANDLUNGEN

In diesem Abschnitt soll von Wandlungen der russischen Lagerführung berichtet werden, deren Auslöser uns nie so recht bekannt wurde. Sie waren spürbar nach der ersten Auflösung von Speziallagern, für uns war das die Zeit in der zweiten Hälfte 1948 bis Anfang 1949.

Im vorigem Abschnitt erwähnte ich bereits die »Herrenhuter Brüdergemeinde« und ihre gläubigen Schriften im Lager. Es hatte sich ein »religiöses Gewissen« gemeldet in Deutschland. Bischof Dibelius

und Probst Grüber haben durch bewußtes Auftreten erreicht, daß sie in Sachsenhausen Zugang zum Lager erhielten. Auch der Thüringer Landesbischof hatte, angespornt durch seine Amtsbrüder, die Genehmigung zu einer Predigt im Lager Buchenwald erhalten.

Eine Wandlung in der Denkweise der Lagerverwaltung oder ihrer obersten Dienstherren mußte eingetreten sein. Es gab auch zu dieser Zeit geheime bzw. interne Befehle der russischen Führung, die sich mit den Speziallagern befaßten. Wenn man bedenkt, daß es ein Verbot gab, bei Leichenbestattungen das Zeichen des Kreuzes zu benutzen, und Monate später in den Lagern hohe kirchliche Würdenträger predigen durften, dann war dieser Sinneswandel wohl auf ein politisches Zeichen zurückzuführen.

Wie auch immer, viele haben die Gelegenheit benutzt, um außerhalb der Baracke, in einer Art Sporthalle oder Kinosaal, den Gottesmann zu erleben. Wir und viele Jugendliche blieben jedoch fern und fanden zur damaligen Zeit nichts Bedeutungsvolles an dieser Neuerung, die übrigens auch keine Dauereinrichtung wurde.

Das gilt auch für die wenigen Kinoveranstaltungen, die in eben dieser Halle durchgeführt wurden. Es wurden zwei Filme gezeigt, der »Nürnberger Prozeß« und »Begegnung an der Elbe«. Diese Veranstaltung ließen wir uns nicht entgehen, und wir waren nach vielen Monaten wieder einmal Kinobesucher. Alles hatte den Charakter einer Großveranstaltung mit Riesenleinwand und schlechter Wiedergabetechnik. Außer der Filmhandlung über die historische Begegnung an der Elbe hat mich dabei die Filmmusik stark beeindruckt. Für mich blieb in bester Erinnerung die Musik von Beethoven aus der 5. Sinfonie. Ich wußte damals nicht, was sinfonische Musik ist, was sie bewirkt. Sie hat mich aber so fasziniert, daß ich mehrere Monate nach meiner Entlassung immer auf der Suche nach dieser Musik war. Erst viel später habe ich mit meinem Bruder Gerhard ein Sinfonie-Konzert in Leipzig besucht und dabei mit dem Gewandhaus-Orchester dieses gewaltige Beethoven-Werk erlebt. Bis zu meiner ersten eigenen Schallplatte und der Wiedergabetechnik vergingen noch viele Monate. Trotzdem erinnert mich die 5. Sinfonie immer an den Abschnitt meines Lebens, der für mich sehr prägend und bestimmend war. Ich sagte bereits in vorstehenden Abschnitten, daß das Erleben von klassischer Musik für mich immer ein Ohrenschmaus war. Dabei spielen besonders Musikererlebnisse aus der Lagerzeit eine dominierende Rolle.

Zu den Wandlungen in dieser Zeit zählte auch die Ausgabe von Zeitungen, die für uns Gefangenen zu einem völlig neuem Ereignis wurde. Wenn anfänglich noch die ausgegebene Stückzahl gering war und ein Vorleser benötigt wurde, so hat doch im Laufe der Zeit auch ein individuelles Zeitungsstudium überhand genommen. Damit war dann auch der Zugang zum Anzeigenteil der »National-Zeitung« für jeden möglich. Die anfängliche Verschlüsselung wurde später aufgegeben, und so wurde z. B. direkt mit dem Namen »Herbert« begrüßt von seinen drei Kindern und der Mami aus Leipzig.

Vielleicht gehörte auch etwas Mut von dem Anzeigen-Redakteur dazu, solche konkreten Texte zu veröffentlichen. Auf alle Fälle hat mancher Gefangene auf diesem Weg erfahren, daß seine Lieben noch am Leben sind und auf ihn warten. Es war eine viel benutzte Form, über die Zeitung jemanden in dieser ausweglosen Lage zu grüßen.

Auch Veröffentlichungen, die die Auflösung der Speziallager ankündigten, besonders Hinweise aus der »Täglichen Rundschau« zu diesem Thema, wurden stark diskutiert und nährten natürlich wieder die Gerüchte. So war auch manche Persönlichkeit aus der deutschen Lagerleitung bereits vor der Jahreswende 1949/50 bereit, optimistische Äußerungen zu verstreuen, die mit der Auflösung der Lager im Zusammenhang standen. Es blieb auch einigen Leitern nicht verborgen, wie Vorbereitungen besonderer Art auf Entlassungen schließen ließen, z. B. der Druck von 10 000 Entlassungsscheinen, die die Unterschrift der Landespolizei Thüringens trugen und in Deutsch abgefaßt waren.

Innerhalb des Lagers wurden aber auch Gerüchte zur Wirklichkeit, als nämlich in lagereigenen Werkstätten Anzüge geschneidert wurden, die für die Entlassung bestimmt waren. Die Knöpfe dieser Anzüge wurden in der Drechslerei schon Monate vorher angefertigt. Sie sahen übrigens phantastisch aus, diese Anzüge, kaffeebraun mit Nadelstreifen und gebeizten Holzknöpfen, im Trend der damaligen Zeit. Ich habe diesen Anzug nach Jahren einmal zum Fasching getragen, übrigens mit großem Erfolg.

Es war also schon einigen Leuten im Lager klar, daß etwas Großes in Aussicht stand. Nur wir waren, wie immer, skeptisch gegenüber solchen Nachrichten, wurden aber dann doch von der Entlassungswelle überrascht. Daß es die Auflösung des Lagers Buchenwald werden sollte, konnten wir genau so wenig ahnen wie die Tatsache, daß damit eine unglückselige Zeit unseres Lebens im Begriff war zu enden.

## WEIMAR – LEIPZIG EIN NEUER ANFANG

Viele Gerüchte, Spekulationen und Vermutungen häuften sich am Ende des Jahres 1949. Die Gerüchteküche brodelte, und alles deutete auf eine umwälzende Veränderung hin. So auch wenige Tagen vor Weihnachten, die Kartoffelschäler machten sich fertig zum Abmarsch, es waren noch einige Minuten Zeit zum Schwätzen und Klapsen.

Dieter rief mir zu: »Dort kommt Werner, den hauen wir mal an!« Fritz Kunz war sofort dabei, und wir drei machten uns bemerkbar. »Der weiß manchmal mehr als wir. Seit er Zonenleiter ist, ist er schlauer«, sagte ich zu meinen zwei Schälkumpels.

Es handelte sich um den schwarzen Werner (Name erfunden), den bewußten Widersacher des deutschen Lagerleiters Haller von Mühlberg, der später abgesetzt und verurteilt wurde. Der schwarze Werner, als Mitwisser und Widersacher seinerzeit von Haller erkannt, mußte mehrere Monate im sogenannten Isolator sitzen, bis es ihm gelang, irgend einem »Politnik« ein verfängliches Foto aus Hallers Fremdarbeiterlager unter die Nase zu halten. Dieser soll sich 1943/44 unter einem Galgen in Positur gestellt haben und mit mehreren Exekutierten auf einem Foto zu sehen gewesen sein. Was davon stimmt oder nicht, wird wohl nie mehr zu erfahren sein.

Werner hatte jedenfalls etwas in dieser Richtung in der »Hinterhand« und wollte Nutzen daraus ziehen. Der Schuß wäre bald nach hinten losgegangen, wenn Haller damals in Mühlberg nicht abgelöst worden wäre. Nun hatten die Russen aber schnell erkannt, daß der Besitzer solcher Fotos ja auch in dem Fremdarbeiterlager gewesen sein mußte, denn die armen Teufel hatten damals bestimmt keine Fotoapparate. Diese Vermutung bestätigte uns Werner im anschließenden Gespräch.

»Hallo, Werner«, rief Dieter, »wie lange geht es denn noch hier, es werden ja tolle Sachen erzählt!« »So schlecht sieht es für euch nicht aus, Jungens. Guten Morgen erst mal!«

Werner hatte sich fein gemacht. Er bevorzugte schwarz. Man hatte ihm eine Art Hilfsuniform gestattet, auf der die knallrote Armbinde des Zonenleiters leuchtete. Seine verkrüppelte Hand steckte er immer geschickt in die Manteltasche, etwas eitel war er schon. »Wenn ihr Schwein habt, geht ihr Anfang Januar ab in Richtung Heimat!«,

rief er uns voller Optimismus zu. »Mensch, das quatschen manche schon vier Jahre lang«, sagte Fritz. »Wenn sich die vielen Entlassungsparolen erfüllt hätten, wäre ich jetzt schon verheiratet!« »Nee, nee, diesmal ist was dran, Glück für euch«, sagte Werner.

»Und Glück für dich? Wie ist das?«, fragte ich dazwischen. »So leicht wird das nicht werden. Ihr kennt doch die Haller-Affäre. Ich war auch in diesem Lager, aber nicht als Gefangener«, sagte Werner zu unserer Verblüffung. »Mensch, guckt mich nicht so an, ich habe niemanden aufgehängt, aber als Mitglied der Lagermannschaft bin ich für die Russen immer verdächtig.« Werner machte ein ziemlich hoffnungsloses Gesicht, er wußte, daß für ihn das »Rennen« noch nicht gelaufen war. »Ein Politnik hat mir vorige Woche erzählt, daß alle noch belasteten Personen an die deutschen Behörden übergeben werden«, informierte uns Werner. Das war auch wirklich der Fall, wie wir nach wenigen Wochen wußten. Das Lager wurde geräumt, und wer nicht frei kam, landete in Bautzen.

»Für euch erst einmal etwas Positives, haltet durch und macht keinen Ärger mehr, damit ihr euch nichts versaut. Und bitte kein Wort an andere, es soll noch nicht an die Öffentlichkeit. Los, eure Kolonne rückt aus, macht's gut, Jungens!« Es war ein eigenartiger Abschied, wir haben ihn nie wieder gesehen, denn schon nach wenigen Tagen lief das große Entlassungskarussell an. Dieter sagte noch im Gehen zu uns: »Der muß aber Dreck am Stecken haben, wenn er schon soviel weiß über sich!« »Aber er sieht es ganz nüchtern und realistisch«, meinte Fritz. »Wer weiß, wie er zu diesem Posten gekommen ist. Immerhin war er Soldat und eingezogen wie unsere Väter und Brüder. Er dachte bestimmt, daß er nun nicht den Heldentod sterben muß, und nun kann es ihn doch noch erwischen.« Wir wissen heute, daß von den Bautzenern von Anfang 1950 noch manche bis nach Sibirien gekommen sind, viele davon ohne »Rückfahrkarte«.

Selbstverständlich waren auch alle anderen Kartoffelschäler von Gerüchten und guten Hoffnungen erfüllt, aber so recht glauben wollte es keiner. So war es dann in den ersten Januartagen auch für uns noch ziemlich überraschend, als es nach namentlichen Aufrufen hieß, alles Persönliche einzupacken und Abmarsch zum Lagertor. Wieder ging es über den berüchtigten Appellplatz zum großen, roten Lagertor. An diesem Tag war ich die Nummer 9 und Siegfried Nummer 11, es war der 16. Januar 1950. Wir durchschritten einzeln das Tor und mußten zur Einkleidung in eine Baracke vor dem Tor. Dort empfin-



Rechter Zeigefinger

Linker Zeigefinger

*W. Kretschmar*  
(Unterschrift des Kennkarteninhabers)

**Leipzig**, den **20. 7. 45.** 19.....

**Der Polizeipräsident zu Leipzig**  
— Kennkarten-Abteilung —  
(Ausstellende Behörde)

*J. A. Schmidt*  
(Unterschrift des ausfertigenden Beamten)

Dienststempel

Wolfgang Kretschmar kurz vor seiner Internierung  
(Aus der Kennkarte, ausgestellt vom Polizeipräsidium zu Leipzig  
am 20. Juli 1945)

**Bescheinigung**

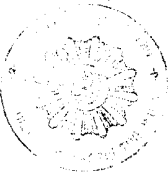
Hiermit wird bescheinigt, dass Herr, Frau Frau Fretschmer, Wolfgang geb 1930  
(Vor- und Zuname)

aus dem Internierungslager entlassen ist und sich auf dem Heimwege nach Leipzig Nr 26  
Quasar Schmollers Nr. 8 befindet.  
(genaue Adresse)

Diese Bescheinigung berechtigt Obengenannten, die Eisenbahn zu benutzen. Als Personal-  
ausweis kann sie nicht dienen.

16. Januar 1950.

**Landespolizeichef**  
des Landes Thüringen



*[Handwritten signature]*

Entlassungsbescheinigung vom 16. Januar 1950

gen wir den schon beschriebenen »Braunen« mit Nadelstreifen, irgendwelche Billigschuhe und einen Mantel.

Das ging alles so schnell, daß weitere Einzelheiten gar nicht mehr registriert wurden. In bester Erinnerung ist mir noch eine Abschiedsansprache eines dicken Majors oder Oberst, der uns über Dolmetscher als wichtigste Information mitteilte, daß alles, was hier geschehen ist, niemanden etwas angeht und dieses Gebot strengstens zu beachten sei.

Na gut, von uns aus, Hauptsache, die Fuhr geht bald ab. Der Bus stand schon bereit. Einsteigen! Türen schließen! Abfahren! Immer noch saßen die Russen in unserer Nähe, im Bus, an den Türen und am Haltepunkt in der Nähe des Weimarer Bahnhofs. Den Entlassungsschein hatten wir schon in der Hand, wir konnten ihn sogar lesen, er war von der Thüringer Landespolizei (!) ausgestellt.

War es das schon? Immer noch Skepsis bei vielen im Bus. Jetzt wurde ein Lied angestimmt. »Es geht ins Sachsenland, ins schöne Heimatland«, und alle stimmten begeistert mit ein, kein Russe verbot uns, unsere Stimmung zum Ausdruck zu bringen. »Rodina, domoi, da!«, riefen sie uns zu. Sie hatten selber Heimweh und konnten sicher unsere Freude verstehen.

Als der Bus endlich unten war in Weimar, kam das Aussteigen und dann nichts wie weg; keiner hielt uns, nur fort von hier. »Los Siegfried, wir holen uns erst einmal eine Fahrkarte nach Leipzig!« Also vorwärts zum Fahrkartenschalter, der Bus und die Russen interessierten uns nicht mehr, nur weg! »Achtung! Aufgepaßt, wir haben kein Geld und fahren auf den Entlassungsschein«, sagte Siegfried zu mir, und wir konnten auch den Eisenbahner am Schalter davon überzeugen. Hatte er Mitleid mit uns? Oder war das etwas Neues, was noch nicht in der Richtlinie stand? Wir hatten auf alle Fälle eine Freifahrt nach Leipzig und unser Wegegeld von 20,- Mark noch komplett in der Tasche.

Bis zur Abfahrt nach Leipzig war noch viel Zeit, und wir mußten ja nun einmal unsere Freiheit ausprobieren. Ein dritter Mann aus dem Lager gesellte sich zu uns: »Los, wir müssen mal was einkaufen!«, rief er uns zu, »Geld haben wir ja!« Also in die Bahnhofstraße und rein in den ersten HO-Laden der Stadt Weimar. Die Läden waren gerade erst eingerichtet worden und führten Waren ohne Abgabe von Lebensmittelmarken, allerdings zu erhöhten Preisen. Ein Gebäckstück »Schweinsohr« kostete 3,50 Mark, und das war mein erstes Geschäft mit der HO (Handelsorganisation).

Wir wußten aus Erzählungen, daß es sehr gefährlich ist, wenn plötzlich auf die Magerkost eine »Fettlebe« folgt. Kriegsgefangene erzählten von Bauern, die nach Hause gekommen waren und als erstes ein Stück Butter mit etwas Brot oder Brötchen verzehrt hatten; vom plötzlichen Tod bis zu Magenkrämpfen und ähnlichen Gebrechen reichten die phantasievollen Berichte. Wir wußten Bescheid und haben unser Verlangen in Grenzen gehalten, eine Bockwurst war dann noch das höchste an Kalorien, die wir uns leisteten. Der dritte Kumpel wollte unbedingt einen »Schluck« nehmen, er war auf dem Gebiet schon erfahrener als wir. Er kaufte sich einen »Flachmann« in der HO, da sind seine 20,- Mark fast alle gewesen. »Na, dann Prost auf die neue Freiheit!«, sagte er zu uns und hatte sich selbst mit der kleinen Flasche zu viel zugemutet. Wir wissen nicht mehr, ob er pünktlich am Bahnhof war. Wir zwei blieben ohne Alkohol an diesem Tag. Von der schönen Dichterstadt Weimar haben wir hingegen nicht viel gesehen, nicht mal bei Goethe waren wir Kunstbanausen. Als Trost sei gesagt, daß Weimar in diesen Jahren ja auch noch sehr beschädigt war, wir aber auch mit Goethe und Schiller nicht viel anfangen konnten.

Also auf zum Bahnhof, und im Zug hatten wir ja auf den Holzlaten der 3. Klasse noch einige Stunden zu fahren, die Reichsbahn war damals auch nicht die schnellste. »Ja, Siegfried, nun geht es wirklich ins Sachsenland«, bemerkte ich zu meinem Spannemann, der schon müde war von der neuen Anspannung des ersten Tages in Freiheit. So merkten wir auch nicht im Hindämmern, daß die Mitreisenden uns argwöhnisch musterten.

Als wir wieder einmal die Augen anhoben, kamen die ersten neugierigen Fragen. Auch hier kam, wie später noch öfters, die Antwort: »Mensch, Buchenwald ist doch 1945 geräumt worden, da ist eine Gedenkstätte im Bau!« Erst unser Entlassungsschein wußte zu überzeugen. Etwas Ungläubigkeit blieb doch zurück, aber für uns blieb auch Buchenwald zurück, wir fuhren unserer Heimat entgegen. »Haben denn die Russen ein neues Lager gebaut?«, fragte uns ein alter Mann. »Nein, genau das alte vom Adolf wurde benutzt!« »Da seid ihr wohl Nazis gewesen?«, war die Gegenfrage. »Na überlegen sie einmal, mit 14 Jahren Nazi, wie geht das? Wir waren unter Werwolf-Verdacht eingelocht«, sagte Siegfried. »Werwolf? Was ist das?«, wollte ein Jugendlicher wissen. »Siehst du, so ging es uns auch«, gab ich zur Antwort. »Alle, die nach 1945 noch bewaffnet waren, wurden wie Partisanen behandelt und verhaftet.« »Aber da gab es doch viele, die noch Waffen hatten«, sagte der Junge. »Da oben gab es ja auch viele, die festsaßen«, endete Siegfried.

Wir merkten, daß das Gespräch langsam gefährlich wurde, denn wir wußten ja von unserer Schweigepflicht und bogen deshalb die Diskussion auf Essen und Geldverdienen ab. Eine freundliche Bäuerin, die mit im Abteil saß, hatte die gefährliche Situation ebenfalls erkannt und packte ein herrlich duftendes Paket mit Leberwurstsemmeln aus. Sie bot uns etwas an, und für uns war das wie Weihnachten und Ostern zugleich.

Die Bäuerin merkte an unseren Augen, daß sie etwas Gutes für uns in ihrer großen bunten Tasche hatte. »Habt ihr denn wenigstens gut gegessen in dem Lager?«, wollte sie wissen. »Na, »gut« ist eine berechtigte Frage«, sagte ich als Antwort. »Wir haben weniger gehabt als ihr hier in Thüringen, aber es reichte zum Überleben.« Wieder war das Gespräch gefährlich festgefahren, und unsere Verpflegungsmutter merkte das mit ihrem feinen Instinkt und sagte: »Hier, nehmt noch jeder eine Semmel!« Eine hervorragende Idee, wir ließen uns nicht zweimal schuppsen, leider ist die freundliche Frau schon in Apolda ausgestiegen.

Derweil rollte der Zug immer weiter auf unsere Heimatstadt zu, neue Reisende kamen hinzu, und das Thema Buchenwald hatte sich heißgelaufen. Wir konnten nun in aller Ruhe die vorbeifliegenden Felder, Dörfer und Wälder betrachten. Oben am Hang grüßten die Burgen Saaleck und Rudelsburg, wir waren im Tal der Saale; Bad Kösen mit dem herrlichen Blick auf den Fluß und das Gradierwerk. Es war ein Bild, das ich später immer wieder gern sah, mit blühenden Obstbäumen oder erntereifen Feldern oder im Herbstlaub, immer ein lieblicher Anblick. Aber wir hatten ja Januar mit einigen schmutzigen Schneefetzen auf manchen Feldern, und der Himmel war wintergrau, es waren noch einige Monate Zeit bis zum schönsten Abschnitt des Jahres.

Wir konnten ruhig zum Fenster hinausträumen und ließen uns vom Auf-und-Ab der Telegraphendrähte entlang der Bahnstrecke unterhalten, ein Anblick, der an die ersten Bahnfahrten in den Kindertagen erinnerte. So erreichten wir bald die Peripherie von Leipzig und erblickten schon Altbekanntes: Böhlitz-Ehrenberg und Leutzsch, Wilder Mann, Scherbelberg, Rosental und Möckern. Hier roch es nach Heimat, nicht weit weg von Wahren. Noch Gohlis und Eutritzsch, und der Zug bremste schon seine Geschwindigkeit, untrügliches Zeichen für das Erreichen von Leipzig-Hauptbahnhof.

Da steht er nun, der alte Riesenbahnhof, grau in grau, noch zerstört von den Bomben, kein Dach über dem Querbahnsteig, aber schon viele Reisende. Was wollen sie alle in Leipzig? Wir hatten einen wichtigen Grund! »Siegfried, wir sind da! Nun noch die letzte Etappe!«, rief ich beim Aussteigen. »Wir müssen uns irgendwie anmelden«, sagte Siegfried zu mir. »Die fallen ja ohne Vorwarnung in Ohnmacht zu Hause. Besonders dein Vater mit seinem kranken Herzen!« »Ja, du hast recht, aber wo sollen wir anrufen?« »Bei Schieblers, die sagen Bescheid, und wir erschrecken unsere Leute nicht so sehr.«

Also Telefon suchen und die Nummer vom Nachbarn und dann die ungläubigen Fragen: »Wo seid ihr?« »Wann seid ihr hier?« Daß die Benachrichtigung geklappt hatte, merkten wir beim Fußmarsch in die Siedlung. Wir mußten von der Straßenbahn noch 20 Minuten laufen; auf dieser Strecke kam uns schon mein Bruder Gerhard entgegen, er war also bestens informiert, wer da auf die Siedlung zumarschierte.

Dann das Wiedersehen mit den Eltern und Geschwistern, wir waren glücklich alle miteinander, und Tränen der Freude hielten wir nicht zurück. Endlich daheim!

DAS  
LEBEN  
DANACH



NACH dem 1994 fertiggestellten Erlebnisbericht »... zum Sterben zu jung« bot es sich an, eine Fortsetzung zu schreiben, weil viele Freunde, die diesen Bericht aufmerksam gelesen hatten, der Meinung waren, daß jetzt über »das Leben danach« berichtet werden müßte. »Wie bist du damit fertig geworden?« oder »Welche Schwierigkeiten wurden dir gemacht?«, waren die am meisten gestellten Fragen nach dem Lesen des Erlebnisberichtes.

Ich will daher versuchen, in diesem Bericht auf die Auswirkungen der Internierung, speziell unter dem Gesichtspunkt des persönlichen Vorankommens, einzugehen. Dabei läßt es sich nicht vermeiden, daß auch manche Abschnitte wie ein Lebenslauf zu lesen sind. Es nehmen jedoch die Menschen, die mir dabei behilflich waren, das neue Leben zu meistern, einen beachtenswerten Raum ein. Ich will ihnen auch ein wenig Dank sagen für ihre – vielleicht auch ungewollte – Hilfe und Unterstützung.

### *Der Anfang nach Buchenwald*

Nach den anfänglichen Schwierigkeiten, die mit unserer Entlassung aus dem Konzentrationlager Buchenwald verbunden waren, hatten wir, Siegfried Freyer und ich, nun unseren Weg zu gehen. Behörden und Ämter mußten von uns besucht werden, und das Einleben fiel uns nicht leicht. Wir mußten die Spielregeln eines Staatsbürgers erlernen und konnten uns nicht mehr in gewohnter Weise benehmen.

Bei einem Besuch im Wahrener Rathaus ist es mir immer wieder passiert, daß ich schon besonders aufgeregt war, als ich den Raum der jeweiligen Abteilung betrat. Ich konnte manches nicht begreifen, verging mich im Ton und habe bestimmt die Mitarbeiter schockiert, wenn ich dann unbeherrscht losbrüllte. Vielleicht war das so, weil ich mit Büromenschen nichts zu tun hatte, oder es war einfach Unverständnis gegenüber den vielen Fragen und Schwierigkeiten, die sich vor mir auftürmten, verbunden mit dem verständlichen Mißtrauen der Büromenschen zu einem »Zuchthäusler«. Hätte man verständnisvolle Menschen auf den Ämtern angetroffen, die einem offen begegnet wären, dann wäre auch dieser Prozeß besser zu meistern gewesen. Ein Mann vom Arbeitsamt Leipzig hat da von mir wesentlich bessere »Noten« bekommen, weil er es verstand, mit mir zu sprechen. Die



Sympathie geht so weit, daß ich heute nach fast fünfzig Jahren noch seinen Namen weiß, es war der Herr Leichsenring. Dieser Mann spielte bei der Berufswahl eine entscheidende Rolle, was im Abschnitt Berufsleben nachzulesen ist.

Ich hatte also in den ersten Januartagen des Jahres 1950 viel zu ertragen, aber auch zu erlernen. Zu allem Überfluß war es ziemlich kalt und unfreundlich, ein mieses Wetter herrschte und Schnee lag in der Luft. Ich war somit immer froh, wenn ich eine weitere Hürde auf den Ämtern genommen hatte und in die Ruhe und Wärme meines Elternhauses zurückkehren konnte. Diese Geborgenheit und persönliche Zuwendung war in dieser Zeit wohltuend, kam doch auch das Essen und die notwendig Bekleidung ebenfalls von meinen Eltern, da ich ja völlig mittellos war. Was die Verpflegung anbelangte, konnte man damals ohnehin nicht im Überfluß leben, aber aus falsch verstandener Fürsorge ist damals mancher heimkehrende Gefangene zu Tode gefüttert worden. Viele Menschen glaubten, daß jetzt ein ganzes Stück Butter, alleine verspeist, am besten helfen würde gegen die Unterernährung. Das brauchte ich daheim nicht zu befürchten, weil das gar nicht möglich war. Wohl aber hatte man Honig und Ziegenmilch zur Verfügung und konnte mich damit zusätzlich versorgen. Äpfel und Obst aus dem eigenen Garten und manches Glas Eingemachte wurde aus der Vorratskammer geholt, und ab und zu bereicherte ein selbstgebackener Kuchen die Ernährung des »Ausgehungerten«. Wenn man bedenkt, daß es damals noch Lebensmittelmarken gab und man sich auf der Straße zurief, daß es im Konsum Eier oder Käse gäbe, so sind die Anstrengungen erst im richtigen Licht zu sehen, die damals meine Eltern unternahmen, um mich wieder auf Normalgewicht zu bringen.

Etwa in dieser Zeit, also am Ende des Monats Januar, gab es für Siegfried und mich einen sehr aufregenden Besuch. Die »Leipziger Volkszeitung« schickte uns einen Reporter auf den Hals, um einmal in der sozialistischen Presse zu zeigen, wie locker man mit dem Thema Internierungslager umgehen kann. Unter der Überschrift »Entlassene Internierte widerlegen die Westpresse« wurde ein Artikel verzapft, der unsere Aussagen zum Lageraufenthalt in wohlgesetzten Worten darstellte und aus denen man annehmen konnte, daß es wohl so schlimm gar nicht gewesen sei. Dem Siegfried hatte man einen Redeschwall »untergelegt«, so viel sagte der an sich ruhige Mensch vielleicht innerhalb von drei Tagen. Entscheidende Aussage sollte sein, mit unseren Worten die Behauptungen von

# Entlassene Internierte widerlegen die Westpresse

Wir widerlegen uns mit den ersten Entlassenen aus den Interniertenlagern

Ernst-Hasse-Straße 6 ist ein kleines Siedlungs-  
haus im Norden Leipzigs. Groß war die Freude in  
der Familie Freyer, als am Dienstag plötzlich ihr  
Junge vor dem Gartentor stand. Auch er war  
am 21. 1. 1950, die nach dem Beschluß der Sowjet-  
regierung aus den Interniertenlagern entlassen  
worden. Im Jahre 1945 war Siegfried unter Wer-  
wolfverdacht verhaftet und in das Lager Mühlberg  
gebracht worden. Doch lassen wir ihn dazu selbst  
zu Wort kommen:

„In Mühlberg waren wir in Holzbaracken unter-  
gebracht. Zur Arbeit gezwungen wurde niemand,  
aber wer arbeiten wollte, erhielt natürlich Beschäfti-  
gung. Ich selbst war als Autoschlosser tätig. Die  
Verpflegung entsprach den jeweiligen Rationsätzen  
der Bevölkerung. Wer von den Internierten arbeitete,  
wurde sogar nach der damaligen Kartengruppe 3  
verpflegt. Die ärztliche Behandlung war außer-  
ordentlich gut. Das Lager verfügte über Sanitäts-  
stuben, Ambulanzen und ein eigenes Lazarett, in  
denen uns jegliche ärztliche Hilfe zuteil wurde.“

„Später kamen wir dann in das Lager Buchenwald.  
Auch dort war Verpflegung und ärztliche Für-  
sorge einwandfrei. Wir verfügten über eine Lager-  
selbstverwaltung, die die Arbeitswilligen zu Ar-  
beiten innerhalb des Lagers heranzog. Auch Filme wur-  
den in Buchenwald ab und zu gezeigt. Ich selbst  
habe den »Nürnberger Prozeß« und die »Bop-  
pung an der Elbe« gesehen. Was die Westpresse  
über Buchenwald schreibt, sind offensichtlich Lügen.  
Man kamnte dort weder Schweigelager, noch ist  
mir während meiner Internierungszeit ein einziger  
Fall von Mißhandlungen bekannt geworden. Wir  
konnten regelmäßig die Tageszeitungen lesen und  
verfolgten mit regem Interesse den Aufbau unserer  
Heimat.“

„Als wir Siegfried schließlich nach seinen Plänen  
fragen, meinte er, daß er sich jetzt vor allem selber  
weiteren Berufsausbildung widmen will. Er hat  
Werkzeugbau gelehrt, und da gerade dieser  
Handwerker gebrannt wird, bietet sich ihm gute  
Arbeitsmöglichkeiten. An Film und gutem Willen  
wird es Siegfried dabei sicher nicht fehlen lassen.“

Wenige Schritte weiter, in der Gustav-Schubert-  
Straße 8, wohnt Wolfgang Kretschmar, er  
war mit Siegfried Freyer im gleichen Lager. Liest  
sich er in der Heimat. Die genaue Gesichterfarbe,  
der wolle Haarschnitt entsprechen so er nicht dem  
der wolle Haarschnitt entsprechen so er nicht dem  
der wolle Haarschnitt entsprechen so er nicht dem

„Wir haben die Berichte von Probst  
Griber und Biedhoff Dr. D. Dibelius über ihren Be-  
such im Lager Sachsenhausen gelesen“, bestätigt  
Wolfgang Kretschmar, „bei uns hielt der Leiter-  
bischof von Thüringen die Weilandtsprache, das  
was konnte aber im Stillen, was die  
hauptangabe der Westpresse, daß den Gefangenen  
einige vorher erkrankte Häftlinge vorgelegt  
worden seien, ist ein wahres Wort. Die drei  
Pflöge haben jedenfalls das Lager Buchen-  
wald frei durchstreifen können.“

„Wolfgang ist noch ein junger Mensch. Die vergan-  
genen Jahre im Interniertenlager sind ganz für  
ihn nicht leicht gewesen. Aber er hat aus ihnen eine  
enige Jahre gezogen. Nie wieder wird er sich von  
Kriegstreibern verhetzen und verführen lassen.  
Wolfgang hat erkannt, daß nur die Arbeit für den  
Frieden vorband sein wird. Das heute er nur  
abschließen, als wir uns mit einem herzlichen  
Händedruck und dem besten Wünschen für seine  
Zukunft von ihm verabschiedeten.“

## Gesetze, die dem Aufbau dienen

Warenverkehrs mit der Tschechoslowakei - Deutsche Bauernbank - Förderung der Jugend

Berlin (ADN). Das Amt für Information teilt mit:  
Die Regierung verabschiedete am Donnerstag den  
Entwurf der Gesetzesentwürfe zum Gesetz über die  
Lieferung von Waren bis zum 1. 1. 1950. Weiterhin  
die Lieferungen von Waren bis zum 1. 1. 1950.  
Die Lieferungen von Waren bis zum 1. 1. 1950.  
Die Lieferungen von Waren bis zum 1. 1. 1950.  
Die Lieferungen von Waren bis zum 1. 1. 1950.

der Kredit- und Finanzpolitik mit dem Gesamm-  
schaffen als in das letzte Wort hinein wirken soll.  
Die Gesetzesentwürfe werden mit dieser Hilfe ihre  
Aufgaben besser wahrnehmen können. Ferner  
soll die Regierung sich auf der Tagung der ein-  
heitlichen Union zur Kartellabsicherung in  
Plozen durch Fülle von Vertretern zu lassen. Schließ-  
lich beschloß die Ministerrat des Reichs einen  
entsprechenden Gesetzes, über die Teilnahme  
jüngere Aufbau der Republik und die Förderung  
der Jugend in Schule und Beruf bei Sport und  
Freizeit. Im Zusammenhang damit wurde zur För-  
derung der Wirtschaftlichen Nachwuchs und zur  
Erhöhung des Unterhalts der Studenten im Hoch-  
schulwesen und besonderer Berücksichtigung  
der Ausbildung in der Studiengänge von Arbeiter-  
und Bauern und ihrer Kinder eine Verfügung  
über die Regelung des Stipendienwesens, Hoch-  
schul- und Feststellungen angenommen.

### Madel und Jungen!

Bei eure Isenstellung, die JUNGE  
WELT. Bezieht sich so auf das Deutsche  
Landrätin Phleggen 1950 in Berlin von.

Bitte schreiben  
Zentrale an Berlin 11

»Leipziger Volkszeitung« vom 21. Januar 1950

Ernst-Hasse-Straße 6 ist ein kleines Siedlungs-  
haus im Norden Leipzigs. Groß war die Freude in  
der Familie Freyer, als am Dienstag plötzlich ihr  
Junge vor dem Gartentor stand. Auch er war  
am 21. 1. 1950, die nach dem Beschluß der Sowjet-  
regierung aus den Interniertenlagern entlassen  
worden. Im Jahre 1945 war Siegfried unter Wer-  
wolfverdacht verhaftet und in das Lager Mühlberg  
gebracht worden. Doch lassen wir ihn dazu selbst  
zu Wort kommen:

„In Mühlberg waren wir in Holzbaracken unter-  
gebracht. Zur Arbeit gezwungen wurde niemand,  
aber wer arbeiten wollte, erhielt natürlich Beschäfti-  
gung. Ich selbst war als Autoschlosser tätig. Die  
Verpflegung entsprach den jeweiligen Rationsätzen  
der Bevölkerung. Wer von den Internierten arbeitete,  
wurde sogar nach der damaligen Kartengruppe 3  
verpflegt. Die ärztliche Behandlung war außer-  
ordentlich gut. Das Lager verfügte über Sanitäts-  
stuben, Ambulanzen und ein eigenes Lazarett, in  
denen uns jegliche ärztliche Hilfe zuteil wurde.“

„Später kamen wir dann in das Lager Buchenwald. Auch dort waren Verpflegung und  
ärztliche Fürsorge einwandfrei. Wir verfügten über eine Lager selbstverwaltung, die die  
Arbeitswilligen zu Arbeiten innerhalb des Lagers heranzog. Auch Filme wurden in  
Buchenwald ab und zu gezeigt. Ich selbst habe den »Nürnberger Prozeß« und die  
»Begegnung an der Elbe« gesehen. Was die Westpresse über Buchenwald schreibt, sind  
offensichtliche Lügen. Man kamnte dort weder Schweigelager, noch ist mir während  
meiner Internierungszeit ein einziger Fall von Mißhandlungen bekannt geworden. Wir  
konnten regelmäßig die Tageszeitungen lesen und verfolgten mit regem Interesse den  
Aufbau unserer Heimat.“

Als wir Siegfried schließlich nach seinen Plänen fragten, meinte er, daß er sich jetzt vor allem seiner weiteren Berufsausbildung widmen will. Er hat Werkzeugschlosser gelernt, und da gerade dieser Handwerker gebraucht wird, bieten sich ihm gute Arbeitsmöglichkeiten. An Fleiß und gutem Willen wird es Siegfried dabei sicher nicht fehlen lassen.

\*

Wenige Schritte weiter, in der Gustav-Schmoller-Straße 8, wohnt Wolfgang Kretzschmar. Er war mit Siegfried Freyer im gleichen Lager. Lächelnd steht er in der Haustür. Die gesunde Gesichtsfarbe, der volle Haarschopf entsprechen so gar nicht dem Bild, das die Westpresse ihren Lesern immer noch zu vermitteln versucht. »Es ist uns nicht schlecht gegangen«, versichert Wolfgang Kretzschmar, und er bekräftigt das durch eine Schilderung des Tagesablaufes im Lager. Die Arbeitszeit am Nachmittag dauerte bis halb sechs Uhr; damit war Feierabend. »Es war niemand gezwungen«, versichert Wolfgang Kretzschmar, »im Lager zu arbeiten, und es gab eine ganze Anzahl Häftlinge, die nichts taten. Aber wir Jüngeren beschäftigten uns gern; außerdem verging dabei die Zeit schneller.«

Im Lager Mühlberg, in dem sich Wolfgang Kretzschmar zuerst befand, gestalteten verschiedene eigene Kulturgruppen die Freizeit aus. In Buchenwald gab es Zeitungen, die die Häftlinge eifrig studierten. »Wir haben die Berichte von Probst Grüber und Bischof Dr. D. Dibelius über ihren Besuch im Lager Sachsenhausen gelesen«, bestätigt Wolfgang Kretzschmar. »Bei uns hielt der Landesbischof von Thüringen die Weihnachtspredigt. Jeder von uns konnte daran teilnehmen, und an den Behauptungen der Westpresse, daß den Geistlichen nur einige vorher ausgesuchte Häftlinge vorgestellt worden seien, ist kein wahres Wort. Die drei Thüringer Pfarrer haben jedenfalls das Lager Buchenwald frei durchschreiten können.«

Wolfgang ist noch ein junger Mensch. Die vergangenen Jahre im Interniertenlager sind gerade für ihn nicht leicht gewesen. Aber er hat aus ihnen eine ernste Lehre gezogen. Nie wieder wird er sich von Kriegstreibern verhetzen und verführen lassen. Wolfgang hat erkannt, daß nur die Arbeit für den Frieden von Bestand sein wird. Das sagte er uns abschließend, als wir uns mit einem herzlichen Händedruck und den besten Wünschen für seine Zukunft von ihm verabschiedeten.

westlichen Pressestimmen zu widerlegen. Wir wagten verständlicherweise nicht, unseren Unmut und die Ungerechtigkeit über den Freiheitsentzug ohne Gerichtsurteil anzuprangern. Schließlich waren wir froh, endlich wieder zu Hause zu sein. Wir wollten allen nachträglichen Komplikationen aus dem Weg gehen, das war unser angestrebtes Ziel. Sollten wir uns etwa nach 14 Tagen schon wieder mit dem russischen Bären anlegen? Wir hatten die Schnauze noch voll vom letzten Mal. Also mußte ein Mittelmaß gefunden werden, wie man mit den Wölfen (oder Bären) heulen kann.

Es war ein erstes aufregendes Erlebnis mit den gesellschaftlichen Kräften der damaligen Zeit, denn die Zeitung war keine private Einrichtung, sondern ein sogenanntes Organ der führenden Partei des Landes. Man war als frisch entlassener Gefangener gut beraten, nicht »wider den Stachel zu löcken«.

*Krankenhausaufenthalt*

Die Sache begann eigentlich ganz fröhlich und vergnügt. Meine Eltern hatten Karten für eine Zirkusveranstaltung besorgt, und zwar für den Zirkus AEROS, der damals an der alten Stelle des ehemaligen Krystallpalastes einen einfachen Festbau errichtet hatte. Für mich war das ein völlig neues Erlebnis nach so vielen Jahren der Enthaltsamkeit, und es sollte ein fröhlicher Nachmittag werden. Das war, zumindest was das Programm anging, auch der Fall. Ein sicherlich erstklassiges Zirkusspiel mit allen möglichen Artisten- und Tiernummern wurde uns geboten. Leider war an diesem Tage mit mir nicht alles in Ordnung.

Ich hatte das Lager schon mit einer beachtlichen Erkältung verlassen und schleppte mich nun mit einem üblen Husten ins Zirkuszelt. Vorher hatte ich versucht, mit einem Gewaltmittel gegen den Husten anzugehen. Wir hatten eine große Zwiebel ausgehöhlt und mit Zucker gefüllt, der auslaufende Zucker-Zwiebel-Sirup sollte helfen. Sicherlich tat er seine lindernde Wirkung, aber auch die Magenschleimhaut wurde davon angegriffen, und nur sehr robuste Naturen vertragen solche Naturheilmittel. Ich war vielleicht schon so geschwächt, daß es mir nur noch bedingt geholfen hat. Die gute Stimmung und den Gedanken zum Zirkusbesuch wollte ich nicht in Frage stellen und dachte mir, es wird schon wieder werden.

Zunächst, abgelenkt durch die Darbietungen, wurde es ein kuzweiliger Nachmittag, und ich ließ die vielen Eindrücke auf mich wirken. Die Schmerzen in der Brust waren für kurze Zeit vergessen und wurden verdrängt durch die Freude am zirkensischen Geschehen. Das ging so lange gut, bis bei einer Clownnummer die Massen in große lachende Begeisterung ausbrachen, wir natürlich auch.

Aber da setzte das Verhängnis ein. Die Darbietungen waren zum Ausschütten vor Lachen, doch ich konnte nicht, weil alles weh tat in mir. Es hatte sich, wie sich später herausstellte, der Husten zu einer handfesten Rippenfellentzündung entwickelt. Das Ende des so glücklich begonnenen Tages sah dann so aus, daß zunächst mit Hausmitteln und Umschlägen versucht wurde zu helfen.

Was machen mit einer so angeschlagenen Lunge? Unwohlsein und Fieber stellten sich ein. Am nächsten Tag legte mein Vater fest: »Der Junge muß zu uns rein!« Damit meinte er seine Arbeitsstelle, das Krankenhaus, und seine Verbindungen zu den Ärzten und

Schwestern zahlten sich glücklich für mich aus. Es ging alles sehr kurz und bündig, Krankenhaus St. Jacob, Personalstation, damals im »Roten Haus« in der Philipp-Rosenthal-Straße. Diese nur dem Personal vorbehaltene Station war für die damalige Zeit ein erstklassiges Krankenhaus. Eine höhere Form der Unterbringung in 2- und 3-Bett-Zimmern, mit guten Ärzten und Personal, erwartete uns Kranke hier. Damals gab es noch Krankenbaracken mit 30 Mann (und mehr) in einem Saal. Wir Benutzer der Personalstation waren also recht privilegiert, weil wir Angestellte oder Angehörige waren oder einen Oberarzt oder Professor gut kannten.

Wie das immer der Fall ist, sind heute Erinnerungen an diesen Krankenhausaufenthalt fast nur noch von positiven Bildern überstrahlt. Das heißt, die üble Rippenfellentzündung und ihre Behandlung, all die vielen Spritzen und Medikamente waren bald vergessen.

### *Erste Begegnung mit anderen Menschen*

Es waren auf dieser Station viele interessante Leute anzutreffen, und die gute Unterbringung und Verpflegung taten viel Gutes an meiner ramponierten Seele. Die Fürsprache des uns bekannten Oberarztes sorgte für einen längeren Aufenthalt auf der Personalstation. Nach der Devise: »Erst mal etwas auf die Rippen!« wurde ich mit reichlich Essen verwöhnt und systematisch aufgebaut. Die Krankheit war bald besiegt, und der Rekonvaleszent fühlte sich bei dieser prächtigen Versorgung langsam pudelwohl. Welch ein Riesenunterschied, wenn ich in ruhigen Stunden an die Zeit vor vier Wochen zurückdachte, als es noch Kartoffelschäler-Verpflegung gab.

Viele wußten von meinem Aufenthalt in Buchenwald und auch, daß ich der »Kleene« vom Paul Kretzschmar war. Das haben mir die überaus netten Menschen der Station in Form von Sonderzuwendungen und Leckereien gezeigt. So wurde diese Krankenhauszeit für mich zu einer Art Kurbehandlung; ich fühlte mich gut aufgehoben, und nach der Düsternis im Lager waren das erste Lichtblicke, wenn auch kurioserweise in einem Krankenhaus.

Es gab für mich nun auch erste menschliche Begegnungen, mit Menschen, die wie ich krank waren und auf Genesung hofften. Aber ihnen ging es wie mir, sie hatten auch Langeweile und waren häufig zu Gesprächen aufgelegt. Einer von ihnen ist mir noch gut in Erinnerung. Er hieß Hans oder Günter Hoffmann und war ein

Verwandter des Arthur Hoffmann, Kommunist und Widerstandskämpfer, nach dem eine Straße im Leipziger Süden benannt ist. Dieser Verwandte des Arthur Hoffmann war für einige Zeit mein Bett Nachbar. Er war ebenfalls Kommunist und in der Stadtverwaltung tätig. Als junger Mensch, etwa gleichaltrig mit mir, war er sportlich veranlagt und hatte sicher ein Ressort Jugend und Sport inne. Für mich war er ein interessanter Zeitgenosse, unkompliziert und offen, wir verstanden uns auf Anhieb, trotz unserer sehr unterschiedlichen Gesinnung.

Ich hatte keine Berührungängste, wie man heute sagen würde. Toleranz gegenüber Andersdenkenden war uns im Lager anezogen worden. Ich habe deshalb solche Begegnungen mit größtem Interesse gesucht und in diesem Falle genutzt. Im Laufe unserer vielen gemeinsamen Gespräche war sicher auch die Frage: »Wo kommst denn du eigentlich her?« gestellt worden. Ich informierte sachlich und ohne Wichtigtuerei über meine Vergangenheit der letzten fünf Jahre. Hier kam wieder, wie so oft, die verblüffte Frage: »Gibt es denn das Buchenwald noch? Wieso jetzt noch? Wart ihr Faschisten?«

Viele Menschen glaubten, daß im Mai 1945 das Lager geschlossen wurde. Für sie war Buchenwald nur noch eine Gedenkstätte. Ganz gewiß gab es auf dem Ettersberg schon an der Stelle des späteren Mahnmals Gedenkfeiern, während wir auf der anderen Seite des Berges gesessen haben. Auch mit Günter Hoffmann habe ich darüber diskutiert, und er nahm das zur Kenntnis. Er war auch nicht beleidigt darüber, daß ich eventuell im selben Lager wie sein Verwandter Arthur Hoffmann eingesperrt war. Es haben ihn aber meine Schilderungen nachdenklich gestimmt, das konnte ich ihm ansehen.

Wir hatten dann auch bald den Zustand erreicht, ab dem von den Ärzten ein kurzer Ausgang genehmigt wurde. Wir gingen nach Abmeldung in die Stadt und machten kleine Spaziergänge; für mich war das der erste selbständige Besuch der Stadt. Als Leipziger sagen wir: »Ich gehe mal in die Stadt«, gemeint ist die Innenstadt, vom Ring begrenzt, wo es zu dieser Zeit noch schöne Einkaufsmöglichkeiten gab. Auch Kinos gab es einige, und ich benutzte auch einen Ausgang, um einen ersten Kinobesuch nach vielen Jahren zu absolvieren. Die weniger beweglichen Kranken hatten auch immer Wünsche zur Besorgung. So kamen dann auch einmal zwei, drei Flaschen Bier in die Krankenstube, die am Abend genüßlich aus dem Zahnputzbecher getrunken wurden.

Es war ein recht fideles Krankenhaus, so viel habe ich noch in Erinnerung. Begegnungen mit Menschen, die alle unterschiedlich geartet waren und anders als die Mitgefangenen im Lager, waren für mich von höchstem Interesse in meinem neuen Leben. Unsere Aufmerksamkeit richtete sich natürlich auch auf die Schwestern, die uns täglich betreuten. Jung, hübsch und freundlich wirkten sie auf uns und ließen uns zu manchem Scherz und fröhlichem Gespräch kommen. Auch diese Art der Begegnung war für mich absolut neu. Ich hatte viel Freude an solchem Tun, wir alle auf der Station bemerkten wohl die Attraktivität von einigen gut gewachsenen Schwestern.

Das Ende der Krankheit – mein Krankenhausaufenthalt endete etwa Ende Februar – war ein verheißungsvoller Beginn meiner neuen Freiheit, konnte doch nun endlich losgehen, was als »Leben« bezeichnet wurde.

### *Berufsleben*

Nach der glücklich überstandenen Krankheit wurde es nun ernst mit meinem Dasein in der neuen Freiheit. Es waren Entscheidungen zur Berufswahl notwendig, und die Diskussionen fingen zu Hause mit den Eltern an. Mein Vater, der Laborant und Präparator im Krankenhaus St. Jacob war, hatte natürlich seine Fühler schon ausgestreckt und hätte mich gern in seiner Nähe gesehen. Da gab es seiner Meinung nach genug Arbeit, und er dachte an die Stelle eines Laboranten. Ich kannte seinen Arbeitsplatz und viele seiner Kolleginnen, aber die Arbeit dort konnte mich nicht entzücken. Wenn auch bei jedem Besuch, den ich dort absolvierte, eine gute Portion süße, dicke Milchhaferflocken für mich abfiel, es gefiel mir einfach nicht.

Der Zugriff zur Krankenhausverpflegung war mir bei meinen Besuchen immer sicher, und das war 1950 ein »Hauptgewinn«. Aber das war eigentlich schon alles, was mich in die Labors der Chirurgie gelockt hat. Mein Vater glaubte, daß mich dieser Beruf begeistern könnte, aber es war nichts für mich. Leider hatte er dabei zwei Gegner für diese Berufswahl, einmal mich als Betroffenen und zum anderen das Arbeitsamt als Vermittler solcher Stellen. Es war nämlich zu dieser Zeit nur weiblichen Bewerbern möglich, als Laborant ausgebildet zu werden. Den männlichen Berufswütigen blieben das Bauhandwerk, ein Metallberuf oder die AG Wismut zur Auswahl. So mußte ich durch diesen Zwang auf die Wünsche meines Vaters nicht hören und war eigentlich schon auf das Metallhandwerk festgelegt.

Dazu mußte ich aber noch die Hilfe des Arbeitsamtes und des schon genannten Herrn Leichsenring in Anspruch nehmen. In diesem Zusammenhang eine Episode, die den Grad meiner damaligen Bildung zeigt. Als ich erstmals in das Zimmer des Herrn Leichsenring eintrat, stürzte ich mit ausgestreckter Hand auf ihn zu, um »Guten Tag« zu sagen. Das wollte aber Herr Leichsenring zu dieser Minute nicht und verweigerte meine Hand. Darauf zog ich sie zurück, und just fiel Herrn Leichsenring die Begrüßung ein, und er kam nunmehr mit seiner Hand. Nun wollte aber ich nicht mehr, und so entstand ein kurioses »Holzsägen« (ohne Säge, ohne Holz). Nach einigem Hin und Her trafen wir uns dann doch einmal zufällig und waren beide recht glücklich darüber. Eine etwas peinliche Situation, die auf mein Unwissen in Fragen »Benimm dich« zurückzuführen war. Ich sollte als Jüngerer auf den Begrüßungsbeginn durch den älteren Partner warten, was ich mir auch nach diesem Ausrutscher gemerkt habe. Man erkennt daraus, wie viel Nachholebedarf für uns bestand.

Zurück zum eigentlichen Anliegen bei Herrn Leichsenring. Wir verstanden uns trotzdem prächtig, und er machte mir ein faires Angebot zur Berufsausbildung. Für Spätheimkehrer und ähnliche »Experten« gab es damals das sogenannte Umschüler-Verhältnis, d. h. eine 16-monatige Berufsausbildung, wie ein Lehrling mit Facharbeiter-Abschluß und Gesellenbrief. Das war ein lohnendes Ziel, nach erfolgter Prüfung mit einem »Brief« (Facharbeiterbrief) in der Tasche und dazu noch eine leichte Lehrlingsentlohnung, die ein kleines Taschengeld zuließ.

### *Ausbildung zum Facharbeiter*

Ich war für den Beruf des Werkzeugmachers auserkoren. Durch den Hinweis von meinem Bruder, er war zu dieser Zeit auch Werkzeugmacher, wußte ich etwa, was auf mich zukam.

Da war ich nun endlich Lehrling, mit fast zwanzig Jahren, und nahm mich recht alt aus unter den »Stiften«, wie man bei uns sagt. Der Altersunterschied war schon wieder ein Grund, um »dumme Fragen« zu stellen. Ich hatte bald herausgefunden, daß man nicht jedem sagen mußte, aus welcher Ecke man kam. Es war nämlich nicht immer helle Begeisterung, die man erntete, wenn die Sprache auf Buchenwald oder Mühlberg kam.

Selbstverständlich mußten alle Vorgesetzten, Kaderleiter und sonstigen Chefs die Wahrheit erfahren. Auch in den massenweise übli-



chen Fragebögen stand fein säuberlich der Satz »... von ... bis ... im sowjetischen Internierungslager Mühlberg und Buchenwald«. Zur damaligen Zeit war Fragebogenfälschung ein schweres Delikt, und wer nicht anecken wollte, mußte solche Verdächtigungen vermeiden. Das wird heute gern als Anpassung an das System eingestuft. Es kann aber nur von Menschen richtig eingeschätzt werden, die solche Anpassungen nötig hatten. Dazu zählten wir Internierten allemal, denn keiner von uns hatte Lust, als Märtyrer herumzulaufen und vielleicht eine Fortsetzung der gerade überstandenen Jahre zu riskieren. Ich muß an dieser Stelle vielen Vorgesetzten danken, die Verständnis für diese Lage zeigten und uns ganz normal behandelten. Es hat Betriebe gegeben, in denen Mitbeschäftigte jahrelang nichts von meiner Vergangenheit wußten, aber bestens mit mir ausgekommen sind.

Nun war aber erst einmal die Lehre in der kleinen Elektrogeräte-Fabrik notwendig, und die ging sehr gut voran. Wie immer erinnert man sich an Menschen, die einem in der Zeit des neuen Anfangs freundlich gegenüberstanden. Dazu zählen unbedingt der Meister Paul Voigtländer und der Geselle Werner Hanschmann. Der Meister war eine Respektsperson mit väterlicher Güte, ich sehe ihn noch immer über den oberen Rand seiner Brille schauen und in unsere Ecke brüllen: »Kretzschmar, was essen da hinten widder los?« Das war nötig, wenn bei uns Stiften die Klapserei überhand nahm. Sofort war Ruhe, und unsere Feilen begannen wieder im geregelten Strich aufs Metall einzuwirken. Er war ein prachtvoller Mensch, und gern erinnere ich mich eines Zusammentreffens nach vielen Jahren zufällig in Sitzendorf, wo er sofort rief: »Kretzschmar, bist du es?«

Werner Hanschmann war eine ähnliche Erscheinung wie der junge Kommunist Hoffmann aus dem Krankenhaus, ebenfalls ein Verwandter eines Widerstandskämpfers, der nun mein unmittelbarer Geselle für die Ausbildung war. Beide Ausbilder, der Meister und der Geselle, wußten, wo ich herkam und machten nicht den geringsten Gebrauch davon. So konnte ich mich ohne Schwierigkeiten in meine neue Umgebung einleben und finde noch heute, daß diese Zeit in dem kleinen volkseigenen Betrieb eine sehr glückliche war.

Hier kamen auch die ersten Berührungen mit einer politischen Vereinigung auf mich zu. Die FDJ-Gruppe hatte eine Fahrt in die Sächsische Schweiz geplant und mich als Nichtmitglied dazu eingeladen. Ich sagte zu und denke noch heute an die herrlichen Tage in Bad Schandau. Ich glaube, wir waren damals die einzigen, die in der

Sächsischen Schweiz auf Wanderschaft waren. Wer hatte schon damals Geld und Lebensmittelmarken für solche Urlaubsfahrten. Wir hatten den Mut und einen großen Kochtopf mit, und unser Essen wurde am offenen Feuer bereitet. In den Topf guckten mehr Augen hinein als Fettaugen heraus, aber immer war gute Laune angesagt. Ich bin zwar deshalb nicht gleich in die FDJ eingetreten, aber die Mitwirkung in einer Betriebssportgruppe war anschließend beschlossenen Sache.

Die Facharbeiter-Prüfung wurde mit Erfolg bestanden, und unser kleiner Betrieb wurde bald mit einem Großbetrieb zusammengelegt, und fortan war ich im Werkzeugbau des VEB Leuchtenbau im Kreise der Werkzeugmacher zu finden.

Der neue Betrieb war weniger erfreulich, und bald hatte sich im Werkzeugbau eine Meute junger Werkzeugmacher gefunden, die dem neuen Meister sehr zu schaffen machte. Die Klapserei und der Unfug während der Arbeit nahmen überhand, und bei passender Gelegenheit wurde den jungen Facharbeitern empfohlen, sich eine andere Arbeitsstelle zu suchen. Wir waren nicht unschuldig an dieser Entwicklung, weil wir zur Disziplinlosigkeit neigten. Eine »Spitzennummer« war dabei, auf einer arbeitenden Hobelmaschine mitzufahren und oben auf dem Arbeitsschlitten stehend zu balancieren. Das war natürlich gegen jede Spielregel im Arbeitsschutz und mußte bestraft werden. Ich suchte mir eine andere Arbeit als Schlosser oder Fräser und lernte bei dieser Gelegenheit andere Betriebe kennen.

### *Zusammentreffen mit Meistern und Ingenieuren*

Dieser Wechsel führte aber auch zum Kennenlernen von vielen unterschiedlichen Vorgesetzten und Meistern und damit auch deren Marotten und Unmöglichkeiten. Das war sicherlich ein Wechselspiel zwischen mir und ihnen. Langsam bildete sich bei mir ein »Wider die Obrigkeit«-Denken heraus, ich wurde aufmüpfig und für manche unbequem. Das war nicht immer leicht für alle Beteiligten. Ein Meister im Werkzeugbau machte es sich nicht leicht und wollte ergründen, woher mein schlechtes Verhalten kam. Er führte ein ganz ruhiges Gespräch mit mir und hat dabei vieles aus meiner Vergangenheit erfahren. Er glaubte nun zu wissen, warum ich immer ungehalten und aggressiv war. Ich konnte mich danach mit ihm besser vertragen. Leider konnte er eine Kündigung nicht mehr verhindern, ein Leiter

vom Betriebsschutz hatte uns schon angezeigt wegen Verletzung von Arbeitsschutzbestimmungen.

Es waren also nicht die Kenntnisse über meine Internierung, sondern mein Verhalten im täglichen Arbeitsleben, was zu solchen harten Maßnahmen führte. Häufig ergab es sich, daß ich mir nichts sagen lassen wollte, dabei waren besonders die übergeordneten Leiter in meinem Schußfeld. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn dieser miese Charakter sich im Labor meines Vaters ausgetobt hätte.

Eigenartigerweise hatten die unmittelbaren Kollegen, mit denen ich arbeiten mußte, nicht diese Sorgen mit mir. Deren Sprache war natürlich auch viel deutlicher und duldete wenig Widerspruch, zumal dann, wenn sie mir nachweisen konnten, daß ich schlampig gearbeitet hatte. Besonders wenn ältere und erfahrene Kollegen mir kritische Worte sagten, war ich still und versuchte noch einige spärliche Ausflüchte hervorzubringen, aber bald wurde ich ganz still und ging in mich. Deshalb war das Zusammenspiel mit den Arbeitern auch viel besser, und ich habe noch viele Jahre später ehemalige Kollegen getroffen, die mir ehrlich sagten, wie gern sie mit mir gearbeitet haben. Ich kann also heute sagen, daß aus meiner Vergangenheit mir äußerst selten ein Nachteil erwachsen ist, wußten doch viele gar nicht, wo ich einen Teil meiner Jugend verbracht hatte. Heute würde man sagen, er integrierte sich in die Gesellschaft. Die Unterschiede verwischten sich langsam, und ich sah fast wie ein »Normaler« aus. Nur wenn es an politische oder gesellschaftliche Grenzen stieß, wurden einige Leiter, besonders die Kaderleiter, stutzig. Warum nicht in der FDJ? Warum nicht FDGB oder DSF?

Ein alter Gewerkschaftsfunktionär hat mich dann zum Eintritt in den FDGB überredet, indem er sagte: »Ein Metalller ist auch ein Gewerkschafter, das war schon immer so!« Aber alle anderen Eintritte brauchten noch sehr lange bei mir. Erst mit den Jahren konnte ich die Notwendigkeit erkennen, und zwar dann, wenn ich von der Gesellschaft etwas verlangte und nun eine Gegenleistung zu erbringen hatte.

Ganz zu Beginn (etwa 1952) war eine Werbeaktion für die Kasernierte Volkspolizei in den Betrieben, an die ich mich noch sehr gut erinnern kann. Dort hatte mich ein Werber so attackiert, daß ich nach mehr als einer Stunde das Werbegespräch ganz abrupt beendet habe. Ich hatte zu dieser Zeit schon Erfahrung im Diskutieren, wußte auch so geschickt zu laborieren, daß ich mich nicht selbst wieder hinter Gitter brachte. Ich hatte meine Freude daran, solchen Falschrednern

und Schwätzern Paroli zu bieten, habe aber solche Auseinandersetzungen nicht freiwillig gesucht oder gar provoziert.

Ich wollte nicht als Streithammel oder Quertreiber erscheinen und lieber in Ruhe mein Geld verdienen, mit angenehmen und redlichen, ehrlichen Kollegen gemeinsam. War ich nun ein Hitzkopf oder Choleriker? Viele sagten mir nach, daß wohl einiges zuträfe. Aber ist das nicht auch eine Frage des Charakters? Ich weiß genau, daß mir Ruhe, Ausgeglichenheit und Sanftmut fehlen. Aber ist das nicht etwa schon ererbt oder anerzogen? Das kann doch nicht alles vom Aufenthalt im Lager kommen, denn da wären ja Tausende von Kriegsgefangenen und Internierten in ähnlicher Lage und müßten jetzt noch wie die Verrückten umherlaufen.

Ich weiß auf alle Fälle, daß meine Frau, mit der ich über 40 Jahre zusammen bin, diese negative Eigenschaft an mir wenig schätzt und dafür auch einige drastische Bezeichnungen zur Hand hat, wenn es wieder einmal »ausbricht«. Das hat aber unserer Ehe nie ernsthaft geschadet, ich sehe es wenigstens heute so.

### *Johanna*

Ich habe diesen Abschnitt mit dem Namen meiner Frau überschrieben, weil dieser Name und damit natürlich meine Frau in der Zeit »danach« eine bedeutende Rolle spielten. So gehört sie unbedingt in die Erinnerung meiner Wiedereingliederung mit hinein, wie all die anderen Ereignisse in Beruf, Freizeit und Sport.

Nach unserer Freilassung aus Buchenwald war verständlicherweise wenig Erfahrung und Möglichkeit im Umgang mit weiblichen Personen von uns zu erwarten. Die Mädels waren zwar vorhanden, aber wir mußten erst einmal erlernen, wie man aufeinander zugeht. Das begann zuerst mit dem Wunsch, das Tanzen zu beherrschen und auf einem Tanzsaal nach Mädchen Ausschau zu halten. Tanzschule oder Tanzunterricht waren für uns unerschwinglich, so mußte also ganz privat bei Verwandten oder Bekannten in dieser Richtung geübt werden. Wir konnten bald das Tanzbein schwingen, wenn auch nicht vollendet, aber Freude hatten wir doch daran. Wir waren dann häufig bei den verschiedenen Tanzvergnügen und haben manche Freundschaft geschlossen, aber immer mit einer losen Bindung und ohne den Gedanken einer Heirat, waren wir doch gerade erst in Schwung gekommen.

Eines Tages, es waren schon Monate ins Land gegangen, gab es ein Faschingsvergnügen bei »Schreber-Hausschild« in der Nähe der Möckernschen Kaserne. Also wieder etwas, was wir noch nicht mitgemacht hatten. Es war klar, daß wir dabei waren. Allerdings ohne Kostüm und »Anputz«, vielleicht nur mit einem Papphut oder einer Nase, verrückt wollten wir es nicht treiben. Wir lernten dabei zwei nette Fräulein kennen, mit denen wir den lustigen Abend vertanzten, und das war genau die Bekanntschaft meines Lebens, nämlich *Johanna*, genannt Hannchen. Es war die Johanna aus Gohlis, die noch heute meine Frau ist und der ich so viel verdanke.

Der Abend war nach unserem Geschmack, es gab viel Spaß und Vergnügen. Es entwickelt sich aus dem Liebespärschen eine feste Beziehung, mit allen Schwierigkeiten und Kanten. Besonders meine Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit haben Hannchen große Sorgen bereitet. Sie hat manche Stunde auf mich gewartet, und ich fand dabei gar nichts. Ich war einfach so leichtfertig und so sicher, daß sie schon warten würde und habe nie bedacht, daß es vielleicht beleidigend sein könnte, jemanden unnötig warten zu lassen. Sie hat aber damit bald aufgeräumt bei mir und ihren Unwillen geäußert.

Das war auch ein Lernprozeß für mich. Ich konnte doch nun nicht alle Unstimmigkeiten und Fehlverhalten auf meinen Lageraufenthalt zurückführen. Wenn ich also unhöflich war oder unaufmerksam gegenüber der Frau, dann mußte doch jemand zu mir sagen: »Du, das geht aber jetzt nicht, so kann man nicht auftreten!« Das Ganze war aber für mich nicht weiter kompliziert, denn ich war froh über die Verständnisbereitschaft von Hannchen und deren Einfluß auf mich.

Bezüglich der politischen Auffassung gab es bei uns beiden völlige Übereinstimmung. Wir waren der Meinung, daß wir alle beide viel Unrecht erfahren hatten, und das war noch nicht aus der Welt geschafft. Wir wollten uns also nicht mit wehenden Fahnen diesem neuen System »Sozialismus« anschließen. Nach unserer Veranlagung war es uns fremd, als Gegner oder Feinde des Systems aufzutreten. Wir bewegten uns mit gedämpftem Optimismus, d. h. wir waren nicht bei den sogenannten Fahnenschwingern, wie ich sie immer nannte, die auf den ersten besten Zug aufsprangen und geschrien haben: »Es lebe der Sozialismus!« Das war für uns beide wichtig, denn wir stimmten nicht nur in dieser Richtung überein. Speziell ich brauchte nach den Jahren des Lagers eine gleichgesinnte Partnerin.

Wenn ich dann ab und zu einmal rückfällig wurde, sagte ich im Scherz zu meiner Frau: »Es ist ja kein Wunder, wenn du mit einem

Zuchthäusler umgehst!« Das war nun auch übertrieben von mir, aber ich weiß, daß ich manchmal so gesprochen habe.

Betrachte ich nun nach Jahren die Zeit des Wiedereinlebens, dann muß ich sagen, daß meine Frau mir immer ein unterstützender Partner war. Ich bin sicher, daß nicht alle Menschen mit solch komplizierten ehemaligen Gefangenen umgehen können. Bei uns war es der Fall, und nunmehr nach über vierzig Jahren ist das immer noch so, und wir wollen es auch weiter so halten. Sollte ich in den folgenden Abschnitten manchmal meine Frau »aus dem Auge verlieren«, dann bedeutet das nicht, daß sie jetzt nicht mehr auf mich wirkt. Sie hat den »Zuchthäusler« vergessen und kann mich fast als normal bezeichnen.

### *Sportfreundschaften*

In diesem Abschnitt soll ein Thema besprochen werden, welches bei der Wiedereingliederung nach dem Lageraufenthalt eine große Rolle gespielt hat, hat es doch den Umgang mit Gleichaltrigen gefördert und Freunde mit gleicher Interessenlage vereint. Freundschaften also, die bei der Ausübung von Sport entstanden sind und wachsen konnten, die uns sehr schöne Stunden im Kreise der vielen Sportfreunde beschert haben. Wenn ich in der Mehrzahl spreche, ist hier besonders die Rede von Roland Lehmann, der viele Monate mit mir sportlich aktiv war.

Zunächst war der Anfangsimpuls, Sport zu treiben, von meinem Lehrbetrieb ausgegangen. Als ich dann durch Zufall ein Plakat für eine Sportgruppe aus dem Bereich der Amateur-Artistik entdeckte, wurde ich neugierig. Eine Betriebssportgemeinschaft (BSG) machte Werbung für den Kunstkraftsport, heute unter der Bezeichnung Sportakrobatik bekannt. Ich konnte auch Roland davon überzeugen, und so fuhren wir fortan einmal in der Woche mit dem Fahrrad zum Training durch das Leutzscher Holz in die Demmeringstraße.

Dort war ein recht rühriger Betrieb mit vielen jungen Menschen und einem ehemaligen Artisten, der diese Gruppe mit viel Begeisterung leitete: Es war der spätere mehrmalige DDR-Meister Heinz Fürste. Er hatte selbst als Schwerbeschädigter (Beinamputation) eine hervorragende Zweier-Gruppe mit seiner Frau trainiert und war ein ausgezeichnete Equilibrist und dazu noch ein ganz einfacher und unkomplizierter Mensch. Ich brauche nicht zu betonen, daß dieser Mensch auf alle jungen Sportfreunde eine positive Wirkung hatte.

Auch auf uns ehemalige Internierte blieb diese Wirkung nicht aus; ohne Vorbehalte reihte er uns ein und behandelte uns völlig normal, als wären wir die besten Nachwuchskader.

Es konnte also in dieser Gemeinschaft eine sehr glückliche Sportgemeinschaft wachsen, und wir waren mit zwei weiteren Sportlern die einzigen Mitglieder einer Luftnummer in dieser BSG. Roland und ich trainierten an einer Hängeperch-Nummer, Roland als Obermann und ich an seinen Händen als Untermann. Wäre ich ein perfekter Ringturner gewesen, hätte ich die besten Voraussetzungen dazu gehabt, so aber mußten wir viel trainieren und haben sogar einmal die Teilnahme an den DDR-Meisterschaften erreicht. Einen Sprung aufs Treppchen haben wir nie geschafft, andere waren besser.

Das ist aber in dieser Schilderung nicht das Wesentliche, sondern die Sportfreundschaft über viele Monate hinweg, die Gemeinschaft mit Gleichgesinnten, der Spaß in dieser Gruppe und nicht zuletzt die Reisen bei Meisterschaften und Trainingslagern haben uns zu einer guten Truppe zusammengeschweißt.

Es wurde Sport getrieben, und der Spaß sowie Geselligkeit waren tägliche Begleiter. Wir fühlten uns prächtig, und das sportliche Programm wurde mit viel Ehrgeiz und Ausdauer erfüllt. Das wirkte sich verständlicherweise auch positiv auf das Sportgeschehen in der kleinen Trainingsgemeinschaft bei Heinz Fürste aus. Gute Laune, gute Stimmung, nach den Übungsabenden gab es noch eine kleine Bierrunde in der benachbarten Kneipe. Der Wirt wußte schon, was es bedeutete, wenn wir riefen: »Vier Gespritzte, Herr Wirt!« Es war damit kein reines Bier gemeint, sondern ein Helles mit 50 % Brauselimonade verdünnt.

Für uns waren diese Abende auch sehr wichtig, wir konnten von den Alltagssorgen reden, sprachen auch über unsere Vergangenheit und hatten in Horst einen interessierten Zuhörer, der als Ostpreuße ebenfalls mit den Russen unliebsame Bekanntschaft gemacht hatte. Spät am Abend ging es dann mit dem Rad nach Hause durchs Leutzscher Holz und Rosental nach Wahren.

Für uns war noch sehr wichtig, daß es in dieser Sportgruppe keine übertriebenen Aktivitäten und politischen Bekenntnisse gab. Wir brauchten keine Fahنشwingerei zu betreiben und hatten in unserem Trainer einen verständnisvollen Sportfunktionär, der sich sehr wohl in unsere Lage versetzen konnte, hatte er doch diesen wahnsinnigen Krieg auch mal gerade so überstanden. Keine Verpflichtung auf besondere politische Leistungen wurden uns abver-

langt. Wir machten unseren Sport als Normalbürger mit einem Sportausweis und 1,50 Mark Beitrag (pro Monat), alles andere war Sportförderung durch den Staat. Kosten für Trainingsstunden, Hallenmiete oder Trainergagen gab es nicht, Fahrten zu regionalen Veranstaltungen, Meisterschaften oder Trainingslager waren kostenlos mit der Bahn. Ebenso unbekannt waren Startgelder oder Eintrittspreise in den Veranstaltungen unserer Organisation.

### *Trainingslager und Sportschule*

Die Ausscheide, die über die Teilnahme an den DDR-Meisterschaften befanden, waren sportliche Höhepunkte, die mit Freude und Begeisterung wahrgenommen wurden. Wir kannten uns von vorherigen Ausscheiden, Veranstaltungen oder Bezirksmeisterschaften, es war immer ein fröhliches und herzliches Wiedersehen mit prächtigen Sportlern und Freunden. Aus allen Ecken unseres Landes waren sie gekommen, und allein die sprachliche Vielfalt im täglichen Umgang oder an den geselligen Abenden brachte eine phantastische Stimmung, es waren immer herrliche und unbeschwerte Tage mit viel Sport und Spiel. Das war besonders für uns zwei eine wohlthuende Begegnung, eine Sportkameradschaft, wie sie für uns einfach neu war, aber sehr viel bewirkt hat nach der trostlosen Zeit der Gefangenschaft.

Während dieses Trainingslagers im Sommer 1954 hatte Roland einen an sich harmlosen, aber doch folgenschweren Unfall. Bei einer Partnerübung mit mir stürzte er so unglücklich von meinem Rücken, daß er sich den Kopf stauchte und sich mit dem Kinn den Brustkorb quetschte. Diese schmerzhafte Quetschung war am nächsten Tag noch spürbar und erforderte eine Kontroll-Röntgenaufnahme im Krankenhaus. Bei dieser Kontrolle wurde eine Tuberkulose sichtbar, die Rolands Sportleben ganz plötzlich beendete. Das Glück in diesem Unglück bestand darin, daß das Entstehen einer gefährlichen Lungenerkrankung erkannt wurde und Roland nach einer damals riskanten Thoraxoperation gerettet und geheilt wurde. Er hat aber viele Monate in Lungenheilstätten verbracht und wurde dabei von seiner späteren Frau Gisela aufopfernd betreut. Beide haben dann noch eine glückliche Familie gegründet und viele Jahre in Wahren gelebt. Leider hat er mit seiner angeschlagenen Gesundheit nicht gut »gewirtschaftet« und sich bald viele Komplikationen



mit Herz und Kreislauf eingehandelt, an denen er in den 80er Jahren gestorben ist.

Dieser geschilderte Vorgang war eine für beide Partner bedauerliche Beendigung unserer gemeinsamen Sportfreundschaft, die ja besonders durch die dramatischen Lagererlebnisse, die sicherlich zu seiner nunmehrigen Erkrankung beigetragen hatten, vorbestimmt war. Ich bin danach noch einige Wochen zum Training nach Lindenu gefahren, habe aber für die beschriebene Luftnummer keinen neuen Partner mehr gefunden.

Es ergab sich mit der Zeit, daß der Sport einen geringeren Stellenwert bekam und ich die Zuwendung zu Johanna mit größerer Liebe und Intensität betrieb, nicht zu meinem Leidwesen, sondern mit dem Erfolg einer baldigen Familienplanung.

Erst jetzt, nach fast fünfzig Jahren, wurde mir bewußt, wie ich mit der Ausübung dieses Sports meine Verwandten in Sorgen versetzt habe. Außer meiner Frau hat auch meine Mutter diesen Sport als viel zu gefährlich angesehen und war wohl immer sehr besorgt. Ich glaube heute, daß man erst erwachsen sein muß, um die Ängste einer Mutter zu verstehen. Die Unbekümmertheit der Jugend nimmt wohl darauf wenig oder zu spät Rücksicht.

So ist die jugendliche Verrücktheit mit der Laienartistik bald einem geregelten Interesse an Dingen des normalen Lebens gewichen, ich habe mich auf andere Ziele konzentriert. Unter anderem geisterte in mir die Vorstellung, den Sport auch beruflich zu verwenden, aber nicht als Bühnenkünstler, sondern zunächst als Sportstudent.

### *Bewerbung als Sportlehrer*

Ich hatte Werbung in der Zeitung vernommen. Von einem pädagogischen Institut im Leipziger Westen war die Rede, welches Lehrer ausbildete, die in einem naturwissenschaftlichen Fach (hauptsächlich Biologie) und in einem sportlichen Fach später zum schulischen Einsatz kommen sollten.

Es war erforderlich, die üblichen Fragebogen und Bewerbungsunterlagen auszufüllen und abzugeben. Für mich war sonnenklar, daß mein Aufenthalt in den Internierungslagern angegeben werden mußte. Ich habe dazu alle Fakten aufgezählt, mit dem »Erfolg«, daß meine Bewerbung abgelehnt wurde. In einer Eignungsprüfung wurde das sportliche Können bewertet. Gleichzeitig gab es auch Prüfungen zur

Rechtschreibung und Grammatik, die ich ohne Schwierigkeiten bestand, aber die schon genannten »gesellschaftlichen Eignungen« gaben den negativen Ausschlag.

Da die Studieneinrichtungen nicht verpflichtet waren, eine umfangreiche Erklärung bezüglich der Ablehnung zu geben, konnte ich mir auf Grund meiner Vergangenheit schon denken, was das eigentliche Hindernis war. Es zwängte sich mir die Parallele zu Hans Fallada auf: »Wer einmal aus dem Blechnapf frißt«.

Ich war nach dieser Abfuhr ziemlich deprimiert und hatte schon meinen Zorn darüber, daß mir ein Weg zu einem Studium verbaut schien. Meine spätere Frau, mit der ich ja über solche Sorgen sprechen konnte, beruhigte mich und sprach mir Mut zu, etwa in dem Sinne: »Mach dich nicht verrückt, da mußt du es eben nochmal versuchen!«

Das war dann auch ziemlich das Ende der sportlichen Laufbahn. Eine Heirat war geplant, ein Kind unterwegs, eine Familie sollte gegründet werden. Es gab jetzt außer Sport noch etwas Wichtigeres zu erledigen, und das hatte Vorrang. Eine sportliche Laufbahn oder gar eine Sportkarriere konnten nun nicht mehr erwartet werden. Wir waren schon froh, einmal die DDR-Meisterschaften erreicht zu haben und wollten auf Grund unseres Niveaus auch nie höher hinaus.

Wichtig war für uns, daß die Jahre der sportlichen Tätigkeit mit vielen schönen Stunden und Erlebnissen verbunden waren und wir in dieser herrlichen Zeit auch andere Menschen geworden sind. Diese Zeit hat uns entscheidend geprägt und uns nach den schweren Jahren der Isolierung den Anschluß an die Gesellschaft und unsere Mitmenschen erleichtert.

### *Wieder bei den Russen*

Nach meiner Tätigkeit als Werkzeugmacher im Leuchtenbau Leipzig mußte ich infolge Kündigung eine neue Arbeitsstelle suchen und kam dabei auf die kühne Idee, bei den Russen mein Glück zu versuchen. Ich ging in einen Militärbetrieb, der übrigens zu dem gleichen Betrieb gehörte, in dem auch Siegfried kurz nach seiner Entlassung aus Buchenwald gearbeitet hatte. Diesen Betrieb hatte er nach einem Mißgeschick an einem Aggregat verlassen, um dem Verdacht der Sabotage zu entgehen. Er verzog sich nach dem Westen für immer.

Zu dieser neuen Arbeitsstelle muß noch einiges gesagt werden, um die Situation richtig einschätzen zu können. Es gab damals in der

DDR Betriebe, die den Russen direkt unterstellt waren. Dazu zählten die SAG-Betriebe und die der militärischen Einheiten der Sowjetarmee. Die ersten waren »Sowjetische Aktiengesellschaften« (SAG), wie z. B. die SAG Wismut, und die anderen waren Reparaturbetriebe der Armee, die an den Armeestandorten angesiedelt waren.

Unser Betrieb in Leipzig-Wahren war ein ehemaliges Kraftfahrzeug-Werk (Büssing NAG), der Generalreparaturen von Militärfahrzeugen, einschließlich deren Motoren, durchführte. Ein angeschlossener Betriebsteil war für die Reparatur von Panzern und deren Motoren bestimmt. Dieser Arbeitgeber war in Wahren und Umgebung als guter Garant für Beschäftigung und Verdienst bekannt und hatte keinen schlechten Ruf, wenn man einmal davon absah, daß man bei den Russen beschäftigt war.

Zum Verdienst ist hier noch eine Anmerkung nötig. Im Jahre 1953 konnte man als junger Facharbeiter einen Stundenverdienst von knapp 2,00 Mark erzielen, für Spezialisten mit vielen Berufsjahren waren 2,30 bis 2,50 Mark möglich. Bei einer Arbeitszeit von 200 Stunden waren das 400,- bis 500,- Mark Brutto im Monat. Solche Verdienste wurden nicht in allen Bereichen der Wirtschaft erzielt, und wir waren deshalb nicht unzufrieden. Da ich damals in Wahren wohnte, war das für mich eine günstige Arbeitsstelle. Ich hatte nur 20 Minuten Fußweg von meiner elterlichen Wohnung und habe somit im Werk »Roter Stern«, so nannte sich der Betrieb, als Schlosser meine Arbeit aufgenommen.

Ich habe sofort Aufnahme in einer sehr guten Brigade gefunden und konnte mich nach kurzer Zeit sehr wohl fühlen. Niemand stellte dumme Fragen, keiner wollte wissen, wo ich die Jahre verbracht hatte. Die Leitung des Werkes lag in den Händen eines Offiziers, der gleichzeitig auch Wirtschaftsfunktionär war, also kein reiner Militärmensch, wenn auch meistens im Range eines Oberstleutnant oder Oberst.

Da nun die Belegschaft des Betriebes fast hundertprozentig aus deutschen Beschäftigten bestand, war es notwendig, auch eine deutsche Betriebsleitung zu installieren, die nun wiederum einen völlig deutschen Organisationsaufbau anstrebte und lediglich durch militärisch bedingte Forderungen der Obrigkeit untertan sein mußte. Deshalb waren unsere Vorgesetzten, wie Brigadiere, Meister und Abteilungsleiter, alles Deutsche.

Unmittelbar mit uns arbeiteten aber auch russische Soldaten, Angehörige einer technischen Einheit, die im Werk stationiert war.

Da diese Soldaten in ihren Zivilberufen ebenfalls Spezialisten waren, hatten wir den Vorteil, viel mit ausgebildeten Schlossern, Schweißern und Drehern zusammenzuarbeiten. Das war für manche deutschen Kollegen nicht ganz unkompliziert, weil es ja schon Sprach- und Verständigungsschwierigkeiten gab. Dazu gab es auch noch die direkte Ablehnung von zwei Partnern. Der eine sagte »Iwan«, der andere »deutsches Schwein«, dann war natürlich die Freundschaft »besiegelt«, und man war wie Hund und Katze.

Für mich gab es auf diesem Gebiet keine Sorgen, wenn ich auch nicht die Sprache perfekt beherrschte. Der Wille zur Verständigung war vorhanden. Das setzte beiderseitiges Wollen voraus, und manche Situation wurde mit Händen und Füßen »besprochen«. Viele Soldaten konnten einige Brocken Deutsch, und wir wußten uns auch »auszudrücken«.

In unserer Brigade waren alle von dieser Offenheit und Toleranz bestimmt. Schon unser Brigadier hätte es nicht geduldet, daß etwa Feindschaft oder Falschheit sich breit machten. Auf diese Weise hatten wir gute Kumpels an unserer Seite und prächtige Menschen kennengelernt. Wir konnten bestens mit ihnen zusammenarbeiten und hatten viele Freunde unter den Soldaten.

Und trotzdem war es für mich eine äußerst kuriose Situation, daß ich nach vielen Jahren der Inhaftierung nun doch wieder bei den Russen gelandet war. Ich muß im Nachhinein feststellen, daß mein damaliger Entschluß schon etwas eigenartig war und bei meinen Freunden Befremden ausgelöst hatte. Ich wollte aber nicht so verbohrt sein und nun gegenüber meinen ehemaligen Peinigern ewige Rache und Vergeltung in Anwendung bringen. Es waren ja ohnehin nicht die Soldaten und Offiziere des Werkes »Roter Stern«, die mich eingelocht hatten.

Ich mußte im Gegenteil feststellen, daß bei den Russen ein viel unkomplizierteres Arbeiten möglich war als in den volkseigenen Betrieben der damaligen Zeit. Dort wurde von vielen Leitern eine »sozialistische« Show abgezogen, die mehr auf persönlichen Vorteil ausgerichtet war als auf den »Sieg des Sozialismus«. Wir konnten bei den Russen unserer Arbeit nachgehen, ohne mit Verpflichtungen und Kampagnen ständig unsere »Führer« zu bejubeln und zu lobpreisen. Die einfache und unkomplizierte Art der Russen hat mir sehr gut gefallen und ließ uns in Frieden arbeiten. Es gab keine Verpflichtungen zum Eintritt in die Partei oder irgendeine Organisation, wir hatten unserer Ruhe. Genau das war es, was uns gefiel. Wir wollten

nicht, wie in anderen Betrieben, täglich auf die Vorzüge des Sozialismus hingewiesen werden.

Die Unzulänglichkeiten, die wir dagegen in dem Russenbetrieb zu ertragen hatten, waren nicht wenige. Man muß sich eine Betriebsorganisation vorstellen, die halbrussisch war, bedingt durch den Militärbetrieb, von dem eingangs die Rede war. Das drückte sich in der Bereitstellung von Material und Werkzeug aus, aber auch in der maschinellen Ausrüstung. Der Arbeitsablauf war natürlich wie bei der Armee, heute »hott«, morgen »hü«. Es konnte gar nicht anders sein, weil das sicher in allen Armeen dieser Welt so ist. Ich lernte aber auch damit umzugehen und muß heute bekennen, es war eine gute Zeit in diesem »Roten Stern«.

### *Vom »Roten Stern« zum Werk »Motor«*

Aus dieser Überschrift ist zunächst nicht zu ersehen, was der Stern mit dem Motor zu tun hat. Wenn man aber weiß, daß ein anderer Betrieb der Sowjetarmee in Leipzig diesen Namen hatte, dann wird der Zusammenhang schon etwas klarer. Ich wechselte nach meiner Heirat in diesen Betrieb im Gohliser Kasernenviertel, weil der Arbeitsweg kürzer war und einige Kollegen dort hingingen. Alles schon gesagte galt auch hier in diesem Betrieb, nur die Reparatur von Autos ging jetzt über zu Panzermotoren. Das hatte auf uns Schlosser keinen Einfluß, waren wir doch eine produktionsvorbereitende Abteilung, und hier lagen unsere Spezialisierungen. Die Zusammenarbeit mit den russischen Soldaten war hier noch ausgeprägter, weil viele Einheiten in der Kaserne nahe dem Werk untergebracht waren. Unser Kontakt mit den Soldaten wurde bald enger, und für gute Freunde hatten wir bald einen kleinen Bringendienst eingerichtet, der natürlich von den Offizieren nicht gern gesehen wurde, besonders wenn es um das Einschleusen von Wodka ging.

Wir hatten viele interessante Begegnungen mit den Soldaten während unserer Arbeit, aber auch manche Episoden, die uns nachdenklich stimmten, wenn z. B. Vergehen oder Fehler aus Angst vor einem Militärtribunal um jeden Preis korrigiert werden mußten. Ich kannte noch genau eine derartige Angst aus meiner Buchenwald-Zeit und konnte mich in die Lage der Soldaten versetzen, die sich in einer solchen Situation befanden.

Da hatte der Krafftfahrer eines Werkstattwagens mit hohen Aufbauten beim Durchfahren einer Eisenbahnbrücke die lichte Höhe mißachtet und den Aufbau des Spezialfahrzeuges stark beschädigt. Nun stand er vor seinem defekten LKW und hatte von seinem Offizier die Weisung erhalten, den Schaden bis zum nächsten Morgen zu beheben, ansonsten Tribunal. Wie sollte der arme Hund diese fast unlösbare Aufgabe schaffen ohne unsere Hilfe?

Die Tischler bauten einen neuen Rahmen, und unsere Blechschlosser machten ein neues Dach für die »Mulinetka«, so nannten sie die Fahrzeuge mit Spezialaufbauten. Wir haben bis in die späten Abendstunden gearbeitet und der Unglücksfahrer mit. Überglücklich konnten wir kurz vor Mitternacht eine Flasche Wodka aufmachen und den »Stapellauf« des LKW begießen.

Ich hatte nun inzwischen mein fünftes Jahr in Freiheit erreicht und mich im Beruf gut eingefunden. Im Werk »Motor« lernte ich auch einen sehr intelligenten Schweißer kennen, der Wolfgang Serbe hieß. Man konnte mit ihm außer über Bier und Fußball auch sehr anspruchsvolle Gespräche führen. Es stellte sich heraus, daß das sehr notwendig war, und wir sprachen auch über unsere Entwicklung. Eines Tages kam uns ein Programm der Leipziger Volkshochschule in die Hände, und wir kamen gemeinsam zu der Auffassung, daß wir unserem Gehirn etwas Nachhilfe zukommen lassen müssen. Also beschlossen und verkündet: »Wir werden schlau!«

Was machen? Welche Richtung? Egal, Hauptsache Bildung. Wir suchten uns einen Vorbereitungslehrgang für ein Fachstudium aus und machten erst einmal eine komplette »Runderneuerung« durch und konnten feststellen, wie dumm wir waren.

Das ging über viele Monate, zweimal die Woche nach Feierabend und zunächst ohne konkretes Ziel. Man lernte gleichgesinnte Jugendliche kennen und sprach über Studienrichtungen und die möglichen Bedingungen bei einem Studium und natürlich auch über das Geld, was man in dieser Zeit bekommen konnte. Noch war nichts entschieden, aber wir hatten »Blut geleckert«, wie man so sagt.

Mit einem Abschlußzeugnis der Volkshochschule war eine Bewerbung zu einem Studium schon wesentlich günstiger, also gab es schon gute Voraussetzungen.

### *Delegierung zum Studium*

Wir hatten nach den Anstrengungen in dem Vorbereitungslehrgang nun auch den Entschluß zu einem Studium gefaßt und dachten an eine Immatrikulation an der Ingenieurschule für Schwermaschinenbau und Elektrotechnik in Leipzig. Das war aber noch nicht alles, denn in dieser Zeit gehörte in der Regel zum Studium auch ein Delegierungsschreiben des Arbeitgebers. Es erforderte einige gesellschaftliche Aktivitäten des Bewerbers, so nannte man das damals. Konkret verbarg sich dahinter Mitgliedschaft in der FDJ oder SED oder in ähnlichen Organisationen.

Schon war wieder eine Bremse angezogen, denn solche Mitgliedschaft gab es bei uns nicht. Auch mußte die Sache mit dem zu erwartenden Stipendium geklärt werden. Wir waren beide verheiratet und hatten jeder ein Kind – unser Frank war im Februar 1956 geboren. Wir rechneten nach den damals bekannten Regeln für uns etwas über 200,- Mark aus und mußten darüber erst einmal mit unseren Frauen diskutieren. Unabhängig davon war die Gewerkschaftsleitung des Werkes »Motor« zu befragen, ob sie uns denn auch delegieren will.

Letzteres war die geringste Hürde in diesem Russenbetrieb. Der BGL-Mann, der uns vertraute Fritz Landgraf, machte das ganz einfach. Er sagte zu uns: »Ihr wißt doch, was da zu schreiben ist, macht mal einen Zettel fertig und bringt den zu mir!« Das war natürlich für uns das beste Verfahren, und so kam es, daß wir uns selber zum Studium delegiert haben. Es wurde aus dem Entwurf ein dienstliches Schreiben, z. T. in kyrillischer Schrift und mit einem mächtigen runden Dienstsiegel mit dem Sowjetstern und der Inschrift »sawot motor«. Sicher hatte auch noch ein Oberst seine Unterschrift draufgesetzt, es sah einfach gewaltig aus. Wer sollte da die beiden Schlosser noch ablehnen?

Nun, eine Ablehnung gab es schon noch, nämlich die der Ehefrau meines Kollegen, die wollte mit dem geringen Stipendium nicht auskommen. Meine Johanna dagegen sagte, daß wir es versuchen sollten, d. h. wir zwei, Johanna und ich, trotz Kind und Familie. Gerade jetzt, wann eigentlich, wenn nicht jetzt!

### *Drei Jahre Direktstudium*

Nach den monatelangen Vorbereitungen in der Volkshochschule hatte sich nun bei uns der Gedanke des Studierens festgesetzt und wurde ständig besprochen. Mein zeitlicher Begleiter in dieser Sache hatte nun endgültig das Handtuch geworfen, nachdem er erfahren hatte, wie es um das Stipendium stand. Seine Familie konnte nicht mit dem geringen Budget leben.

Wir zwei dagegen, Johanna und ich, haben alles durchgesprochen und uns dabei ein zu rosiges Bild gemacht. Wir wußten nicht, daß gerade eine neue Stipendienverordnung erarbeitet wurde, die nicht mehr die günstigen Bedingungen für Verheiratete enthielt. Zum Glück war das noch nicht bekannt, denn mit 150,- Mark im Monat hatten wir nicht gerechnet. Wir glaubten, daß ein Student mit Familie doch etwas mehr bekommen würde.

Meine Johanna hatte eine Arbeit angenommen, die nur in den Nachmittags- und Abendstunden möglich war. Sie hatte auf ihre Verkäuferinnenstelle verzichtet und war das Opfer eingegangen, als Reinigungskraft zusätzlich Geld zu verdienen. Fürwahr keine leichte Arbeit, und das alles, weil die Familie Geld brauchte und der Mann mit 26 Jahren ans Studieren dachte.

Es war wirklich verrückt, aber wer »A« sagt, muß auch »B« sagen, und so nahm dann eine wilde und bewegte Zeit ihren Lauf, über die wir heute noch oft sprechen. In der heutigen Überflußzeit kann man sich das manchmal gar nicht mehr recht vorstellen, aber es ging wirklich, die Bedürfnisse waren auch ganz anders. Und das entscheidende an dieser gemeinsamen Sache war, daß mir eine Partnerin zur Seite stand, auf die ich mich verlassen konnte. Unter diesen Bedingungen war natürlich mein Studium nicht so unbeschwert wie vielleicht bei einem Achtzehnjährigen. Ich habe mich sehr häufig selbst motiviert und zu mir gesagt: Das darf auf keinen Fall schief gehen!

Aber zunächst war erst eine Aufnahmeprüfung fällig, die jedoch infolge der guten Vorbereitung an der Volkshochschule keine ernsthafte Hürde darstellte. So waren die Weichen für den Beginn im September 1956 gestellt.

Wir trafen uns alle nach bestandener Prüfung in der alten Schule in der Dimitroffstraße, den alten Leipziguern bekannt als »Höma«, was für Höhere Maschinenbau-Schule stand. Damals mit der weiten und langen Bezeichnung »Ingenieurschule für Schwermaschinenbau



und Elektrotechnik Leipzig«. Die einzelnen Klassen waren schon eingeteilt, abhängig vom vorher ausgeübten Beruf. Wir waren die »1 M c«, »M« für Maschinenbau. Der abgeschlossene Facharbeiter in einem Metall- bzw. Elektroberuf war die Bedingung für die Aufnahme des Studiums an dieser Schule.

### *GST-Lager*

Wer nun glaubte, daß es losging mit der Wissenschaft, der war nach den vielen Vorübungen etwas enttäuscht. Kluge Polit-Köpfe hatten nämlich beschlossen, daß zunächst eine leichte militärische Übung für die Studenten viel wichtiger sei als Mechanik, Mathematik oder Fertigungslehre.

Also zog die gesamte Schule mit ihrem zackigen Direktor und fast der ganzen Lehrerschaft ins GST-Lager. Die »Gesellschaft für Sport und Technik (GST)« war für die vormilitärische Ausbildung der Studenten zuständig und führte zu diesem Zweck ein Lager an der Ostsee durch. Wir waren zunächst etwas erschrocken, zumal dazu auch ein bestimmter Betrag von den Studenten selbst finanziert werden mußte.

Ich konnte dieses Lager nur besuchen, wenn ich diesen Betrag auch einzahlte. Das ließ sich nur lösen mit etwas zusätzlicher Arbeit, und da konnte ich mich gleich eingewöhnen, denn solche Situationen sollten in den nächsten Monaten noch häufig eintreten. Meine erste Arbeit waren zwei Wochen in einer Futtermittelhandlung am Wahrerener Bahnhof. Das war fast wie beim Bauern auf dem Land, Heu und Stroh verladen und Häcksel schneiden. Das sauer verdiente Geld kam dann in den Haushalt und der größte Anteil für die Anzahlung »GST-Lager«. Das war schmerzlich, aber ein notwendiger Obolus.

Wie sich aber bald herausstellte, war dieses Lager bestens dazu geeignet, den neuen Klassenverband kennenzulernen und zu festigen. Wir haben uns bei Sport und Spiel, aber auch bei harten Marschübungen und anderen unangenehmen Spielchen kennengelernt. Der Zusammenhalt der Gruppe wurde gestärkt, ganz besonders dann, wenn übereifrige Unteroffiziere der NVA uns »schnicken« wollten. Schnell hatten sich Gleichgesinnte von den »üblen Fahنشwin gern« abgesondert oder wußten sie entsprechend zu behandeln.

Von meiner Vergangenheit hat dabei niemand etwas erfahren, obwohl ein Ereignis bald dazu geführt hätte. Ein ganz schneidiger

Parteisekretär wollte in einer lockeren Gesprächsrunde in den Dünen von Prerow jeden einzelnen vor der Gruppe vorstellen. Wir mußten Rede und Antwort zu politischen Fragen geben und uns vorstellen. Dabei kamen auch Fragen zu SED und FDJ, seit wann Mitglied und warum oder warum nicht. Das war für mich sehr kompliziert, und ich wußte mich hinter den Russen zu verstecken, bei denen ich ja bis dahin gearbeitet hatte. Ich sprach von »Schulter an Schulter mit unseren sowjetischen Genossen«, ein damals geflügeltes Wort. Sofort kamen Fragen zur ehemaligen Arbeitsstelle und dann das verständnisvolle Nicken des Parteisekretärs. Ich mußte nichts weiter sagen, und niemand fragte mich, wo ich denn von 1945 bis 1950 war. Das war auch besser so, denn es hätte Auswirkungen auf mein ganzes Studium haben können.

So blieben dann auch meine Studienfreunde bis nach der Wende unwissend über mein heikles Kapitel. Nur mein Spezi Joachim Kränkel wußte etwas von Mühlberg und Buchenwald. Ansonsten war niemand informiert, außer die Kaderakte, aber die durfte auch nicht jeder einsehen. Ich mußte also mein kleines Geheimnis für mich behalten, und das fiel mir nicht schwer.

Es gab jetzt ohnehin andere Sorgen. Der Studienbetrieb nahm uns voll in Anspruch, und manche wissentliche Schwierigkeit baute sich vor uns auf.

Verständlich war, daß Joachim Kränkel neben mir saß und wir uns bestens verstanden. Das gilt aber auch für viele andere. Alle hatten durch das GST-Lager ihre Partner und Freunde gefunden und wußten diese auch richtig einzuschätzen. Es war doch ganz sicher, daß nur wenige von uns glühende Sozialisten waren. Die große Masse machte hier mit, um überhaupt studieren zu können. Auf diese Weise war mit dem GST-Lager viel mehr erreicht worden, als die Oberen sich erhofften. Wir haben jedenfalls noch nach Jahren von der Nützlichkeit des Lagers erzählt. Dabei stand bei uns nicht die sogenannte Verteidigungsbereitschaft im Vordergrund, sondern die Freundschaft untereinander.

### *Wirtschaftliche Sorgen*

Nun war das Studium nicht bloß reine Lust und Freude. Besonders für mich war die wirtschaftliche Situation manchmal beängstigend. Ich habe in diesen drei Jahren nicht nur den Fuhrknecht beim Futtermittelhandel gemacht. Ich habe eigentlich jede Gelegenheit

zum Geldverdienen ausgenutzt. Dort war ich fast immer vereint mit einer ebenso armen »Sau«. Es war der Horst Fenske, der wie ich immer Geld brauchte, um seine Familie (Vater tot, Mutter und Geschwister versorgen) über Wasser zu halten.

Unser gemeinsamer Anfang in einer Feierabendarbeit war in einem Auslieferungslager der Fischwirtschaft in der Nähe vom Hauptbahnhof. Hier haben wir mitgeholfen, Fische auszuladen, die wegen der hohen Standgelder der Kühlwaggons nicht über den Feierabend bzw. über das Wochenende im Eisenbahnwaggon bleiben durften.

Horst war ein guter Radfahrer (Straßenamateur), so konnte er die nächste Arbeit gut gebrauchen. Denn wir hatten erfahren, daß die Post Telegrammfahrer benötigte und zwar für sonn- und feiertags. Damals wurden in Leipzig noch die Telegramme mit dem Rad ausgefahren, und dazu wurden immer Leute gesucht. Solche Einsätze waren für uns keine Seltenheit, und auch die Betriebe, in denen wir arbeiteten, waren höchst unterschiedlich. Wir haben außer den Produktionseinsätzen, an denen alle Semester teilnahmen, aber auch immer etwas eigenes gesucht. Wichtig war dabei, daß Geld verdient wurde und es sich mit unserem Studium vertragen konnte.

Einmal kam im heißen Sommer der Aufruf an alle, die Schweißer waren. Ein großer Gießereibetrieb (GISAG) im Leipziger Westen suchte dringend Arbeitskräfte, die Gußlunker ausschweißen konnten. Es handelte sich dabei um Löcher in schon fertigen Gußteilen, die zur Rettung des Gußrohlings mit einer Spezialelektrode schweißtechnisch ausgefüllt werden mußten. Das war dringende Exportarbeit, die Schule hatte grünes Licht gegeben, ein guter Verdienst war in Aussicht. Es ging bis tief in die Nacht, wir schweißten, was das Zeug hielt und hatten am anderen Tag einen guten Verdienst in der Tasche. Die Arbeit war relativ einfach zu bewältigen, weil die speziellen Gußelektroden fast von alleine liefen, wir brauchten nur die Löcher im Guß zu füllen, alles andere lag in den Händen der Weiterverarbeitung. Es war ein Riesenspaß für uns, so konnte es weitergehen, aber wir wollten ja Ingenieure werden und keine Schweißer. Es war wieder einmal der Beweis erbracht, daß man sich auch mal etwas zutrauen muß, unser Selbstvertrauen war äußerst gestärkt, wir waren stolz auf unsere Leistung.

Diese Gelegenheiten kamen noch oft auf uns zu in den drei Jahren. Nicht alles ging so gut wie bei den Schweißern, aber viel hat es uns geholfen, egal ob beim Kartoffeleinsatz, beim Rübenhacken, im

Maschinenbau, im Stahlhochbau bei Bleichert oder beim Standaufbau in der Messehalle. Die Achtung vor jeder körperlichen oder handwerklichen Arbeit wurde uns schon anerzogen. Als dann unsere Produktionseinsätze in den Konstruktionsbüros oder in den Leitungsebenen stattfanden, hat uns der »gute Draht« zur Basis immer einen Vorteil gebracht.

Nun muß ich auch hier noch einmal ein Wort zu meiner Johanna sagen, die ja einen wesentlichen Anteil am Gelingen des so verspäteten Studiums eines ehemaligen Internierten hatte. Ich erwähnte schon, daß sie eine Arbeitsstelle gefunden hatte, wo ihr Einsatz erst am Nachmittag gebraucht wurde. Und das war in einer Schule in unserer Nähe. Reinigen von Klassenzimmern war angesagt, und das von einer Telefonistin, Kassiererin, Verkäuferin. Das alles konnte sie, aber wegen des Kindes und meines Studiums hat sie eine Arbeit angenommen, die weit unter ihrem Können lag, nur um die wirtschaftliche Misere ein wenig abzuschwächen. Johanna hatte dann bald eine Heimarbeit gefunden, die zwar auch nicht viel besser war, aber der Junge konnte nun bei seiner Mutti sein.

So haben wir uns durchgewurstelt und manche Schwierigkeit gemeinsam überwunden. Heute denken wir oft an diese Zeit und vergleichen, ob das mit den heutigen Ansprüchen auch zu schaffen wäre. Eine starke Motivation für mich war immer der Gedanke: Du darfst hier nicht versagen! Wenn zu Hause alles für das Studium geopfert wird, muß in der Schule alles diesem Ziel dienen.

Dazu hat mich auch eine Begegnung ganz besonders angestachelt, von der ich hier berichten will. Nachdem ich schon mehrere Monate an der Ingenieurschule war, habe ich einen alten Kollegen vom »Roten Stern« getroffen, der mich lange nicht gesehen hatte und sich natürlich nach meinem Verbleib erkundigte. Als ich ihm sagte, daß ich ein Studium angefangen habe, war er ganz überrascht und fragte, ob sie denn jetzt jeden nehmen zu der Studiererei. Er hatte mich noch in Erinnerung wie zu meiner Schlosserzeit. Ich war damals immer zu Blödsinn und mancher Tollerei aufgelegt und galt vielleicht bei vielen meiner Kollegen als nicht sonderlich ernsthafter Typ. Als er nun so abfällig fragte, ob sie »jeden« nehmen, hat mich das schon etwas beleidigt. Ich habe zwar nicht lauthals protestiert, aber für mich war es Ansporn, solchen Leuten gegenüber zu beweisen, daß doch etwas Gehirnmasse vorhanden war. Ich wollte meinen alten Kollegen von früher zeigen, daß ein Schlosser aus ihren Reihen schon Ingenieur werden kann.

Daß ich das Ganze nur sechs Jahre nach meiner Entlassung aus Buchenwald angehen konnte, machte mich schon ein wenig stolz und stärkte das Selbstbewußtsein. Da war keine Zeit mehr für Pessimismus, wie etwa nach der Devise »... wer einmal aus dem Blechnapf frißt«.

### *FDJ-nik oder Partei*

Nach einigen Veränderungen in der Zusammensetzung unseres Semesters ergab es sich, daß ich der Älteste in der Truppe war und zum FDJ-Sekretär gewählt wurde. Heute würde man Klassensprecher dazu sagen. Damals war es aber auch eine Funktion, die Zusammenarbeit mit der Schulleitung und der FDJ-Leitung erforderte. Da mußten außer der schulischen Leistung auch politische Übungen erfüllt werden, und das waren Verpflichtungen und Zielstellungen der verschiedensten Art. Gleichzeitig wurde auch fleißig für die Partei der Arbeiterklasse geworben, und es fiel den Nichtbereiten unsagbar schwer, sich aus der Affäre zu ziehen. Man konnte ja nicht so direkt sagen: »Mich interessiert dieser Quatsch nicht!«

Da war mir doch der FDJ-Sekretär das kleinere Übel und hat mir dann noch ein wenig Spaß gemacht. Ich stand von da ab, wie häufig im späteren Leben, zwischen Baum und Rinde. Weisungen der Schulleitung mußten umgesetzt werden, obwohl die Einsicht in die Notwendigkeit oft fehlte. Vor der Klasse mußte aber die Maßnahme verkündet werden, die uns alle zum Beispiel in einen Arbeitseinsatz schickte oder zu einer politischen Aktion verpflichtete.

Zur Charakterisierung des diktatorischen Prinzips an der Schule will ich hier ein Beispiel zeigen. Der Direktor der Ingenieurschule war ein scharfer Lehrer und noch schärferer Genosse. Er hatte eine Sprechanlage mit Zwangsschaltung an die Lautsprecher in allen Klassenzimmern, so konnte er zu jeder Unterrichtszeit mit allen Lehrern und Schülern sprechen. »Achtung! Hier spricht der Direktor! Verehrte Kollegen, entschuldigen Sie die Störung des Unterrichts. Ich bitte alle FDJ-Sekretäre zu einer wichtigen Information sofort zu mir!«

So etwa lautete eine Durchsage. Wir wußten dann schon, daß da etwas Wichtiges im Busche war, keine Macht der Erde konnte uns jetzt aufhalten. Und so war es dann auch, der Direktor teilte uns mit, daß sofort ein Produktionseinsatz in einem Betrieb, der ganz wichtige Exportverpflichtungen zu erfüllen habe, erforderlich sei. Das hatte

zur Folge, daß aller Unterricht abgesagt war, natürlich auch manche Klausur, der wir mit bangem Warten entgegen gesehen hatten, aber unsere Dozenten saßen am längeren Hebel und versprachen uns, die Klausuren nicht zu vergessen.

Für uns gab es erst einmal eine willkommene Abwechslung, in den Betrieben des Maschinenbaus wurden wieder einmal die Schlosseranzüge gebraucht. Spaß hat es gemacht, Prämien gab es, gutes Essen in der Betriebskantine und viel Neues gab es zu sehen, auch fachlich nicht ohne Auswirkung auf unsere Ausbildung.

Der Direktor hatte nun ebenfalls seinen großen Tag. Wie ein Feldmarschall besuchte er seine Jungens an der »Produktionsfront« und ließ sich von unseren Leistungen berichten. Der Gerechtigkeit halber muß aber auch gesagt werden, daß er sich für uns einsetzte, wenn die Unterbringung, das Essen oder die Arbeit nicht stimmte. Zum Hofkehren oder Spänefahren durften wir nicht eingesetzt werden, dazu war unser Sondereinsatz zu kostspielig.

Und noch in einer anderen Form unterschieden wir uns vom sogenannten »feinen Studenten« der Hochschule oder Universität: Wir hatten Schulpflicht, d. h. wir hatten jeden Tag Unterricht nach Stundenplan und waren verpflichtet, am Unterricht teilzunehmen. Krankheiten und Unpäßlichkeiten waren mit ärztlicher Bescheinigung zu belegen oder dem Klassenleiter glaubhaft zu machen. »Blau machen« nach einer Zechtour war also im höchsten Grade unerwünscht und konnte zu großen Unannehmlichkeiten führen. Dazu hatte der Direktor das Recht, einen Studenten wegen Disziplinlosigkeit sofort in den Betrieb »zurückzudelegieren«. Es herrschten Zucht und Ordnung, sicherlich nicht zu unserem Schaden, für Demokratiefaselien, wie sie heute manchmal anzutreffen sind, war kein Raum.

Ich glaube nicht, daß wir unter diesen Maßnahmen und Methoden zu Schaden gekommen sind. Wir haben anlässlich von späteren Klassentreffen (30 und 35 Jahre später) mit großer Herzlichkeit unsere Lehrer gefeiert und ehrenvolle Begegnungen mit ihnen gehabt.

Bei diesem »zackigen« Direktor war es verständlich, daß er seine »Jungen« auch zur Armee schickte. Sechs Wochen Reservistenlehrgang mußten noch absolviert werden. Wir haben auch das überstanden.

Dann begann die Zeit der letzten Studienwochen und damit die Konzentration auf die Ingenieurarbeit, die sehr umfangreich anzufertigen war. Ich hatte die Konstruktion eines Anlegers für Postscheck-

anweisungen zu erfüllen und war deshalb für mehrere Tage nach Wahren in die elterliche Wohnung umgezogen. So konnte ich konzentriert arbeiten, ohne die Aufsicht für den inzwischen dreijährigen Frank übernehmen zu müssen.

Alle Abschlußarbeiten liefen bestens ab. Am 9. Juli 1959, an meinem Geburtstag, wurde die feierliche Übergabe der Urkunden vollzogen. Ich war jetzt Ingenieur für Maschinenbau in der Fachrichtung Getriebetechnik/Polygrafische Maschinen. Es war ein glücklicher und stolzer Tag mich und meine Familie. Jetzt konnte nun endlich wieder Geld verdient werden, und die schweren finanziellen Sorgen wurden etwas gemildert.

### *Neue Tätigkeit als Ingenieur*

Ich will hier den Lebensweg nach meinem dreijährigen Studium beschreiben. Besondere Bedeutung nimmt nun eine Rolle ein, die durch die gesellschaftlichen Verhältnisse in der DDR von mir gefordert wurde. Man hatte uns in der Ingenieurschule schon darauf vorbereitet, daß von den jungen Ingenieurkadern eine eindeutige Haltung zu Staat und Gesellschaft verlangt werde. Mit anderen Worten, es wurde nun aktiv bei den jungen Kadern um alle möglichen gesellschaftlichen Aktivitäten geworben, also Parteieintritt, Kampfgruppe, Mitgliedschaft in allen denkbaren Organisationen; sogar mit einer freiwilligen Blutspende konnte man sich eine zeitweise Ruhe erkaufen.

Wer natürlich den Eintritt in die SED auf sich nahm, konnte, außer der Tatsache der regelmäßigen Mitgliederversammlungen und Parteilehrjahr-Veranstaltungen, jetzt ruhiger leben. Er war sozusagen ein gesellschaftlich tätiger Mensch und als Genosse »über jeden Zweifel erhaben«.

Im September 1956 begann mein Leben als Ingenieur in der grafischen Industrie. Im Leipziger Osten, in einer Großbuchbinderei, war die erste Anstellung nach drei Jahren Direktstudium. Man muß heute sagen, daß das für uns von der Kaderleitung (heute Personalbüro) der Schule soweit organisiert wurde, daß der Absolvent nur noch hingehen mußte und zu sagen hatte: »Hier bin ich, mein Name ist ...«

Es gab drei Angebote, unter denen man auswählen konnte. Verheiratete hatten im Leipziger Raum Gelegenheit, eine Stelle zu finden. Meine Stellen waren in der grafischen Industrie, im Bereich der Verpackungsindustrie bzw. in einem Alu-Foliewerk in Merseburg.

Ich entschied mich kurz und entschlossen für die Großbuchbinderei in der Nähe der Oststraße, weil ich dort noch die günstigste Form einer Ingenieur Tätigkeit sah. Dabei war trotz Praktikum für uns noch nicht klar, wie eine Tätigkeit eines Ingenieurs auszusehen hatte. Sicher war das abhängig vom Einsatz in einem Ingenieurkollektiv oder aber in der Leitung eines Betriebes. In einem Entwicklungskollektiv oder Konstruktionsbüro tauchte man als Neuling in der Masse unter. Was mir nicht widerfuhr, denn ich hatte sofort in der Leitung des Betriebes unter dem Technischen Leiter meine Position als Sicherheitsingenieur zu beziehen. Da mußte Neuland betreten werden, zumal an der Schule das Fach Arbeitsschutz keine allzu große Rolle gespielt hatte.

Ich konnte mich aber schnell einarbeiten und diese verantwortungsvolle Arbeit aufnehmen. Besonders angenehm ist mir dabei die Erinnerung an einen Ingenieur Wolfgang Zeichart, der mir in einer sehr menschlichen Art den Anfang der ersten Tage erleichterte. Er konnte, obwohl auch erst wenige Monate von der Schule weg, mir den Beginn im neuen Beruf etwas leichter und einfacher gestalten. Es ist wohltuend, wenn man in einem solchen neuen Abschnitt des Berufslebens Menschen findet, die sich ganz normal verhalten und die Schwierigkeiten so klein machen können, daß es gar keine mehr sind. Wir duzten uns sofort, und er war ein brauchbarer Kumpel für mich.

In der Großbuchbinderei hatte ich nun gleich einen finanziellen Nachteil, weil dieser Betrieb zur Leichtindustrie zählte. Das bedeutete, daß die üblichen 625,- Mark Anfangsgehalt nicht gezahlt werden konnten und wir in dieser Position nur etwas über 500,- Mark Bruttogehalt bezogen. Der Werkleiter machte mir ein Gnadengeschenk, und ich konnte in wenigen Wochen auf sage und schreibe 515,- Mark steigen. Da lachten meine ehemaligen Schlosserkollegen mich aus und sagten: »Da hast du nun drei Jahre studiert!«

Das war damals wirklich ein Widerspruch, und wir brauchten noch sehr lange, bis der finanzielle Anschluß an vergleichbare Familien hergestellt war. Meine kleine Familie war aber gewöhnt, nicht üppig zu leben, für uns war dieser Verdienst schon eine Errungenschaft. Ich habe dann auch sehr rasch die in diesem Industriezweig üblichen Sprünge mitgemacht, aber das Traumziel von 625,- Mark nicht erreicht.

In der Leitung wimmelte es von guten Genossen, und so kam es wieder zur oft gestellten Frage: »Wann willst Du den Schritt vom



›Ich‹ zum ›Wir‹ nun endlich vollziehen?« So nannte man das damals, wenn jemand in die Partei eintreten sollte. Meine Vergangenheit als Internierter war, wie immer, niemandem bekannt, die Kaderakte hatte zwar den Vermerk, aber nicht jeder durfte in dieser Akte lesen. Ich war also ein ganz »Normaler« und konnte umworben werden.

Nun habe ich nie versucht, bei solchen Werbungen direkt »mit der Tür ins Haus zu fallen« und meine unrühmliche Vergangenheit in die Diskussion zu bringen, obwohl ich manchmal Lust verspürte, mich als Unwürdigen darzustellen, der das Ansehen der Partei schädigt. Aber das war mir damals zu hoch gegriffen, und ich versuchte, mich auf andere Art herauszuwinden.

Es war in solchen Fällen ein gutes Taktieren mit dem Parteisekretär erforderlich, um sich nicht in eine schwierige Lage zu bringen. Manchmal gab es auch die Wahl des kleineren Übels, wie ich es in diesem Falle tat. Ich sagte zu, bei den Kampfgruppen als Parteiloser mitzuwirken und hatte damit die Mitgliedschaft in der SED abgebegeben. Aus der Kampfgruppe konnte ich mich schon eher einmal verabschieden, die Parteimitgliedschaft konnte man dagegen nicht wie einen Mantel wechseln.

Es blieb mir danach nicht erspart, mit anderen Kollegen und Genossen im Rosental oder im Naunhofer Forst mit dem Gewehr herumzuspringen und Krieg zu spielen. Viele Kämpfer hatten wie ich die Nase voll, wir konnten uns nur im übertriebenen Humor gegenseitig Mut machen und verhielten uns so, wie wir es schon bei der Armee gelernt hatten. So wurde aus diesem Quatsch wenigstens noch ein großer »Männerulk«, mit anschließendem Bier und deftigem Essen. Wir waren immer froh, wenn es nach Hause ging oder wenn wir uns vor einer Übung drücken konnten. Das einzig Positive an diesen Übungen war das Kennenlernen und die Kameradschaft untereinander, besonders mit Kollegen, die man im täglichen Berufsleben brauchen konnte oder mit denen man erst auf diese Weise Kontakt hatte.

Ich habe in diesem Betrieb viel Administration auszuführen gehabt. Die Tätigkeit als Sicherheitsingenieur war zwar interessant, konnte aber auch »ins Auge gehen«, wenn man beispielsweise in einen schweren Betriebsunfall verwickelt war und dabei eine Verletzung der Aufsichtspflicht nachgewiesen bekam. Das hatte ich zum Glück nicht erlebt, es konnte aber jederzeit eintreten. So habe ich also neben meiner Arbeit auch immer Ausschau nach einer weniger gefährlichen Tätigkeit, wenn möglich mit größerem Verdienst, gehalten.

Der Zufall sollte mir eines Tages einen Kollegen in den Betrieb schicken, der mir eine offene Planstelle in einem Industriezweiginstitut anzeigte. Er war ebenfalls ein Absolvent (Jungingenieur) von unserer Schule, der ein Jahr früher fertig geworden ist. Er hatte im damaligen Institut für polygrafische Maschinen begonnen und mich im Betrieb getroffen. Durch seinen Hinweis machte ich mich auf in die Schönbachstraße und hatte auch auf Anhieb Glück mit meiner Bewerbung. Dem Institutsdirektor Dr. Petzold war ich schon während des Praktikums bekannt geworden, es gab also keine Probleme. Es war damals nicht schwer, die Arbeitsstelle zu wechseln, es gab einen permanenten Personalmangel, anders als heute.

### *Im Institut für polygrafische Maschinen*

Ich begann in einer Abteilung »Buchbindereimaschinen«, traf dort auf den Klassenfreund Winfried Böttcher und viele sehr angenehme Kollegen, die alle mit mir an Forschungs- und Entwicklungsarbeiten der polygrafischen Industrie gearbeitet haben. Mich nahm die neue Aufgabe in Beschlag, und meine Kollegen wollten nicht von mir wissen, wo ich früher einmal war.

Bei dieser Gelegenheit konnte ich auch die Kampfgruppe abschütteln. Das Institut war politisch nicht so verrückt wie ein Produktionsbetrieb, und damit war die Ruhe wieder hergestellt. Wir benahmen uns loyal, schwammen nicht gegen den Strom und konnten gut unsere Arbeit machen. Gehaltlich war ebenfalls eine Barriere überwunden. Wir konnten uns bis an die Traumgrenze von 950,- Mark heranarbeiten, mehr war nicht möglich, wir waren nicht alle Hochschulabgänger. Trotzdem war das ein stolzes Gehalt und dazu noch ein äußerst interessantes Aufgabengebiet.

Manchmal wollte auch hier ein Parteisekretär etwas mehr von uns, und es wäre auch für uns gut zum Vorwärtskommen gewesen. Aber man konnte die Parteimitgliedschaft gut abblocken, sie konnten auch hier die knallharte Antwort vertragen: »Ich will nicht, kein Verlangen, Genosse zu werden!« Ich habe es mehrfach so konkret ausgesprochen und trotzdem meine Bahn gezogen. Nicht alle waren gezwungen, mit den Wölfen zu heulen. Es gehörte natürlich eine Portion Charakterstärke dazu, solche Prozesse durchzustehen.

Ich konnte mich in diesem Kollektiv wohl fühlen und habe mehr als fünf Jahre als Entwicklungsingenieur in diesem Institut gearbeitet.

Sehr gute Kollegen waren dort zusammen, und unsere Arbeit fand zwischen vielen Industriebetrieben und Maschinenbaubetrieben statt. Wir haben bei einigen Entwicklungen mitgewirkt und dabei äußerst interessante Aufgaben bewältigt.

Hinzu kamen Nebentätigkeiten, die uns außerdem noch Anerkennung bei der Institutsleitung einbrachten. Damals war es im Lande stark verbreitet, daß Ingenieure und in ähnlichen Berufen Tätige einen Nebenverdienst hatten. Zu diesem Zweck gab es extra einen Gesetzestext, der mögliche Verdienste und die abzuführenden Steuern regelte. Er nannte sich »Arbeit nach dem Gesetzblatt 35«. Wenn der Arbeitgeber diesem Vorhaben zustimmte, konnte man einen schönen »Pfennig« zusätzlich verdienen.

Die Arbeitskräftelage in der DDR war so angespannt, daß viele Betriebe sich dieser Regelung bedienten und wir damit immer etwas Zusätzliches hatten. Auf diese Weise ist mancher »Trabant« bei uns Ingenieuren gewachsen, und wer besonders fleißig war, konnte es auf einen »Wartburg« bringen.

Als die Ingenieurschule für Polygrafie Lehrkräfte für das Fach Maschinenelemente suchte, lag es auf der Hand, sich dazu Ingenieure aus dem Industriezweiginstitut zu holen. Wir, Peter Koch und ich, bewarben uns und hinterließen offensichtlich einen guten Eindruck. Dabei war es mir schon ein wenig komisch, hatte ich doch im Umgang mit Schülern wenig Erfahrung. Peter dagegen war Diplomingenieur und hatte bereits in Dresden bei jüngeren Semestern als Assistent gearbeitet. Aber ich hatte doch so was noch nicht gemacht. Da hat mir Peter einen Schub gegeben und gesagt, daß man alles irgendwann einmal zum ersten Mal macht, also los, Abmarsch und Geld verdienen. Ähnlich wie an der Ingenieurschule stürzten wir uns auf ein neues Gebiet, mit dem unbändigen Willen, es zum Erfolg zu bringen.

Das war eigentlich der Grundstein für meine spätere Lehrtätigkeit, die ich noch viele Jahre betrieben habe. Wir hatten zunächst Klassen im Abendstudium und waren bei Meistern und Ingenieuren eingesetzt, tagsüber mußten wir ja unserer eigentlichen Profession nachgehen. Als dann unsere Namen und Eignungen über die Schule hinaus bekannt wurden, haben wir auch in Betriebsschulen, Abendakademien und ähnlichen Einrichtungen Unterricht oder Vorlesungen gehalten. Ganz besonders stolz war ich, als ich in meiner alten Ingenieurschule einen Abendkurs halten mußte. So war außer dem Zusatzverdienst noch eine Erweiterung unseres Wissens als Neben-

produkt herausgekommen, was für den späteren Einsatz nicht unwichtig war.

Es war inzwischen das Jahr 1966 erreicht, und die EDV war nicht länger zu umgehen, was meinen Einsatz in der Polygrafie bald beenden sollte. Ich mußte meinem Institutsdirektor Peter Obst sagen, daß ich nunmehr auf das EDV-Schiff aufspringen wollte. Das war für beide Seiten nicht leicht, wurde aber dann einvernehmlich gelöst.

### *Start in das neue Metier EDV*

Im März 1966 begann ich eine völlig andere Tätigkeit beim Vorläufer von ROBOTRON, damals noch unter dem Namen Bürotechnik. Dieser Betrieb war beauftragt, ein Schulungszentrum für Programmierer und Organisatoren der EDV einzurichten und suchte deshalb Lehrkräfte. Hier kam mir die Lehrertätigkeit aus der vorherigen Zeit gelegen, und meine Bewerbung konnte das als besonderes Merkmal aufweisen. Wir Neulinge mußten natürlich selbst erst auf die Schulbank. IBM-Spezialisten haben uns damals geschult, und wir bereiteten uns auf das erste EDV-System der DDR »R 300« vor.

Ich muß heute sagen, daß dieser Start in ein völlig neues Gebiet etwas fast Abenteuerliches war und daß die Zeit bei ROBOTRON meine schönsten Berufsjahre waren. Das zeigt sich auch in der langen Zeit, die ich an dieser Arbeitsstelle ausgehalten habe, fast 18 Jahre. Es war anfänglich schwierig, und ich hatte manchmal das Gefühl, daß ich es nicht begreifen werde. Ich war immerhin schon 36 Jahre alt. Die anderen Kollegen waren fast alle zehn Jahre jünger und haben alles viel schneller kapiert. Wie in der Ingenieurschule war ich auch dort fast immer der Älteste unter den Kollegen, die mit nur wenigen Ausnahmen einfach phantastisch waren. Abteilungsleiter und Gruppenleiter waren schon eingestellt, wir anderen waren das Fußvolk. Unsere Leistungen wurden nach Lehrgangsteilnehmern gemessen. Wer viel Lehrgänge hielt, war gut zu gebrauchen.

Es war eine wunderbare Kollegialität unter uns. Niemand wollte mehr werden als der andere. Wenn wir unsere Lehrgänge hielten, konnte uns niemand dazwischenquatschen, denn wir hatten uns allmählich zu Spezialisten hochqualifiziert. Unsere Vorgesetzten konnten uns eigentlich nur noch anfeuern, noch mehr Menschen auszubilden. Politisch ließ man uns weitgehend in Ruhe, zumindest

in den ersten Jahren. Hier war Wissen gefragt und nicht die schon von mir gehaßte »Fahnschwingerei«. Natürlich gab es auch wieder Gelegenheit, nach Feierabend Lehrgänge zu halten. Die Betriebe, die in den nächsten Monaten einen Rechner zugeteilt bekamen, mußten ja ein EDV-Kollektiv auf die Beine stellen, der Betrieb mit EDV durchorganisiert werden. Wenn also ROBOTRON keine Lehrgangsplätze hatte, dann mußte man eben die EDV-Spezialisten in die Betriebe holen. Das brachte viel Zusatzverdienst, aber auch viel geopfert freie Zeit. Zum Glück haben alle solche Konjunkturwellen auch einmal eine Abschwächung, und der geregelte Lehrgangsbetrieb hielt Einzug. Jetzt war auch Zeit zu zusätzlicher Qualifizierung. Wir machten fast alle ein pädagogisches Zusatzstudium an der TU Dresden und hatten dann einen pädagogischen Abschluß. Gut für das Weiterkommen oder das Gehalt. Wir waren gut bezahlte Ingenieure und lange Zeit Spitzenverdiener in der DDR.

### *Politische Einstellung und Schachzüge*

Es begann meine schönste Zeit im Berufsleben. Vielseitiger Erfolg stellte sich ein, wir waren angesehene Spezialisten. Das hat Spaß gemacht, wir waren relativ jung und auf dem richtigen Dampfer. Viele sehr gute Kollegen waren in verschiedener Weise mit mir verbunden, zum Teil mit gemeinsamer Lehrgangsdurchführung oder mit gemeinsamem Auslandseinsatz, bei gemeinsamer Feierabendarbeit, aber auch beim geselligen Feiern, für das viele Anlässe vorhanden waren. Natürlich blieben die politischen Quälgeister nicht aus. Jetzt sollte endlich Ordnung in den »Sauhaufen von überzüchteten Akademikern« gebracht werden.

Es stürzten sich die Werber wieder auf uns und wollten Mitglieder für die SED oder Kämpfer für die Kampfgruppe. Wir hatten unsere Art gefunden, sie abblitzen zu lassen. Meine Methode war inzwischen die knallharte Absage, so unmißverständlich, daß selbst erfahrene Genossen erschrocken waren und mich warnen wollten vor der Gefährlichkeit dieses Auftretens. Ich habe dann nach gewisser Zeit etwas eingelenkt und das kleinere Übel Zivilverteidigung auf mich genommen. Darin sahen wir wenigstens einen Sinn, denn es handelte sich hierbei um eine Art Katastrophenschutz, und der war sicherlich vernünftig, wenn er nicht politisch mißbraucht wurde. Viele Kollegen gingen deshalb diesen Kompromiß

ein. Wir sind dabei nicht schlecht gefahren, die Übungen hielten sich in Grenzen, wir hatten wieder einmal Ruhe.

Ein besonders dienstgeiler Abteilungsleiter hatte nun eines Tages doch meine Kaderakte gesichtet und über meinen Lageraufenthalt etwas erfahren. Er war parteilos und in dieser Beziehung ein übler Zeitgenosse. Der hatte sich nun gedacht, daß er mit solch einem schwarzen Schaf in der Abteilung nicht gut weiterkommen könnte. Er nutzte eine Gelegenheit außerhalb der Arbeitszeit, mit mir darüber zu sprechen. Es ging ihm weniger um mein persönliches Schicksal als vielmehr um sein Ansehen bei der Direktion.

Er machte mir den Vorschlag, dieses Vergehen doch nach so vielen Jahren einfach aus der Akte zu streichen und durch einen neuen Lebenslauf die Zeit von Mühlberg und Buchenwald zu tilgen. Da war er aber an die richtige Adresse bei mir gekommen. Ohne »wenn und aber« lehnte ich das Ansinnen ab und ließ ihn stehen. Ende der Diskussion, aber auch vorläufiges Ende bei Gehalt und Reisekader; Kollege Kretzschmar ansonsten brauchbar, aber politisch sehr bedenklich. Nun, ich konnte damit leben, hatte aber nunmehr einen wirklichen Feind bei ROBOTRON zu beachten.

### *Auslandseinsätze*

Lange währte diese Blockade nicht, denn plötzlich entstand ein großer Bedarf an Schulung, weil die Sowjetunion in das EDV-Geschehen mit einbezogen wurde. Jetzt wurden wieder alle verfügbaren Lehrkräfte gebraucht, und es galt, Lehrgänge in der Sowjetunion zu halten, natürlich mit Dolmetschern. Darin hatten wir Übung, denn in Leipzig waren schon viele Russenlehrgänge gehalten worden. Nun also im Mutterland des Sozialismus, das war wieder eine Herausforderung für mich. Ich muß gestehen, daß mir das nicht ganz gleichgültig war, konnte ich doch jetzt auf Leute treffen, die einmal meine Erzfeinde waren, sicherlich nicht in reiner Person, aber doch in einer Form, die mir vielleicht bekannt war.

Alles fauler Zauber. Ich hatte nichts zu befürchten, im Gegenteil, wir waren angesehene Genossen. Damals war es noch üblich, daß alle als »Towarisch« angesprochen wurden, unabhängig davon, ob derjenige in der Partei war oder nicht.

Ich war mit Reiner Keilacker gemeinsam dort und hatte in Reiner einen sehr angenehmen Kollegen als Begleiter, der natürlich genau

wie ich sehr gespannt war auf das Land der Kommunisten. Seine politische Einstellung war ähnlich wie meine, und wir konnten jeden Tag Neues und Verrücktes erleben.

Da wir im Unterschied zu den DDR-Touristen wie die Leute des eigenen Landes lebten, uns selber versorgten, mit der Metro auf Arbeit fuhren, unser Essen in Betriebskantinen oder Restaurants einnehmen mußten und zu allem Überfluß noch am Abend einkaufen gingen, erfuhren wir aus erster Hand, wie man im Sozialismus wirklich lebt. Da war ja die DDR im Vergleich dazu der reine »Westen«. Wir waren fast immer sechs bis acht Wochen im Lande und konnten uns mit der Zeit ganz gut zurechtfinden.

Wir haben tolle Erlebnisse gehabt, prächtige Menschen kennengelernt und manche Begegnung erlebt, die uns auch nachdenklich gemacht hat. Im Rechenzentrum eines Atomforschungsinstituts kamen wir mit Akademikern zusammen, bei denen es möglich war, auch ohne Dolmetscher frei zu sprechen. Bei diesen Gelegenheiten haben wir Meinungen und Erkenntnisse erfahren, die in keiner Zeitung gestanden haben. Wir konnten die Menschen gut verstehen, entweder in Englisch oder gar viele in Deutsch. Was die uns sagten, machte uns manchmal sehr betroffen. Am liebsten hätte ich ihnen von meinem Lagerleben etwas erzählt, aber ich hielt es für sehr gefährlich und konnte mich bremsen.

Im russischen Alltag haben wir die wildesten Erlebnisse in den Hotels und Restaurants, aber auch in den Warenhäusern und Geschäften gehabt, deshalb »wild«, weil für uns ungewöhnlich, wenn man z. B. an die Rolle des »Administrators« in jedem vornehmen Restaurant denkt. Wir versuchten anfangs, diesen Posten zu ignorieren und haben uns hingeworfen, wo Platz war. Das war aber für unseren ausgehungerten Magen gar nicht bekömmlich, weil wir auf diese Art nie einen Kellner sahen. Wir haben sehr schnell gelernt, wie das geht und kamen besser voran, wenn wir die Regeln des Landes beachtetten.

Das galt aber auch bei den Einkaufsschlangen in der Kaufhalle, in den Bier- und Spirituosengeschäften oder an den Automaten der Metro. Besonders problematisch für uns war die Benutzung der Toiletten, weil hier teilweise eine Technologie erforderlich war, die man nur erleben muß und nicht beschreiben kann. Ich war ja aus den Lagern einiges gewöhnt, hatte aber nie geglaubt, daß es in Moskau ähnlich zugeht.

Wenn ich dagegen an die Besuche im Kreml denke, an die Tretjakow-Galerie, das Puschkin-Museum, das Bolschoi-Theater oder die

Konzerte im alten Konservatorium, dann war wohl Moskau eine Reise wert. Wir haben Schnee und Eis erlebt, knöcheltiefen Matsch in den Straßen, herrliches Maiwetter und trockene Sommerhitze am Ufer der Moskwa.

Ebenfalls interessant für uns war auch ein Einsatz in Riga, den ich wieder mit Reiner Keilacker zu erfüllen hatte. Auch hier galt unsere Neugier der Stadt und den Menschen, besonders an den Wochenenden waren wir viel unterwegs. Wir konnten damals die Unabhängigkeitsbestrebungen der Letten nicht so direkt spüren, wir waren mit zu vielen Russen zusammen, die ja ganz offiziell das Geschehen in Riga diktierten. Es war auch niemand bereit, einem unbekanntem Deutschen seine wahre Meinung offenzulegen.

Das Verhalten gegenüber uns als Ausländer war beeindruckend. Ich bin nicht sicher, ob das Erlebte eine angeordnete Maßnahme war oder ob es typisch für Lettland ist. Schon auf dem Flugplatz im damaligen Leningrad fiel uns auf, daß wir Ausländer als erste aufgefordert wurden, das Flugzeug zu betreten, erst nach uns stiegen die Landsleute ein. In Riga angekommen, holte man uns von der Maschine ab mit der Frage, ob wir die Spezialisten aus Leipzig seien. Wir hatten in unseren Tagen bei den Russen nie den Eindruck gehabt, daß man uns lieber wieder von hinten sehen wollte. Sicher gehört dazu aber auch ein Verhalten gegenüber dem Fremden, welches Arroganz und Überheblichkeit ausschließt.

Besonders angenehm empfanden unsere Gastgeber, wenn man in der Landessprache grüßen konnte, »bitte« und »danke« in Russisch formulierte oder gar einige Brocken der Sprache gebrauchte. Dann merkte man sofort, daß der Verständigung keine Grenzen mehr gesetzt sind, auch wenn es dann mit Händen und Füßen weitergehen mußte, weil der Sprachvorrat erschöpft war.

So haben wir außer dem Lehrgang in Riga auch eine wunderschöne Stadt kennengelernt, die uns viel angenehmer und behaglicher erschien als Moskau. Sie ist viel kleiner und hat auch einige sehr markante Gebäude und Sehenswürdigkeiten, die an die Hansezeit erinnern und den Vergleich mit Rostock zulassen.

Eine Begebenheit wäre für uns bald gefährlich geworden, und das kam so. Wir wollten auch mal das Meer sehen und hatten einen Besuch nach Jurmala geplant. Das war ein Ostseebad, in der Rigaer Bucht gelegen, mit einem Vorortzug erreichbar. Daran konnte sich eine Wanderung anschließen zur Mündung der Daugava (Düna).



So hatten wir einen herrlichen Strandspaziergang über mehrere Kilometer. Was wir aber nicht bedacht hatten, war die strategische Lage dieser Landspitze. Wir überschritten eine schlecht markierte Sperrzone und gerieten von hinten in eine militärische Basis, die sicher mit Raketen und Ortungssystemen besetzt war. Nach unseren Informationen mußte etwa dort eine Bushaltestelle zu finden sein, von der wir wieder nach Riga zurückfahren konnten. Wir mußten aber vorher noch eine militärische Kolonne passieren, die ziemlich bewaffnet aussah. Zu allem Überfluß hatten wir Fernglas und Fotoapparat bei uns, aber gut versteckt unter dem Anorak.

Jetzt galt es nur noch, im straffen Schritt auf die Soldaten zuzumarschieren. Ich glaube, wir haben sogar in der Landessprache einen Gruß entboten und waren recht glücklich, nach kurzer Zeit einige Zivilisten anzutreffen, die uns den Weg zur Bushaltestelle zeigen konnten. Wieder in Riga eingetroffen, erfuhren wir erst, in welche gefährliche Gegend uns unser Sonntagsausflug geführt hatte.

Für uns als Reisekader konnte es sehr unangenehm werden, wenn wir die Spielregeln nicht einhielten. Man forderte untadeliges Auftreten, sorgsame Verwendung der Reisezahlungsmittel, strikte Einhaltung der Zoll- und Devisenbestimmungen sowie Meldung aller außerdienstlichen Kontakte. Letzteres wurde natürlich ständig durchbrochen, ließ sich aber auch kaum kontrollieren. Die Kaderabteilungen der Betriebe waren die Überwacher des Reisegeschehens und hatten in ihren Reihen auch Mitarbeiter der Stasi, die entsprechende Vorkommnisse weiterleiten mußten.

Mit dieser Schilderung soll der Abschnitt über das neue Metier EDV abgeschlossen werden, der zum schönsten Teil meines Berufslebens gezählt werden kann.

Ich hatte dann schon einige gesundheitliche Probleme, mein Herz machte erstmalig Schwierigkeiten. Dankbar nahm ich ein Angebot an, was mir das anstrengende Sprechen ersparte. Ich übernahm 1979 die Herstellung der Schulungsdokumentation und konnte hier wieder an die Polygrafie anknüpfen. Jetzt war es notwendig, mit Druckereien und Buchbindereien in Verbindung zu treten und die termingerechte Auslieferung des Schulungsmaterials zu garantieren. Das hielt ich noch einige Zeit durch, um dann bei günstiger Gelegenheit wieder zur Polygrafie zurückzukehren.

Ich hatte Kontakte geknüpft mit alten Kollegen der Polygrafie und fand an der Schulungsdokumentation keine Freude mehr, zumal mir

die Möglichkeit einer leitenden Funktion durch einen linientreuen Genossen verbaut wurde. Ich hatte die Abteilung Schulungsdokumentation recht gut aufgebaut und mußte mir jetzt einen »Experten« gefallen lassen, der sich ins gemachte Nest setzen wollte. Sicher hat dabei meine Kaderakte eine entscheidende Rolle gespielt. Ich wollte unter diesen Bedingungen nicht mehr weitermachen und habe auf eigenen Wunsch den Betrieb ROBOTRON verlassen.

### *Rückkehr zur Polygrafie*

Durch die letzte Tätigkeit im Bereich der Schulungsdokumentation war ich mit vielen ehemaligen Kollegen zusammengetroffen und konnte mir ein Bild machen über den gegenwärtigen Bedarf in diesem Industriezweig. Ein verlockendes Angebot gab es in einem Verpackungsmittelbetrieb, der einen Technischen Leiter suchte. Leider war diese Tätigkeit nur vom Namen her interessant. Es stellte sich heraus, daß hier ein »Mädchen für alles« gesucht wurde. Natürlich war ich an den Druckmaschinen interessiert, aber der ständige Kleinkrieg mit allem und jedem war doch eine Idee zu viel. Ich habe dort viel kennengelernt, mußte in bekannter Weise improvisieren und war darüber nicht glücklich.

Ein Werkleiter machte »den Kohl fett«, wie man zu sagen pflegt. Ich hatte einen Vorgesetzten, der mir die Arbeit schwer machte. Am liebsten hätte er meinen Parteieintritt. Undiskutable Befehlsempfänge und dazu eine fachliche Ahnungslosigkeit, die schon Schmerzen bereitete. Meine Vergangenheit ließ er Gott sei Dank unberührt.

So war es nur logisch, daß dieser Betrieb mich nicht begeistern konnte. Es fiel mir nicht schwer, mich nach einer anderen Arbeit in diesem Industriezweig umzusehen, hatte ich doch die Freiheit, in Leipzig lange Ausschau zu halten.

### *»Leipziger Volkszeitung« und ZENTRAG*

So kam ich auch bei der »Leipziger Volkszeitung« (LVZ) vorbei, die damals noch nicht in Stahmeln war. In der Investbauleitung suchte man einen Maschinenbauingenieur, der an der Rekonstruktion des Zeitungsbetriebes beteiligt sein sollte.

Lange Gespräche mit dem Technischen Leiter gingen der Anstellung voraus, und ich war gewarnt durch das gerade absolvierte Abenteuer »Verpackung«. Ich erfuhr von der nunmehr dritten Rekonstruktion der Zeitung. Alle Vorschläge zu einem Neubau waren wegen Geldmangels abgelehnt worden. Nun sollte eine Rekonstruktion »im eigenen Safte« erfolgen, d. h. alles innerhalb des Geländes der Volkszeitung mit einem Überbauungsgrad, der von keinem Stadtarchitekten genehmigt werden dürfte.

Aber die Macht der ZENTRAG war gewaltig. Die ZENTRAG stellte gewissermaßen die Kombinarsleitung der gesamten Druckindustrie der DDR dar. Der Generaldirektor war dem ZK der SED direkt unterstellt, um die führende Rolle aller Zeitungshersteller und Druckbetriebe zu kontrollieren. Das wußten natürlich alle Beschäftigten der ZENTRAG, und man war gut beraten, nicht quer zu liegen. Ein Zeremoniell besonderer Art lernte ich dabei kennen. Der Technische Direktor antwortete auf meine Frage, ob ich in die Partei eintreten müsse, daß das nicht nötig sei. Eine Prüfung sei allerdings erforderlich. Ich mußte meine Personaldaten und die Nummer meines Personalausweises nennen. Alles wurde zu einem Sicherheitsboß nach Berlin gemeldet, und der ließ über Computer prüfen. Nach kurzer Zeit kam die Rückmeldung: »Kann eingestellt werden«. So eine kurze Prüfung hatte ich noch nicht erlebt, es mußte also ein gewaltiger Computer der Stasi grünes Licht gegeben haben. Das erstaunte mich total, denn ich hatte gedacht, daß meine Jahre als Vorstrafen registriert waren.

Von dieser Seite kein Hindernis. Unabhängig davon gab ich wieder einen lückenlosen Fragebogen ab, sicher ist sicher. Wer nun glaubte, die LVZ wäre besonders politisch exakt, der hatte sich, wie ich, getäuscht. Daß es ein Arbeitszimmer in der LVZ gab, an dem sehr deutlich und groß geschrieben stand »Beauftragter des Ministeriums für Staatssicherheit«, machte uns nicht weiter nervös, man konnte damit leben. Die Leute hatten neben allgemeinen Sicherheitsaufgaben die spezielle Pflicht, für die pünktliche Auslieferung der LVZ zu sorgen. Diesem Punkt wurde im Betrieb alles untergeordnet, die Drucker bekamen danach ihre Leistungsprämien ausgezahlt.

So mußten wir vom Bau natürlich dieses Heiligtum ebenfalls schützen und unterstellten alles dem hundertprozentigen Erscheinen der LVZ. Das ließ sich einrichten, wir waren inzwischen ausgefuchste Kenner aller Einrichtungen und Abteilungen des Betriebes. Man hatte eine Investbauleitung zusammengestellt, die einen Bauinge-

nier an der Spitze hatte, dazu einen Maschinenbauingenieur, zwei Drucker und einen Drucktechnologen. Für mich war in den nächsten Jahren vorgesehen, zunächst auf dem Bau mitzuwirken, dann die anlagentechnische Ausrüstung aufzubauen, um anschließend den Aufbau einer Zeitungsrotationsmaschine zu leiten. Nach dem Aufbau wäre ich erster Maschineningenieur geworden und hätte dann noch etwa zwei Jahre gehabt, um einen Nachfolger einzuarbeiten. Das hätte bis 1995 gedauert, also bis zum Renteneintritt.

Wir mußten uns zunächst alle auf den Baubetrieb einarbeiten. Bauspezialisten waren reichlich vorhanden, gute Ingenieure und Poliere, gute Maurer und Zimmerer. Aber wir waren die Kenner der Szene, denn wir hatten den Betrieb kennengelernt bis in den kleinsten Winkel. Wir mußten den alten Bestand erfassen und mit den Entwürfen der Architekten koordinieren, an Ort und Stelle die Realisierung vorbereiten und den Baubeginn sicherstellen.

Hinter diesen Sätzen steckt eine Riesenmenge Arbeit, und wir hatten reichlich Gelegenheit, uns zu bewähren. Was aber war, wenn sich mit den Aufgaben auch Schwierigkeiten, Fehler und Pannen einstellten? Davon gab es in den vielen Monaten genug Möglichkeiten: Wassereintrüche, Leitungsschäden am Elektronetz und am Nachrichtensystem, vergraute Mitarbeiter, ungeduldige Leiter und was es so noch geben kann auf einer großen Baustelle. Das Schlimmste wäre eine Havarie oder ein Brand an der Zeitungsrotation gewesen. Wir blieben zum Glück von ernstesten Fällen dieser Art verschont. Ich habe mir immer ausgemalt, wie die ZENTRAG oder das ZK darauf reagiert hätten, wenn man dort erfahren hätte, daß zu den Schuldigen ein ehemaliger Internierter gehört.

Ich will es gleich sagen, es waren schöne perspektivische Träume. Der ZENTRAG ging das Geld aus und natürlich auch der DDR. Das Vorhaben LVZ wurde im Dezember 1985 gestoppt, alles blieb so wie angefangen, keine neue Maschine, kein Aufbau einer neuen Halle. Alles war unvollendet und damit auch unsere Vorbereitungen, die schon über mehrere Jahre gingen. Wer das schon einmal mitgemacht hat wird wissen, wie vernichtend so etwas ist. Hochmotivierte Mitarbeiter hängen plötzlich durch. Der Dampf ist weg, alle lassen die Flügel hängen, nichts geht mehr.

Unter diesen Bedingungen wollten viele nicht mehr weitermachen und entschieden sich für einen neuen Arbeitgeber, so auch ich. Wieder Wechsel, aber diesmal nur innerhalb des Industriezweiges,

also weiter unter der Führung der ZENTRAG, die ja inzwischen alle Bereiche der Druckindustrie an sich gerissen hatte.

### *Institut und berufliches Ende*

Im Frühjahr 1986 habe ich dann wieder meine Fühler ausgestreckt und mit zahlreichen Kollegen des Industriezweiges über mein neues Begehren gesprochen. Bei dieser Gelegenheit habe ich auch meinem alten Kollegen Richard Kruschwitz einen Besuch abgestattet, der zu dieser Zeit Abteilungsleiter im Institut für grafische Technik Leipzig war. Dieses gut angesehene Institut war zum Industriezweig-Institut der ZENTRAG avanciert. Es bestand aus vielen Fachabteilungen der Druckindustrie, u. a. auch einer Fachabteilung Buchbinderische Weiterverarbeitung.

Für diese Abteilung konnte mich Richard gewinnen. So war im April dann mein erster Arbeitstag im Institut, und der war längst nicht so kompliziert wie vor 27 Jahren in der Großbuchbinderei. Inzwischen war man schon einiges gewöhnt, aber auch die angenehmen Kollegen machten mir den Anfang leicht, besonders Richard, der als parteiloser Abteilungsleiter unter der ZENTRAG-Sonne auch kein leichtes Handeln hatte. Entsprechend war auch seine Mannschaft eingestellt, keine »Fahnschwinger«, keine Linksüberholer. Es herrschte politische Windstille, sehr zum Leidwesen des Parteisekretärs, der uns aber auch nicht zu anderen Einstellungen stimulieren konnte.

Ich wurde wissenschaftlicher Mitarbeiter, so nannte man alle Ingenieure und Diplomingenieure und Doktoren, die hier tätig waren. Es wurde fast ausschließlich an Forschungsthemen gearbeitet, die von der ZENTRAG vergeben wurden. Themen der Betriebe waren uns viel angenehmer, weil man hier das Gefühl hatte, man tat etwas Nützliches. Auch waren solche Arbeiten für mich interessanter, weil daran Kollegen aus den Betrieben beteiligt waren, mit denen man schon früher zusammengewirkt hatte.

Ich war als neues Mitglied über den kollegialen Zusammenhalt sehr erstaunt, so wollten es eigentlich die sozialistischen Gebieter. Es kam aber dieser Geist aus einer ganz anderen Richtung, sicherlich einfach aus der menschlichen Nähe aller Beteiligten.

Mittendrin ich, als ehemaliger Internierter. Ich wollte meine Vergangenheit nicht preisgeben, wollte mich nicht interessant machen und sagte deshalb kein Wort zu meinem Schicksal. Ich dachte

im Stillen, daß Richard, unser Boss, schon mal meinen Fragebogen gelesen hat und war froh, daß er nie etwas dazu sagte. Manchmal benutzte ich Ausdrücke, die meine Kollegen verwundert hörten, und ich gab dann zur Erklärung: »Das haben wir bei den Russen so gemacht oder so genannt.«

Das war nicht falsch, ich war ja vor dem Studium mehrere Jahre bei den Russen beschäftigt. So waren deshalb meine Kollegen, mit denen ich noch heute guten Kontakt halte, äußerst überrascht, als sie nach der Wende über den Mühlberg-Bericht erstmalig erfuhren, welches Mitglied in ihren Reihen war. Ich glaube, sie haben mir das nicht übelgenommen und konnten sich im Nachhinein denken, daß das für mich nicht immer leicht war.

Die vielen Gelegenheiten, im Verein mit den Kollegen zu sein, einen Spaß zu haben und irgendeinen Anlaß zu feiern, haben sich bis heute erhalten. Ich bin immer ganz glücklich, wenn sie mich als Rentner noch dazu einladen. So reißt der gute Faden, den wir zusammen gesponnen haben, Gott sei Dank nie ab.

Damit ist auch der Übergang zum unvermeidlichen Ende des Berufslebens schon gegeben. Die Wende brachte auch das Ende des Instituts. ZENTRAG, das war einfach SED, und SED war Schuld an allem. Alle Versuche, das Institut zu retten, schlugen fehl. Nach der Devise »Rette sich wer kann« fingen die einzelnen Gruppen mehr oder weniger privat an, etwas zu organisieren. Manche machten kleine Firmengründungen, andere wurden von Westfirmen übernommen, weitere verraten und verkauft. Ich spare mir meine Gedanken zu der großen Wende, die doch für viele so hoffnungsvoll begann.

Ich habe kurz in zwei dieser Unternehmungen mitgewirkt, hatte aber auch Sorgen, mich an diesen verrückten Rhythmus der Marktwirtschaft zu gewöhnen und wollte auch kein Kapitalist werden. Da sich gesundheitliche Probleme bei mir einstellten, folgte ich dem Rat meiner Hausärztin und beendete diese unruhige Zeit am 30. November 1992. Ich ging in den Altersübergang, weil ich ja noch fast drei Jahre bis zur Rente zu wirken hatte. Hier hatte ich nun Zeit, mich mit meinem kranken Herzen zu befassen. Viele Sorgen und auch gefährliche Anfälle gingen einer Diagnose vorher, die als Aortenklappeninsuffizienz bezeichnet wurde. Nun erfolgte auch der Hinweis auf einen möglichen Herzklappenersatz, also Operation und künstliche Herzklappe.

Das war ein Schlag für mich, wo ich doch durch regelmäßigen Sport einer solchen Sache vorbeugen wollte und diesen Sport auch mit Begeisterung betrieben habe. Es hat nicht geholfen. Die Ärzte sagten, daß dieser Fehler schon zur Jugendzeit erworben sein könnte und von mir bis dahin unbeachtet war. Es kann auch die schwere Zeit im Lager daran einen Anteil haben, was aber kein Arzt nach 50 Jahren bescheinigen wollte. Ich bereitete mich auf die bevorstehende Operation vor, die dann im Frühjahr 1994 mit Erfolg ausgeführt wurde.

So bin ich in die Rentnerzeit »hineinoperiert« worden und habe diesen neuen Lebensabschnitt mit etwas Vorsicht und Achtsamkeit auf meinen Körper begonnen. In dieser Zeit hat sich mein langjähriges Hobby, die Imkerei, bestens bewährt. Eine sinnvolle Beschäftigung mit viel Natur und selbst gestellten Aufgaben, im Sommer wie im Winter, hält mich in Bewegung. Ich will es noch eine Weile so halten und dabei etwas schreiben, wie diese Zeilen.

Mit meiner Johanna zusammen sollte uns das noch eine gewisse Zeit gelingen, wenn ihr Rücken und mein Herz dabei noch mitspielen. Die Zeit vor 50 Jahren wird dabei immer noch mal erwähnt, hat aber infolge der vielen schönen und angenehmen Ereignisse der zurückliegenden Jahre etwas an Grausamkeit verloren.

# ANHANG







### ZUM AUTOR

Wolfgang Kretzschmar wurde 1930 in Leipzig geboren und war bis zum Erreichen des Rentenalters als Entwicklungingenieur tätig.

Seine Schulzeit fand nach Volks-, Mittel- und Oberschule keinen Abschluß infolge der Inhaftierung im Jahre 1945. Nach seiner Freilassung 1950 begann er eine Lehre als Werkzeugmacher und war in diesem Beruf bis 1956 tätig. Ein erfolgreich abgeschlossenes Ingenieurstudium in Leipzig führte 1959 zu verschiedener Berufsausübung in der polygrafischen Industrie sowie im Bereich der EDV.

Nach der politischen Wende und Wiedervereinigung Deutschlands begann er mit der Aufzeichnung seiner Erlebnisse in den Speziallagern Mühlberg und Buchenwald und trat mit dem Feature »Geheimbefehl Nummer 00315« über den MDR 1998 erstmals an die Öffentlichkeit.

Anschrift: Karl-Helbig-Straße 13, 04159 Leipzig.

### VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

SEITE 19: Skizze einer Baracke (zwei Kompanien).

SEITEN 54/55: Kassiber aus dem Lager Mühlberg (Dezember 1945).

SEITE 73: Skizze der Küchenbaracke.

SEITE 104: Wolfgang Kretzschmar kurz vor seiner Internierung.

SEITE 105: Entlassungsbescheinigung vom 16. Januar 1950.

SEITE 113: Entlassene Internierte widerlegen die Westpresse. In: »Leipziger Volkszeitung« vom 21. Januar 1950.

Der Umschlaggestaltung lag die Aufnahme des Lagertors von Mühlberg (1945) zugrunde. Die Veröffentlichung des Umschlagfotos erfolgte mit freundlicher Genehmigung der Initiativgruppe Mühlberg durch Eberhard Hofmann, Burgstädt. Die Abbildungen 1 bis 6 stellte der Autor zur Verfügung.

## AUSGEWÄHLTE VERÖFFENTLICHUNGEN

- GÜNTER AGDE: Sachsenhausen bei Berlin: Speziallager Nr. 7. 1945–1950. Kassiber, Dokumente und Studien. Berlin 1994.
- BAUTZEN-KOMMITE (HRSG.): Das Gelbe Elend: Bautzen-Häftlinge berichten. 1945–1956. Berlin <sup>2</sup>1997.
- MARGRET BECHLER: Warten auf Antwort. Ein deutsches Schicksal. Ullstein-Verlag Frankfurt am Main, Berlin <sup>18</sup>1993.
- KURT BERNER: Spezialisten hinter Stacheldraht. Berlin 1990.
- SIGRID DRECHSLER: Im Schatten von Mühlberg. Kunstverlag Paris 1996.
- PETER ERLER/THOMAS FRIEDRICH: Das sowjetische Speziallager Nr. 3 Berlin-Hohenschönhausen. Berlin 1995.
- GERHARD FINN: Die politischen Häftlinge der Sowjetzone. Pfaffenhofen 1960.
- URSULA FISCHER: Zum Schweigen verurteilt. Denunziert – verhaftet – interniert (1945–1948). Dietz Verlag Berlin 1992.
- JAN VON FLOCKEN/MICHAEL KLONOVSKY: Stalins Lager in Deutschland 1945–1950. Dokumentation, Zeugenberichte. Ullstein-Verlag Frankfurt am Main/Berlin 1991.
- KARL WILHELM FRICKER: Politik und Justiz in der DDR. Zur Geschichte der politischen Verfolgung 1945–1968: Bericht und Dokumentation. Köln 1979.
- NORBERT HAASE/BRIGITTE OLESCHINSKI (HRSG.): Das Torgau-Tabu. Wehrmachtstrafsystem – NKWD-Speziallager – DDR-Strafvollzug. Leipzig <sup>2</sup>1997.
- WALTER KEMPOWSKI: Ein Kapitel für sich. dtV München <sup>13</sup>1994.  
– Im Block. Goldmann Verlag München 1992.
- ACHIM KILIAN: Einzuweisen zur völligen Isolierung. NKWD-Speziallager Mühlberg/Elbe 1945–1948. Forum-Verlag Leipzig <sup>2</sup>1993.  
– Die Mühlberg-Akten. In: Deutschland Archiv 26(1993)10.  
– Verschollen in Deutschland seit 1945, 1946, 1947 ... Über den Umgang mit Toten stalinistischer »Gewahrsame«. In: Deutschland Archiv 28(1995)9.
- ERHART KRATZSCHMAR: ... von Wurzeln über Mühlberg nach Sibirien ... Bittere Jugendjahre 1945–1950. Selbstverlag 1995.
- KURT LEHMANN: »Richter hat gesprochen: 10 Jahre Lager«. Stalins Militärjustiz in Deutschland 1946. o. O. 1990.
- GUDRUN LENZER: Frauen im Speziallager Buchenwald 1945–1950: Internierung und lebensgeschichtliche Einordnung. Münster 1996.
- WALTER MEYER: Meine Erlebnisse in den Speziallagern 1 und 2. (1945-1950). In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung 32(1990)6.
- SERGEJ MIRONENKO/LUTZ NIETHAMMER/ALEXANDER VON PLATO (HRSG.) IN VERBINDUNG MIT VOLKHARD KNIGGE UND GÜNTER MORSCH: Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945 bis 1950. Bd. 1: Studien und Berichte. Hrsg. und eingeleitet von Alexander von Plato. Akademie Verlag Berlin 1998.
- JÖRG MORRÉ: Speziallager des NKWD. Sowjetische Internierungslager in Brandenburg 1945–1950. Hrsg. von der Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung, der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen. Potsdam 1997.

- KLAUS-DIETER MÜLLER/JÖRG OSTERLOH: Die andere DDR. Eine studentische Widerstandsgruppe und ihr Schicksal im Spiegel persönlicher Erinnerungen und sowjetischer NKWD-Dokumente. Dresden 1995.
- LUTZ NIETHAMMER: Alliierte Internierungslager in Deutschland nach 1945. Vergleich und offene Fragen. In: Von der Aufgabe der Freiheit: Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen zum 5. November 1995. Hrsg. von Christian Jansen. Berlin 1995. S. 469–492.
- JOHN NOBLE: Verhaftet-verbannt-verleugnet. Mühlberg 1945–1948. Selbstverlag 1990.
- BRIGITTE OLESCHINSKI/BERT PAMPEL: »Feindliche Elemente sind in Gewahrsam zu halten«. Die sowjetischen Speziallager Nr. 8 und Nr. 10 in Torgau 1945–1948. Gustav Kiepenheuer Verlag Leipzig 1997 (= Schriftenreihe der Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft. Bd. 3).
- »Nazis«, »Spione«, »Sowjetfeinde«? Die SMT-Verurteilten im April 1953 in Torgau. In: Deutschland Archiv 28(1995)5.
- BENNO PRIESS: Unschuldig in den Todeslagern des NKWD 1946–1954: Torgau, Bautzen, Sachsenhausen, Waldheim. Calw 1991.
- Erschossen im Morgengrauen. Verhaftet, Gefoltert, Verurteilt, Erschossen. Calw 1997.
- ROCCO RABIGER: »Allenfalls kommt man für ein halbes Jahr in ein Umschulungslager ...« Nachkriegsunrecht an Wittenberger Jugendlichen. Mit Beiträgen von Gisela Gneist, Horst Neuendorf und Chris Milcke. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft Lager Sachsenhausen 1945–1950 e. V. in Zusammenarbeit mit dem Historischen Seminar der Universität Leipzig, Lehrstuhl für Neuere und Zeitgeschichte. Torgau 1998 (= Schriftenreihe Torgauer Strafvollzugsbeiträge. Bd. 4).
- SIEGFRIED RULE: Unvollständige Chronik 1945–1950. Ein Tagebuch zur Werwolf-Legende. Selbstverlag 1996.
- GEORG SCHMIDT: Nachkriegsjahre. Selbstverlag 1995.
- HERBERT TAEGE (HRSG.): Die Gefesselten. Deutsche Frauen in sowjetischen Konzentrationslagern. Dokumentierende Wort- und Bildanalogue. Askania-Verlagsgesellschaft Lindhorst 1987.
- ILSE THIEN: Zeugnisse einer Gefangenschaft. Verlag Der Heimkehrer Bad Godesberg 1962.
- Ölsnitz–Mühlberg–Buchenwald–Waldheim (Gedichte). Eigenverlag Rottach-Egern. o. J.
- ROSEMARIE UND HANS VOELKNER: Unschuldig in Stalins Hand. Briefe–Berichte–Notizen. Brandenburgisches Verlagshaus Berlin 1990.
- HAGEN VOLKER: Sibirien liegt in Deutschland. Arani-Verlags-GmbH Berlin-Grunewald 1958.
- HORST WIENER: Anklage: Werwolf. Die Gewalt der frühen Jahre oder Wie ich Stalins Lager überlebte. Reinbek bei Hamburg 1991.

LIEFERBARE VERÖFFENTLICHUNGEN  
DER ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN e. V.

(Stand Dezember 1998)

A. AUS UNSEREN SCHRIFTENREIHEN:

TEXTE ZUR POLITISCHEN BILDUNG

*Heft 2:* Reimar Gilsenbach/Joachim S. Hohmann: Beiträge zur Geschichte der Sinti und Roma. Mit einem Titelfoto von Christiane Eisler und einer Besprechung von Ulrich Heinemann. Leipzig 1992. 51 S.

*Heft 4:* Bärbel Bergmann: Arbeitsunsicherheit. Erleben und Bewältigen. Eine Studie aus dem Raum Dresden. Leipzig 1993. 44 S.

*Heft 5:* Uta Schlegel: Politische Einstellungen ostdeutscher Frauen im Wandel. Leipzig 1993. 60 S.

*Heft 6:* Walter Poeggel: Deutsch-polnische Nachbarschaft. Die Verträge über Grenzen und gute Nachbarschaft – Grundlage für ein konstruktives Verhältnis zwischen Deutschland und Polen. Leipzig 1993. 74 S. ISBN 3-929994-03-8.

*Heft 7:* Ernstgert Kalbe: Aktuelles und Historisches zum jugoslawischen Konflikt. 2., durchges. Aufl. Leipzig 1993. 50 S. ISBN 3-929994-01-1.  
(Unkostenbeitrag jeweils Vereinsmitglieder 3,00, ansonsten 4,00 DM)

*Heft 8:* Otto Rosenkranz/Gerhard Müller: Landwirtschaft in den neuen Bundesländern. Überarb. und erg. Neuauflage. Leipzig 1998. 72 S. ISBN 3-932725-11-5. [Enthält: Vorwort zu einer Neuauflage. S. 5. – Otto Rosenkranz: Die Landwirtschaft in den neuen Bundesländern. Was war – was ist – was wird sein? S. 7–32. – Gerhard Müller: Die Strukturkrise in der Landwirtschaft Westeuropas und die Chancen für die Landwirtschaft in den neuen Bundesländern. S. 33–47. – Otto Rosenkranz: Nachwort. S. 49–59. – Prof. Dr. Dr. h. c. Peter Tillack: Zum 85. Geburtstag von Prof. Dr. h. c. Otto Rosenkranz. S. 61–64. – Zu den Autoren dieses Heftes. S. 65–67. – Weitere Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. S. 69–72.]  
(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 3,00, ansonsten 5,00 DM)

*Heft 10:* Elenor Volprich: Langzeitarbeitslosigkeit in Ostsachsen. Leipzig 1994. 58 S. ISBN 3-929994-12-7.

*Heft 11:* Beiträge zur Geschichte des Warschauer Ghettos. Leipzig 1994. 67 S. [Enthält: Marian Feldman: Der Aufstand im Warschauer Ghetto. S. 5–15.— Eva Seeber: Das Ghetto von Warschau. Von der Ausgrenzung zum Völkermord. S. 17–58. ISBN 3-929994-13-5. [Für den Druck bearbeitete und ergänzte Fassungen der Vorträge, die

die Verf. auf der Gedenkveranstaltung des Polnischen Instituts Leipzig, der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig, des Bundes der Antifaschisten und des Rosa-Luxemburg-Vereins am 28. April 1993 aus Anlaß des 50. Jahrestages des Aufstandes im Warschauer Ghetto gehalten haben.] – Ausgewählte Veröffentlichungen über das Warschauer Ghetto S. 59–61.]

*Heft 13:* Eva-Maria und Lothar Elsner: Ausländerpolitik und Ausländerfeindschaft in der DDR (1949–1990). Leipzig 1994. 92 S. ISBN 3-929994-14-3.

*Heft 14:* Jürgen Becher: Wohnen und Mietrecht. Ausgewählte Probleme in Ostdeutschland. Leipzig 1994. 41 S. ISBN 3-929994-14-3.

*Heft 15:* Sarkis Latchinian: »Maastricht« – Hoffnung für Europa? Fehlentwicklungen der europäischen Wirtschafts- und Währungsunion. Leipzig 1994. 47 S. ISBN 3-929994-14-3.

*Heft 17:* Walter Poeggel: Der deutsch-tschechoslowakische Nachbarschaftsvertrag als Ausgangspunkt einer neuen Ära in den gegenseitigen Beziehungen. Leipzig 1994. 59 S. ISBN 3-929994-26-7.

*Heft 18:* Kurt Finker: 20. Juli 1944 – 20. Juli 1994. Eine notwendige Nachbetrachtung. Leipzig 1995. 88 S. ISBN 3-929994-32-1.

*Heft 19:* Werner Bramke: Carl Goerdeler und Leipzig. Leipzig 1995. 92. S. ISBN 3-929994-39-9.

*Heft 20:* Walter Poeggel: Der Völkerbund als zwischenstaatliche Organisation für den Weltfrieden und die Haltung Deutschlands. Zum 75. Jahrestag der Gründung des Völkerbundes. Leipzig 1995. 66 S. ISBN 3-929994-47-X.  
(Unkostenbeitrag jeweils Vereinsmitglieder 3,00, ansonsten 4,00 DM)

*Heft 21:* Sarkis Latchinian: »Maastricht – eine Fehlkonstruktion für Europa. Studie zur geplanten europäischen Währungsunion. Leipzig 1996. 79 S. ISBN 3-929994-70-4.  
(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 3,00, ansonsten 5,00 DM)

*Heft 22:* Andrea Fischer-Tahir und Christian Pommerening: Zwischen Aufstand und Flucht. Zur jüngeren Geschichte Irakisch Kurdistans. Leipzig 1996. 106 S. ISBN 3-929994-81-X.  
(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 5,00, ansonsten 7,00 DM)

*Heft 24:* Der Osten im Übergang vom Industrie- zum Informationskapitalismus. Kolloquium am 30. September 1995 in Dresden. Leipzig 1997. 155 S. ISBN 3-932725-23-9. [Enthält: Horst Kreschnak: Sachsen und der Übergang vom Industrie- zum Informationskapitalismus. S. 5–40. – Hans-Gert Gräbe: Arbeit und Wissen in der modernen Gesellschaft. Zur Kritik eines engen Arbeitsbegriffes. S. 41–55. – Jürgen Leibiger: Industrie- oder Informationskapitalismus? Beobachtungen zum Wan-

del der Wirtschafts- und Sozialstrukturen in der Gegenwart. S. 57–70. – Michael-Alexander Holzmüller/Reinhard Lauter: Neue Lebensweisen erfordern eine neue Mensch-Technik-Beziehung. S. 71–77. – Hans G. Helms: Electronic battlefields *oder* Die Einübung des imitativen Gehorsams. S. 79–90. – Johannes Gildemeister: Zur Desinformation in der »Informationsgesellschaft«. S. 91–98. – Heidrun Laudel/Eleanor Volprich: Architektur und städtische Gemeinschaft im Informationszeitalter. Eine Zustandsbeschreibung. S. 99–115. – Konrad Haase: Demokratisierung als Bedingung des Übergangs zur Informationsgesellschaft. S. 117–126. – Jochen Gläser: Informationskapitalismus als Gegenstand von Theorie und Politik. S. 127–133. – Joachim Bischoff: Krise des Fordismus oder Informationskapitalismus? S. 135–144. – Zu den Autoren dieses Heftes. S. 145–147. – Lieferbare Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung. S. 149–155.]

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 5,00 DM, ansonsten 8,00 DM)

*Heft 25:* Polen und Deutsche – Eine schwierige Nachbarschaft? Wandel und Wahrnehmung. Leipzig 1997. 80 S. ISBN 3-932725-16-6. [Enthält: Gerhard Voigt: Polen und Deutsche – Eine schwierige Nachbarschaft? Wandel und Wahrnehmung. S. 7–25. – Wojciech Wiczorek: Polen zwischen Aufschwung und ...? Versuch einer kurzen Analyse. S. 27–31. – Peter Hamann: Der Blick über Oder und Neiße. Polen im Spiegel der deutschen Presse. S. 33–67. – Zu den Autoren dieses Heftes. S. 69. – Weitere Veröffentlichungen des Rosa-Luxemburg-Vereins. S. 71–80.]

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 4,00, ansonsten 5,00 DM)

*Heft 26:* Erhard John: Im Heute ist das Gestern lebendig. Zu historisch bedingten kulturell-geistigen Elementen nationaler Konfliktpotentiale in Ost- und Südosteuropa. Leipzig 1998. 84 S. ISBN 3-929994-98-4.

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 4,50, ansonsten 7,00 DM)

## TEXTE ZUR LITERATUR

*Heft 1:* Im Zwielficht des Jahrhunderts. Beiträge zur Hölderlin-Rezeption. Leipzig o. J. 72 S. ISBN 3-929994-17-8. [Enthält: Vorbemerkung. S. 5. – Alfred Klein: Im Zwielficht des Jahrhunderts. Johannes R. Bechers Hölderlinbilder. S. 7–32. – Klaus Pezold: »So kam ich unter die Deutschen«. Stationen und Probleme der Hölderlin-Rezeption im Deutschland des 20. Jahrhunderts. S. 33–48. – Günter Mieth: Ein Rückblick auf öffentliche Hölderlin-Ehrungen 1970. S. 49–65. – F. A.: [Annotation zu:] Gregor Wittkop (Hrsg.): Der Pflegsohn. Texte und Dokumente 1806–1843 mit den neu entdeckten Nürtinger Pflegschaftsakten. Stuttgart, Weimar 1993. S. 66–69.]

*Heft 2:* Verbrannt, verboten, verbannt. Vergessen? Zum 60. Jahrestag der Bücherverbrennung von 1933. Leipzig 1995. 76 S. ISBN 3-929994-34-8. [Enthält: Vorbemerkung. S. 5. – Alfred Klein: Vernichtungssymbol und Mobilmachungssignal. Zum ideologiegeschichtlichen Ort der Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933. S. 7–28. – Hans Jürgen Friederici: Bücherverbote und Bücherverbannung in der Buchstadt Leipzig. S. 29–36. – Anneliese Feurich: Erinnerung an Karl Barth. S. 37–38. – Wolfgang U. Schütte: Bücherverbrennung 1933 und Büchervernichtung 1989/1990. S. 39–41. – Juliane Krummsdorf: Probleme einer Bibliothekarin im Umgang mit

Schwarzen Listen, Schandpfahl und Autodafé. S. 42–46. – Frank Andert: Tucholsky auf den Müll? S. 47–51. – Rahel Springer: Der Verlust von Büchern war schmerzlicher als der von Möbeln. S. 52–53. – Rudolf Scholz: Rede anlässlich der Eröffnung der Ausstellung »Verbrannt, verboten, verbannt. Vergessen?« S. 55–63. – Personalialia. S. 65–70.]

(Unkostenbeitrag: jeweils Vereinsmitglieder 3,00 DM, ansonsten 4,00 DM)

*Heft 3:* Werner Schubert: Friedrich Nietzsche und seine Nachwelt in Weimar. Leipzig 1997. 103 S. ISBN 3-929994-93-3.

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 5,00 DM, ansonsten 7,00 DM)

*Heft 4:* »Die Stimme erheben ...«. Die russische Literatur in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts. Leipzig 1997. 128 S. ISBN 3-932725-31-X. [Enthält: Vorbemerkung. S. 5. – Roland Opitz: Willi Beitz – Die sechziger Jahre – Unsere Entdeckungen. S. 7–15. – Willi Beitz: Die »Sestidesjatniki« – Porträt einer Generation. S. 17–24. – Wolfgang Kasack: »Blätter aus Tarussa« – Almanach des geistigen Widerstands der russischen Literatur 1961. S. 25–40. – Miroslav Zahradka: Die Kriegsprosa der sechziger Jahre. S. 41–45. – Christiane Schulz: Das fremde Kind – Zur Poetisierung der Wirklichkeit bei Ajtmatov und Saint-Exupéry. S. 47–54. – Klaus Pezold: Martin Walsers Begegnung mit dem Erzähler Jurij Trifonov – Eine germanistische Fußnote zu einer slawistischen Diskussion. S. 55–59. – Zdenek Pechal: Spiel als Verteidigung – Vladimir Nabokov. S. 61–66. – Silke Wäber: Joseph Brodskys Wahrung der Kultur (am Beispiel seines Rückgriffs auf Traditionen Marina Cvetaevas in den sechziger Jahren). S. 67–72. – Rolf Herkelrath: Von Moskau nach Petuski ohne Hoffnung. S. 73–84. – Walter Reiss: Aleksej Arbusovs dramaturgische Experimente. S. 85–90. – Adelheid Latchinian: Der weibliche Anteil an der Erneuerung der russischen Literatur in den sechziger Jahren. S. 91–99. – Michael Wegner: Die späte Rückkehr des Michail Bachtin. S. 101–107. – Ein Blick auf ein Wissenschaftlerleben. Prof. Dr. sc. phil. Willi Beitz zum 65. Geburtstag. S. 109–114. – Zu den Autoren dieses Heftes. S. 115–116. – Namenverzeichnis. S. 117–123. – Weitere Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen. S. 125–128.]

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 5,00 DM, ansonsten 8,00 DM)

*Heft 6:* Betty Lucas bei den Familien Freiligrath und Marx. Londoner Erinnerungen aus dem Jahre 1852. Herausgegeben und mit einer Nachbetrachtung versehen von Johanna Ludwig. Leipzig 1998. 71 S. ISBN 3-932725-69-7.

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 5,00 DM, ansonsten 7,00 DM)

## TEXTE ZUR PHILOSOPHIE

*Heft 1:* Eva J. Engel: Moses Mendelssohns Briefwechsel mit Lessing, Abbt und Iselin. Leipzig 1994. 42 S. ISBN 3-929994-30-5. [Enthält: Helmut Seidel: Zum Geleit. S. 5. – Eva J. Engel: Moses Mendelssohns Briefwechsel mit Lessing, Abbt und Iselin. S. 9–34. – Zur Autorin dieses Heftes. S. 35. – Debatten, Kolloquia und Vorträge im Philosophischen Arbeitskreis. S. 37–38.]

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 3,00 DM, ansonsten 4,00 DM)



*Heft 3:* Volker Caysa und Udo Tietz: Das Ethos der Ästhetik. Vom romantischen Antikapitalismus zum Marxismus. Der junge Lukács. Leipzig 1997. 80 S. ISBN 3-932725-33-6.

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 4,00 DM, ansonsten 6,00 DM)

*Heft 4:* Rudolf Rochhausen: Die philosophische Strategie von Gottfried Wilhelm Leibniz. Leipzig 1998. 94 S. ISBN 3-932725-71-9.

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 6,00 DM, ansonsten 8,00 DM)

*Heft 5:* Naturwissenschaftliches Weltbild und Gesellschaftstheorie. Kolloquium am 13. Juni 1998 in Dresden. Leipzig 1998. 86 S. ISBN3-932725-73-5. [Enthält: Vorwort. S. 5. – Herbert Hörz: Zur gesellschaftstheoretischen Relevanz moderner Naturerkenntnis. S. 7–44. – Alexander Andreeff: Selbstorganisation und Chaos in Natur und Gesellschaft. S. 45–53. Anette Schlemm: Selbstorganisation, Dialektik und wir. S. 55–64. – Karl-Heinz Kaun: Die Büchse der Pandora. War die Entwicklung der Nuklearwaffen Ende oder Anfang der Verantwortung der Menschheit für die eigene Zukunft? S. 65–74. – Horst Kreschnak: Unsicherheit und Risiko in entscheidungstheoretischen Modellen und Wertefragen. S. 75–84.]

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 6,00 DM, ansonsten 8,00 DM)

#### TEXTE ZUR HOCHSCHULPOLITIK

*Heft 1:* 4. Alternativer Hochschultag (11. März 1995). Leipzig 1995. 124 S. ISBN 3-929994-33-X. [Enthält: Vorwort. S. 5. – Torsten Bultmann: Zu den Thesen »Hochschule als gesellschaftliches Risiko« des Bundes demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. S. 7–11. – Markus Gunkel: Die gesellschaftlichen Widersprüche bleiben ausgeblendet. Zwei kritische Bemerkungen zu den Thesen des BdWi »Hochschule als gesellschaftliches Risiko«. S. 13–17. – Barbara Höll: Frauen in der Wissenschaft. S. 19–21. – Astrid Franzke: Frauen unter Hochschulgesetzen. Bilanz, Grenzen, Auswege. S. 23–33. – Rainer Rilling: Mit der Datenautobahn in den Elfenbeinturm? Was Hochschulpolitik mit G-7, World Wide Web und nicht nur mit der PDS zu tun hat. S. 35–40. – Peter Döge und Brigitte Fenner: Orientierungspunkte und Leitlinien einer sozial-ökologischen Umgestaltung der Forschungs- und Technologiepolitik. S. 41–56. – Peer Pasternack: Die Zusammenführung der Defizite. Zu Risiken und Nebenwirkungen des ostdeutschen Wissenschaftsumbaus. S. 57–64. – Siegfried Kiel: Zu dominierenden Wertungen der konservativen Hochschulernerneuerung. S. 65–70. – Ludwig Elm: Aufarbeitung von Vergangenen als Zukunftsaufgabe der Hohen Schulen. S. 71–80. – Werner Bramke: Landeshochschulpolitik zwischen Vision und mittelfristigem Ansatz. S. 81–88. – Uwe Hirschfeld: Politikwissenschaft an ostdeutschen Fachbereichen und Hochschulen für Sozialarbeit. Vertane Chancen, Stand und mögliche Perspektiven S. 89–97. – Werner Grah: Hochschulen und Staat in Thüringen. S. 99–101. – Andreas Trunschke: Brandenburgische Hochschulreformchen in der Krise. S. 103–114.]

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 4,00 DM, ansonsten 5,00 DM)

*Heft 2:* Arno Hecht: Verzweigt und verhunzt, nicht weiter verwendbar. Politisches und menschlich-soziales Umfeld der Hochschulerneuerung im Beitrittsgebiet. Leipzig 1997. 116 S. ISBN 3-932725-13-1.  
(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 5,00 DM, ansonsten 7,50 DM)

## OSTEUROPA IN TRADITION UND WANDEL

*Heft 2:* Zwischen sozialer Transformation und nationaler Identifikation (I). Leipzig 1995. 88 S. ISBN 3-929994-31-3. [Enthält: Zum Geleit. S. 5. – Erhard Crome: Vergleichende Osteuropaforschung. Einige methodische und theoretische Aspekte. S. 7–17. – Eckart Mehls: Zum Transformationsprozeß in Polen. Bemerkungen eines Historikers. S. 19–35. – Bernd Koenitz: »Wir sind ein kleines Volk«. Zu den Existenzbedingungen der tschechischen Nation und ihren Wirkungen. S. 37–53. – Dietmar Endler: Südslawische Literaturen im Spannungsfeld zwischen nationaler Identitätssuche und zwischenationalen Gemeinsamkeiten. S. 55–69. – Olaf Kirchner: Kolloquia des Leipziger Gesprächskreises Osteuropa. S. 71–76. – Zu den Autoren dieses Heftes. S. 77–78. – Kolloquia der Gesellschaft für Kultursoziologie für 1996. S. 79.]  
(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 3,00 DM, ansonsten 4,00 DM)

*Heft 3:* Zwischen sozialer Transformation und nationaler Identifikation (II). Leipzig 1996. 128 S. ISBN 3 929994-92-5. [Enthält: Vorwort. S. 5–6. – Jörg Roesler: Ökonomische Transformation in Ostmitteleuropa – eine vergleichende Betrachtung. S. 7–36. – Ernstgert Kalbe: Historische Aspekte nationaler Identitätssuche und nationaler Konflikte in Südosteuropa, insbesondere im ehemaligen Jugoslawien (Thesen). S. 37–53. – Erhard Crome: Politische Konstellationen im ungarischen Umbruch. S. 55–74. – Sarkis Latchinian: Der Konflikt um Berg-Karabach. Hintergründe und Aussichten. S. 75–95. – Olaf Kirchner: Kolloquia des Leipziger Gesprächskreises Osteuropa. S. 97–109. – Zu den Autoren dieses Heftes. S. 111–112. – Kolloquia der Gesellschaft für Kultursoziologie 1997. S. 113. – Weitere Veröffentlichungen des Rosa-Luxemburg-Vereins. S. 115–124. – Weitere Veröffentlichungen der Gesellschaft für Kultursoziologie. S. 125–128.]  
(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 5,00 DM, ansonsten 8,00 DM)

*Heft 4:* Außenpolitische Wandlungen in Osteuropa. Leipzig 1997. 132 S. ISBN 3-932725-30-1. [Enthält: Vorwort. S. 5–6. – Erhard Crome/Jochen Franzke: Paradigmenwechsel in der Außenpolitik in Osteuropa. S. 7–43. – Helga Watzin-Heerdegen: Vertrag oder Verschwörung? Zum deutsch-sowjetischen Nichtangriffsvertrag von 1939. S. 45–63. – Eva Seeber: Der Konflikt um die Gestalt Nachkriegspolens bis zur Jalta-Konferenz der Alliierten. S. 65–107. – Bärbel Birnstengel: Tschechisch-slowakische Beziehungen seit 1918. S. 109–126. – Zu den Autoren dieses Heftes. S. 127–128. – Kolloquia des Leipziger Gesprächskreises Osteuropa 1998. S. 128. – Weitere Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen zu Osteuropa-Themen. S. 129–130. – Weitere Veröffentlichungen der Gesellschaft für Kultursoziologie zu Osteuropa-Themen. S. 131–132.]  
(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 5,00 DM, ansonsten 8,00 DM)

## ROHRBACHER MANUSKRIPTE

*Heft 3: Gottfried Wilhelm Leibniz – wissenschaftliche Methoden heute.* Leipzig 1997. 120 S. ISBN 3-932725-29-8. [Enthält: Vorwort. S. 5–7. – Helmut Seidel: Leibniz und die Philosophiegeschichte. S. 9–20. – Rudolf Rochhausen: Leibniz und die Einheit von Logik, Kombinatorik und Erkenntnis. S. 21–34. – Reinhard Schmidt: Wege zur Negation eines Lehrsatzes am Beispiel des Mehrwertgesetzes aus der Sicht der Naturwissenschaft. S. 35–47. – Jan-Peter Domschke: Zur Übertragbarkeit naturwissenschaftlicher Denkweisen in die Geisteswissenschaften. S. 49–59. – Manfred Jödecke: Rhizom-machen, eine Fortschreibung universalistischer Forschungsmethodologie? – Versuch zu Leibniz aus der Perspektive aktueller französischer Kulturanthropologie. S. 61–71. – Peter Möbius: Knoten im Weltbild der modernen Physik. S. 73–93. – Ruth Milachowski: Die Schrift »Societät und Wirtschaft« – Ausdruck der Gleichwertigkeit von Theorie und Praxis im Werk von G. W. Leibniz. S. 95–104. – Kurt Reiprich: Semantische und syntaktische Schwierigkeiten bei der Bestimmung universeller Methoden. S. 105–114. – Zu den Autoren dieses Heftes. S. 115–116. – Weitere Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung. S. 117–120.]  
(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 5,00 DM, ansonsten 8,00 DM)

## DISKURS.

STREITSCHRIFTEN ZU GESCHICHTE UND POLITIK  
DES SOZIALISMUS

*Heft 2: Irrtum • Einsicht • Handeln.* Beiträge zu Ideologie und Geschichte in linker Politik. Leipzig 1997. 58 S. ISBN 3-932725-10-7. [Enthält: Vorwort. S. 1–2. – Ernst Würzl: »Abschied von der Ideologie?« Zu Begriff und Platz von Ideologie und Wissenschaft in linker Politik. S. 3–33. – Dietmar Keller: Ein Blick zurück im Zorn. Zum Umgang mit der Geschichte der DDR. S. 33–46. – Michael Schumann: Politik ohne Ideologie? S. 47–58.]  
(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 3,00 DM, ansonsten 5,00 DM)

*Heft 3: Klaus Kinner: »Die verlorene Zukunft«.* Skizzen zu einer Geschichte des deutschen Kommunismus. Leipzig 1998. 70 S. ISBN 3-932725-12-3.  
(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 5,00 DM, ansonsten 7,00 DM)

## B. BÜCHER/MONOGRAPHIEN:

Ansichten zur Geschichte der DDR. Band V. Im Auftrag der PDS/Linke Liste im Deutschen Bundestag und des Rosa-Luxemburg-Vereins e. V. Leipzig herausgegeben von Jochen Cerny, Dietmar Keller und Manfred Neuhaus. Bonn, Berlin 1994. 177 S. ISBN 3-930344-04-1.  
[Enthält: Vorwort S. 7–8. – Dieter Wittich: Ideologische, methodische und pragmatische Aspekte des Berichtes der Enquete-Kommission. S. 9–18. – Stefan Bollinger: »Geschichtsaufarbeitung« – Machtinstrument oder Erkenntnishilfe? Einige Anmer-

kungen. S. 19–28. – Günter Benser: Bundestagsdrucksache 12/7820 – auch methodisch ein Dokument voller Widersprüche. S. 29–39. – Harald Neubert: Die Vorgeschichte der deutschen Zweistaatlichkeit im internationalen Bedingungsgefüge (Thesen). S. 41–48. – Jürgen Hofmann: Deutschlandpolitik als bundesdeutsche Einbahnstraße. Nachtrag zu einem defizitären Kapitel des Abschlussesberichtes. S. 49–67. – Hans Jürgen Friederici: Das Thema »Antifaschismus« im Enquete-Bericht – Kritische Anmerkungen. S. 69–75. – Jörn Schüttrumpf: Einige ungeplante und trotzdem nicht vermeidbare Bemerkungen zu Hans Jürgen Friederici. S. 77–80. – Manfred Weißbecker: Nachdenken über den Antifaschismus. S. 81–98. – Ernst Wurl: Die »SED-Diktatur«. Überlegungen im Kontext einer Kritik des Begriffs aus dem Bericht der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages. S. 99–121. – Walter Friedrich: Regierte die SED ständig gegen die Mehrheit des Volkes? S. 123–147. – Volkmar Schöneburg: Rechtsstaat versus Unrechtsstaat? Vier Argumente gegen eine Schwarz-Weiß-Klassifikation. S. 149–161. – Bernd Okun: Inwieweit ist der Herbst 1989 »identitätsstiftend« für das vereinte Deutschland? Einige Überlegungen. S. 163–168. – Autorenverzeichnis für Band V. S. 169. – Inhaltsverzeichnis für die Bände I–V. S. 171–177.]

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 10,00 DM, ansonsten 15,00 DM)

Hans Meyers Leipziger Jahre. Beiträge des 3. Walter-Markov-Kolloquiums. Herausgegeben von Alfred Klein, Manfred Neuhaus und Klaus Pezold. Leipzig 1997. 200 S. [Enthält: Vorbemerkung der Herausgeber. S. 7–8. – Alfred Klein: Heimat auf Zeit. Hans Mayer an der Universität Leipzig: Die Ausgangslage. Die Leistung. Die Ausgrenzung. S. 11–26. – Friedrich Albrecht: Zu Hans Meyers Büchner-Buch. S. 27–30. – Irmfried Hiebel: Hans Mayer über Weiskopf, den »Mittler«. S. 31–36. – Leo Kreutzer: »... bin ich wieder an der Leine«. Mit Hans Mayer an der Technischen Hochschule Hannover. S. 37–40. – Nadeshda Dakova-Axentieva: Der Tonfall Schweyks. Zu einem Deutungsansatz Hans Meyers. S. 41–45. – Volker Caysa: »Auf der Suche nach dem Bürger«, einer Anregung Hans Meyers folgend. S. 47–52. – Elmar Faber: Hans Mayer und der Aufbau-Verlag. S. 53–57. – Werner Schubert: Hans Meyers akademische Antrittsvorlesung in Leipzig. S. 61–66. – Günter Mieth: Hans Meyers Leipziger Beiträge zur Schillerforschung. S. 67–70. – Siegfried Streller: Hans Meyers Beitrag zur Würdigung Kleists 1961. S. 71–74. – Dietrich Löffler: Die Romantik-Konferenz 1962 – ein Auftakt. S. 75–76. – Dieter Pilling: »Die architektonische Wunderwelt des Wawel«. Hans Mayer über polnische Kunst und Kultur. S. 77–80. – Werner Wolf: Hans Mayer und Richard Wagner. S. 81–86. – Horst Nalewski: Sicherheit gewonnen. Hans Meyers Bemerkungen zu Rainer Maria Rilke. S. 87–92. – Klaus Schuhmann: »Gelegenheitsdichtung des jungen Brecht«. Hans Mayer entschlüsselt ein Gedicht. S. 93–96. – Klaus Pezold: Der Literarhistoriker und die deutschsprachige Literatur seiner Zeit. Hans Mayer als Partner von Autoren aus Ost und West. S. 97–102. – Armin-Gerd Kuckhoff: Über die Kenntlichkeit von Hans Mayer. S. 105–115. – Joachim Pötschke: Begegnungen mit Hans Mayer. Frankfurt am Main 1947 und Leipzig 1948 bis 1963. S. 117–120. – Joachim Biener: Nachtrag zum Mayer-Colloquium. S. 121–123. – Werner Hecht: »Zur freundlichen Beherrschung«. Hans Meyers Rat an den subversiven Brecht, »mit großen Herren nicht frey« zu reden. S. 125–128. – Erhard Scherner: Prüfungen 1953. Die fatalen Details. S. 129–132. – Waltraut Engelberg: Bert Brecht bei Hans Mayer. S. 133–135. – Günter

Lohse: Operettentheater Leipzig, 7. Oktober 1959. Unauslöschliche Erinnerung an Hans Mayer. S. 137–138. – Christel Hartinger: In anekdotischer Manier. S. 139–141. – Julia Lichtenberg: Mit Platon gesprochen. Beim Zeus, will ich Euch sagen, wie ich darüber denke. S. 143–145. – Ute Baum: Erziehung durch Hans Mayer. S. 147–148. – Manfred Lauer mann: »Die Gegenuniversität – bin ich selbst!« Hans Mayer und »68« in Hannover. S. 149–162. – Yan Baoyu: Zu Persönlichkeit, Lehre und Arbeitsstil von Hans Mayer aus der Sicht seiner chinesischen Schüler der Leipziger Zeit. S. 163–167. – Günter Albus: Hans Mayer in Leipzig 1948–1963. Eine bio-bibliographische Chronik. S. 171–190. – Personenverzeichnis. S. 191–198. – Autorenverzeichnis. S. 199–200.]

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 15,00, ansonsten 20,00 DM)

»Natürlich – die Tauchaer Straße!« Beiträge zur Geschichte der »Leipziger Volkszeitung«. Herausgegeben von Jürgen Schlimper. Leipzig 1997. 519 S. ISBN 3-932725-34-4.

[Enthält: Jürgen Schlimper: Vorwort. S. 7–9. – Hans Poerschke: Was wir heute wollen. Vorbemerkungen eines Nichthistorikers. S. 11–15. – Jürgen Schlimper: Eine sozialistische Antwort auf die Generalanzeiger. Zum Wandel konzeptioneller Vorstellungen bei der »Leipziger Volkszeitung« und deren praktischer Umsetzung. S. 17–99. – Tobias Liebert: Kommunikation und Organisation – historische und theoretische Aspekte. Rückblicke auf die sozialdemokratische Parteipresse anlässlich des 100. Jahrestages der Gründung der »Leipziger Volkszeitung«. S. 101–130. – Wolfgang Schröder: »Volkszeitungen« vor der »Volkszeitung«. Ein Versuch demokratischer Sammlung. S. 131–148. – Frank Stader: Vom »Ostkreis« zur »Leipziger Volks-Zeitung«. Albert Seebach und die Wiedergeburt der sozialdemokratischen Leipziger Presse (1883–1885). S. 149–165. – Frank Stader: Vom »Landtagswähler« zum »Wähler«. Der Übergang zu einer täglich erscheinenden Lokalzeitung. S. 167–193. – Matthias John: Konrad Haenisch in Leipzig 1894/1895 bis 1898. Eine Übersicht auf Grundlage von Überlieferungen in der LVZ und archivalischer Quellen. S. 195–286. – Hans-Jürgen Friederici: Franz Mehring und die »Leipziger Volkszeitung«. Seine Jahre als Chefredakteur. S. 287–297. – Rüdiger Zimmermann: Arkadij Gurland (1904 bis 1979). Marxistischer Theoretiker und Publizist. S. 299–322. – Erhard Hexelschneider: Russische Literatur in der »Leipziger Volkszeitung« vor dem ersten Weltkrieg. Ein Überblick. S. 323–341. – Jürgen Schlimper: Zur Arbeit an einer Monographie zur Geschichte der »Leipziger Volkszeitung« seit 1894. Wissenschaftliches Herangehen und Probleme bei der Arbeit an einer Habilitationsschrift. S. 343–362. – Dokumentation: Ausgewählte Darstellungen der »Leipziger Volkszeitung« zur eigenen Geschichte aus den Jahren 1919 bis 1931. S. 363–445. – Jürgen Schlimper: Thesen zur Entwicklung der »Leipziger Volkszeitung« vor 1945. S. 447–468. – Jürgen Schlimper: Thesen zur Geschichte der »Leipziger Volkszeitung« seit 1946 bis zum Ende der DDR. S. 469–506. – Autorenverzeichnis. S. 507–512. – Personenverzeichnis. S. 513–519.]

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 25,00 DM, ansonsten 32,80 DM)

Republik im Niemandsland. Ein Schwarzenberg-Lesebuch. Im Auftrag der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. Leipzig, »Helle Panke« zur Förderung von Politik, Bildung und Kultur e. V. Berlin und Förderverein Konkrete Utopien e. V. Berlin

herausgegeben von Jochen Czerny. Leipzig 1997. 392 S. ISBN 3-932725-09-3.  
 [Enthält: Manfred Neuhaus/Karl Matko: Grußansprachen. S. 11–14. – Hans Lauter: Zuchthausgespräche. Die Begegnung mit Gauleiter Mutschmann und Diskussionen mit meinen Genossen. S. 17–22. – Dieter Wittich: Dreierlei Macht. Frühjahr 1945 in Thüringen. S. 23–27. – Paul Korb: Der Antifaschistische Aktionsausschuß in Schwarzenberg. S. 28–41. – Wolfgang Kießling: Beierfeld. Erlebnisse in einer Gemeinde der »Freien Republik«. S. 42–57. – Willy Irmisch/Heiner Müller: Der Nachrichtensprecher. Bericht des Ersten Bürgermeisters. S. 58–62. – Werner Groß: Von den Anfängen der Forschung. S. 63–72. – Karl-Heinz Gräfe: Deutsche Kriegführung in Sachsen. S. 75–83. – Harald Weber: Die unbesetzte Zone im Mulde-Gebiet. S. 84–88. – Peter Bukvic: Antifaschistische Selbsthilfe im Westerzgebirge. S. 89–111. – Jochen Geyer/Ralf Müller: Zwischen Niemandland und »Republik«. Erinnerungen Einheimischer an die besatzungslose Zeit. S. 112–148. – Lothar Wendler: »Anderes Geld«. Numismatische Erkundungen. S. 149–156. – Frank Nestler: Die »Schwarzenberger Zeitung«. S. 157–166. – Dieter Schiller: Utopie als Geschichte. Stefan Heyms Roman »Schwarzenberg«. S. 167–173. – Sascha Reinecke: Sowjetunion- und Russenbilder in Heyms Roman. S. 174–180. – Jochen Czerny: Ein (un)passendes Beispiel. Die DDR-Geschichtsschreibung über das Antifa-Regime. S. 183–213. – Günter Benser: Das Zentralkomitee der KPD und die Antifa-Ausschüsse. S. 214–226. – Ulla Plener: Über Spontanität, zwei Demokratie-Traditionen in der Arbeiterbewegung und die Position von Kurt Schumacher. S. 227–239. – Ingeborg Bauer: Basisdemokratie und Staatsmacht. S. 240–241. – Helmut Seidel: Reflexionen über den Utopie-Begriff. S. 242–245. Dokumentation und Chronik. S. 249–364. – Karten. S. 365–369. – Verzeichnisse. S. 373–392.]

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 15,00 DM, ansonsten 21,80 DM)

*Ryszard Nazarewicz*: Die Vernichtung der KP Polens im Lichte der Akten des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale. Leipzig 1998. 53 S. ISBN 3-932725-09-3.

(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 3,00, ansonsten 4,50 DM)

Die Russische Revolution 1917 und die Linke auf dem Weg in das 21. Jahrhundert. Kolloquium aus Anlaß des 80. Jahrestages der Russischen Revolution am 8. November 1997. Im Auftrag der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. herausgegeben von Willi Beitz, Ernstgert Kalbe, Klaus Kinner und Roland Opitz. Leipzig 1998. 152 S. ISBN 3-932725-70-0.

[Enthält: Editorial. S. 5. – Helga Watzin-Heerdegen: Gab es eine Alternative zum bolschewistischen Aufstand im Oktober 1917? S. 7–13. – Wladislaw Hedeler: »Die Wache ist müde ...«: Das Auftreten der Bolschewiki in der Konstituierenden Versammlung. S. 14–22. – Ernstgert Kalbe: Chancen und Grenzen realsozialistischer Modernisierung in Osteuropa. Nachdenken über die Oktoberrevolution. S. 23–34. – Monika Runge: Die Oktoberrevolution und ihr Weg in die Sackgasse. S. 35–40. – Manfred Weißbecker: Das gescheiterte Parteikonzept und der Weg »linker« Parteien ins 21. Jahrhundert. S. 41–48. – Wolfgang Geier: Das Ende der Alternative. Vom VII. Weltkongreß der Komintern 1935 bis zu den Schauprozessen 1948–1952. S. 49–66. – Sarkis Latchinian: Die Idee der Revolution ist unvergänglich. S. 67–72. – Klaus

Kinner: 7. und 9. November: Der deutsche Kommunismus und die Russische Revolution. S. 73–81. – Volker Caysa: Der andere Bloch – Bloch contra Lenin. Blochs »Vademecum für heutige Demokraten« und die Russische Revolution 1917. S. 82–92. – Jürgen Schlimper: »Es ist eine Umwälzung von ungeheuren Dimensionen.« Die sozialdemokratische »Leipziger Volkszeitung« über die Russische Revolution (1917–1933). S. 93–122. – Nyota Thun: Erwartungen der Kunst-Linken: die absolute Freiheit der Kunst Oder Legenden und Realität. S. 123–129. – Willi Beitz: Literarische Lektüre als vergegenwärtigte Revolutionsgeschichte. Schlüsselkapitel aus Scholochows Romanepos »Der stille Don« rekapituliert. S. 130–135. – Gerhard Wappler: Auswirkungen der Oktoberrevolution auf das sowjetische Musikschaffen. S. 136–145. – Zu den Autoren dieses Heftes. S. 147–150. – Weitere Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. zu Osteuropa-Themen. S. 151–152.]  
(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 10,00, ansonsten 15,00 DM)

*Arnulf Burckhardt*: 13 auf einen Streich. Die personelle Veränderung der Professorenschaft an der Veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Leipzig 1990 bis 1993. Leipzig 1998. 125 S. ISBN 3-932725-72-7.  
(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 7,00 DM, ansonsten 9,00 DM)

*Annelies Laschitza*: Die Welt ist so schön bei allem Graus. Rosa Luxemburg im internationalen Diskurs. Leipzig 1998. ISBN 3-932725-76-X.  
(Unkostenbeitrag: Vereinsmitglieder 14,00 DM, ansonsten 10,00 DM)





